BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Literatur der schönen Wissenschaften und klassischen Schriftsteller aus den neuesten Journalen

Bd.: 1.

Frankfurt [u.a.] (1780)

L.eleg.g. 241-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574250-4
VD18 8044380X-001

I M A O

<36612596790012

<36612596790012

Bayer. Staatsbibliothek

L. ccy. 9. 241 – 1

Num. 1451.

Bf. W. Indiffr. - pp. 357.

Literatur
der schönen
Wissenschaften
und
klassischen Schriftsteller
aus
den neuesten Journalen.

Erster Band.

Frankfurt und Leipzig,
Im Verlag bey Tobias Göbhards.
1780.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Keine Wissenschaft sollte gelehret werden, ohne den Lernenden mit der ältern und neuern Gelehrtengeschichte derselben bekannt zu machen: denn sie mischet Licht und Annehmlichkeit in die Theorie, dienet zum Umgang, verhütet Pedanterey, und reichet Stoff dar zur Nacheiferung und zur Bescheidenheit.

Es ist dermalen keine Wissenschaft, die nicht ihr eignes Journal in Deutschland hätte; nur die schönen Wissenschaften genießen des Vortheils noch nicht, ein solches zu haben, das auch den Bedürfnißen der studierenden Jugend entspräche. Klotens Bibliotheck hat mit ihm aufgehört und Schirachs Magazin enthielt nicht viel

Vorrede.

kernhafte Recensionen: die neue Biblio=thek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, welche zu Leipzig heraus=kömmt, ist in ihrer Art vortreflich, aber kostbar und über die Hälfte nur dem Künst=ler, oder dem Kenner und Freunde der Kunst brauchbar; Zudem werden darinnen nur wenige, nur die wichtigsten Schriften aus dem Fache der schönen Wissenschaften, aber auch meisterhaft recensirt. Die allge=meine deutsche Bibliothek von Berlin nähert sich in diesem Felde der Vollständig=keit: nicht leicht entwischet ihr ein Büchelchen dieser Art: es hat seinen guten Nutzen, auch die schlechten Schriftsteller kennen zu lernen, um wenigstens vor ihnen gewarnet zu wer=den.

den. Allein das Fach, wovon wir reden, verliert sich in dieser alle Wissenschaften umfassenden Bibliothek, wie ein Fluß im Weltmeere. Sie ist im Ganzen genommen nur für Männer geschrieben, welche das Wahre und Falsche, absonderlich im theologischen Fach zu unterscheiden im Stande sind: dem Frauenzimmer, dem Jüngling, wenn auch sonst keine andere Ursach im Wege stünde, kann und darf man dieselbe schon deswegen nicht in die Hände geben.

Ich habe daher auf Mittel gedacht, dem hier obwaltenden Mangel abzuhelfen, ohne Jemand einen Nachtheil zuzuziehen: denn allein um der schönen Wissenschaften willen

Vorrede.

wird wohl niemand die Berliner Bibliothek halten. Zuletzt entstunde dieser Plan, den man auch in Zukunft genau befolget finden wird: gegenwärtiger Band besteht aus 2. Theilen, wovon der erste die Hälfte aller Recensionen alter und besonders klassischer griechischer und lateinischer Schriftsteller aus den 12. ersten Bänden nebst den zween Bänden Anhängen der allgem. d. Bibliothek und also vom J. 1765. bis 1770. in einer solchen Ordnung liefert, daß, was dort in so viel Bänden über eben denselben Schriftsteller zerstreuet liegt, hier unter einen Titel z. B. Homer zusammengebracht und aus den übrigen oben angeführten Journalen, wo

es dienlich schien, ergänzet ist: vor jeglichem berühmten griechischen Schriftsteller hat man des Hrn. Prof. Clodius Versuch von dem Karakter und den Sitten des Griechen vorangesetzet, um den Leser mit den großen Genien des Alterthums desto bekannter zu machen.

Man hat übrigens durch Uebergehung gewisser Schriften und Weglassung mancher Stelle dafür gesorget, daß diese Sammlung von Mädchen, ohne zu erröthen, von Jünglingen, ohne geärgert zu werden, mag gelesen werden. An der Fortsetzung derselben darf wohl niemand zweifeln und wir werden mit dem sechsten Bande bis auf unser gegenwärti-

Vorrede.

wärtiges Jahr gekommen seyn. Ich sehe es für überflüßig an, etwas zur Empfehlung dieses Unternehmens beyzufügen, da der Mangel eines solchen Werkes, absonderlich im Katholischen Antheile Deutschlandes offenbar ist.

Der Herausgeber.

Erster Theil.

Kenntniß der neuern Philologie und Kritik über alte und besonders klassische Schriftsteller.

Homer.

Es ist hier gar nicht mein Beruf, noch einmal die Verdienste eines Genies zu retten, das kein Terasson mit seiner Philosophie, und kein parodirender Perrault von der ersten Stelle verdrängen wird, die ihm die allgemeine Stimme so vieler Jahrhunderte zugestanden hat.

Der Phalanx des Homer erorberte die Welt,
Und Alexander zeigt des Dichters Geist, als Held,
Lykurg und Solon lernt von ihm Gesetz und Pflichten,
Von ihm Quintilian die Redner unterrichten,
Ihm fleugt ein Sophokles und kühner Aeschyl nach,
Und Maro spricht im Ton, in dem der Grieche sprach.
Ihn halb nur zu verstehn, und stolz ihn zu verspotten,
Erlaubt der Geist Homers Perraulten und LaMotten.

Da ich mir aber einmal vorgenommen habe, von den Sitten der Dichter in Absicht auf die Unschuld zu reden, so kann ich der Versuchung nicht entgehen, mich einen Augenblick bey ihm aufzuhalten.

Dieser epische Dichter ist in seinen Sitten und in den Schilderungen der Liebe sanft, wie ein silberner Quell, der aus den Alpen entspringt, so wie er in seinen heroischen Sitten dem Simois und dem Xanthus gleicht, der wider den Achill ergrimmt, aus seinem Fluthbette tritt, und von niemanden als dem Vulkan gebändigt werden kann. Ueberall sanfte Bescheidenheit, lachende Offenheit, reizende Unschuld, mit dem Ideal der weiblichen Schönheit verbunden. Seine Heldinnen gleichen dem bescheidenen Reize der mediceischen Venus, und der Grazien in den Gemmen der Alten. Sie sind unbekleidet, ohne gesuchten Schmuck; aber die Hoheit und Unschuld ihrer Minen verdrängt jeden strafbaren Gedanken, der oft durch das durchsichtige Gewand einer Buhlerinn erweckt wird. Penelope schämt sich des fleißigen Gewebes nicht, und Nausikaa trocknet mit königlichen Händen ein weißes Gewand *). Andromache liebt ihren heldenmüthigen Gemahl so unschuldig, als sie ihn nach dem Tode beweint, und eine einzige Scene zwischen ihr und dem Hektor — der Sohn des Hektors auf den Armen seiner Mährerinn, der sich vor dem Federbusche seines Vaters fürchtet und zurück beugt — ist mehr werth, als zwey wollüstige

*) Od. VI. 90.

ruhen läßt, sondern in die Scene der Trojaner gemischt hat. Homer verstand das Geheimniß, auch den strafbaren Charaktern einen Anstrich von Güte zu geben, der sie des Mitleids würdig macht. Ueberhaupt ist die Unschuld der Sitten und die Verleugnung der Wollust im Homer außerordentlich sichtbar. Der ganze Geist der Iliade ist Tapferkeit, Muth in der Gefahr, heroische Größe von der Seite der Freundschaft und des Hasses. Wer will bey den Leibesübungen und den Körpern eines Aiax, Agamemnon und Diomedes, einen entkräfteten Wollüstling denken, oder auf der offenen Stirne eines Helden, der keine Leyer spielt, die er nicht erobert, und einen Löwen mit der Stärke des Jupiters gewaffnet zum Gegner hat, die Züge der Weichlichkeit suchen? Wenn Hektor mit edlem Unwillen

nichts von der Größe seines Charakters, wenn er der Nachsicht seines Vaters Priamus nachgiebt, und übrigens bey allen Gelegenheiten seinen Unwillen gegen die Handlung selber verräth. Wie viel würde übrigens die Iliade verlohren haben, wenn der Poet nach dem Einfalle des Protesilaus den Zweykampf des Menelaus und Paris, und verschiedene andre Situationen um einer Geschichte willen weggelassen hätte, von der er ohnedem abgehen mußte, so bald er eine wunderbare Fabel entwerfen wollte.

theilhaften Begriff von der Denkungsart des Dichters machen konnten. Ich weiß wohl, daß das Vorurtheil des Aristarchs zu weit getrieben ist, und Plutarch und Pope [l] eine Verwegenheit mißbilligen, darüber der lachende Lucian mit seiner gewöhnlichen Laune spottet. Unterdessen bleibt dieß allemal ein Beweis, wie weit dieser Kenner des Homers in der Achtung gegen seine Bescheidenheit gegangen ist. Plutarch [m], der wenig Partheylichkeit verräth, entschuldigt dennoch das Geständniß, das Homer den Phönix von seinen jugendlichen Ausschweifungen machen läßt, dadurch, weil die Dichtkunst die Menschen nicht immer schildert, wie sie seyn sollen, sondern auch, wie sie sind. Pope geht in der Erklärung einer benachbarten Stelle [n] noch weiter. Er rettet durch eine deutlichere Erklärung des Worts προμιγηναι den Phönix von dem Verdachte des Incests, in den er, bey minderer Aufmerksamkeit verfallen konnte, und setzet es als einen Grundsatz voraus, daß Homer, nach seiner Denkungs-

l) Anmerkungen über den Homer Il. IX. 486.

m) De aud. poet. c. 12. §. 8. 16.

n) Il. 9. 531. Had it been otherwise, and hat Phoenix committed this sort of incest, Homer would neither have presented this image to his reader, nor Peleus chosen Phoenix to be governor to Achilles.

kungsart, den Lehrer des Achilles dieß gar nicht sagen lassen konnte.

Die Alten, die überhaupt auf die Dichter, nicht als überflüßige Geschöpfe im Staate, mit einem stolzen Mitleiden herabsahen, und die Erkenntniß des Menschen und seiner Leidenschaften noch da verehrten, wo sie die systematische Form verleugnete, giengen in ihren Vorurtheilen bis zur Vergötterung. Sie beruften sich auf das Ansehen des Homers, als auf ein Orakel, und brauchten die Sitten seiner Helden zum Beyspiele der moralischen Vollkommenheit. Aeschines o) sucht den Timarch, wegen seines ausschweifenden Umganges mit verdächtigen Jünglingen, in den Augen seiner Richter verhaßt zu machen. Um die unedlen Sitten dieser Weichlinge sichtbarer zu schildern, macht er eine Vergleichung der Sitten seines Gegners mit den Sitten des Patroklus und Achilles. Er läßt einige rührende Stellen aus der Iliade vorlesen, und macht bey dieser Gelegenheit dem Homer einen empfindlichen Lobspruch, in dem er ihn mit der Denkungsart des philosophischen Euripides vergleicht.

Ich sehe voraus, daß man mir bey dieser Gelegenheit einige Scenen aus der Iliade entgegen

o) In Timarch. p. 189. ed. Wolf.

lichen Ursprung zu geben, die Dichtkunst lieh ihr ihren Reiz, vermählte die Götter mit den Menschen, und schuf eine Menge von Halbgöttern, die gar nicht darüber erröthen, ihre Geburt den Ausschweifungen dieser luftigen Wesen zu verdanken zu haben. Weil dieser hypothetische Ursprung der Fabel Gelegenheit gab, die Menschen über die gemeine Größe der Natur zu erheben, und das Wunderbare und Heroische wahrscheinlicher zu verbinden, so maßten sich die epischen Dichter diese Freyheit vorzüglich an. Homer gründete selbst auf dieses Vorurtheil die Größe des Achilles; keiner seiner Helden ist so gering, der nicht mit dem Olymp verwandt wäre, oder wenigstens eine Nymphe zur Mutter hätte. Und aus den Erzählungen seiner Heldinnen in dem Orkus *) sieht man, daß eben der Jupiter und Neptun, der den Himmel und das Meer erschüttert, sich gefallen läßt, ein schlauer Eroberer griechischer Herzen zu werden. Alle Götter sind vermählt, und überlassen sich den sinnlichen Empfindungen mehr, als die ihnen untergeordneten Menschen. Jupiter ruht auf dem Ida **), ein wollüstiger Torus erhebt sich freywillig unter seinen Füßen, und die güldene Wolke, mit der er die Juno um-

*) Od. XI, 240. sqq. **) Il. XIV. 330.

umschattet, ist für den Leser der Iliade nicht so undurchdringlich, als sie es für die Stralen der Sonne war. Alles dieses räume ich gerne ein. Ich will mich sogar nicht auf die Vergleichung der neuern und ältern Dichter berufen, oder mit Voltaire w) den Homer durch die übertriebene Nachahmung des Triffin entschuldigen. Alles, was ich sagen kann, ist dieses, daß der Dichter bey aller Gelegenheit die richtigsten und erhabensten Gedanken von der Freundschaft, Unschuld, und den Pflichten der ehelichen Treue einschaltet, selten in den niedrigen und schmutzigen Ausdruck verfällt, seinen Helden eine Vollkommenheit mittheilet, die er seinen Göttern versagt, und oftmals in seinen reinen Empfindungen von niemanden übertroffen werden kann, als vom Milton, der nach dem hohen Ideal der ersten natürlichen Unschuld schrieb. Plutarch x) bemerkt mit sehr vieler Gründlichkeit, daß Agamemnon niemals ehrwürdiger und königlicher spricht, als wenn er von seiner Chryseis redet. Man könnte noch hinzusetzen, daß der

w) Essai sur la Poesie Epique ch 5.
x) De aud. poet. cap. 12. §. 15. Ὁ Ἀγαμεμνων ἐν μεν τοις περι την ἐκκλησιαν γενομενοις και λεγομενοις ὑπ' αὐτου κατηγελασος ἐσιν ἐν δε τοις περι Χρυσηϊδα σεμνοτερος και βασιλικωτερος.

der Eyd, den er dem Achilles thut, diese Sclavinn nicht berühret zu haben, ein sehr deutliches Merkmal seiner Enthaltsamkeit ist, und daß Achilles mit aller der Zärtlichkeit gegen eine Geliebte, und den Thränen, die er mehr aus edelmüthigem Unwillen, als aus weibischer Kleinmüthigkeit vergoß, den Charakter behauptet, den Boileau von den tragischen Helden verlangt:

Peignés donc, j'y consens, les Heros amoureux:
Mais ne m'en formés pas des Bergers doucereux.
Qu' Achille aime autrement que Tyrsis & Philene.
N' allés pas d'un Cyrus nous faire un Artamene;
Et que l' amour souvent de remors combattu
Paroisse une foibleſſe & non une vertu.

Euripides hat vermuthlich seinen Achill in der Iphigenia nach der Anlage des Homers gezeichnet, und niemals ist ein junger feuriger Held bescheidener gebildet worden, als dieser tragische.

---

zu gefallen, mußten mit dem Homer einige Veränderungen vorgenommen werden; den Franzosen zu gefallen, muß er beynahe aufhören Homer zu seyn.

Wir wollen unsern Lesern zu erst einen Auszug aus des Herrn B. Betrachtungen über den Homer liefern, die voller nützlichen Anmerkungen sind, und Geschmack und Einsicht verrathen.

Herr B. handelt von dem lebhaften Streit, der in dem letzten Jahrhundert in Frankreich über den Werth des Homers entstanden. "Perrault war der erste, der den griechischen Dichter angrif. Er hatte Witz und Geschmack; aber seine Kritik ist nicht die richtigste. Da er den Homer selbst nicht beurtheilen konnte; so beurtheilte er ihn nach schwachen Dollmetschern, und glaubte den Ausspruch thun zu können. Er that noch mehr, er übersetzte Stellen aus lateinischen Uebersetzungen ins Französische, und begnügte sich nicht wörtliche Uebersetzungen, wieder wörtlich in seine Sprache zu übertragen; sondern bediente sich der niedrigsten Worte und Ausdrückungen, und entstellte nicht selten so gar den Sinn des Originals. — Despreaux ergrif die Feder, den Homer zu rächen. — Allein Perrault wurde von der Begierde zu tadeln, und Despreaux von der Begierde zu loben hingerissen. Jener sahe fast gar kei-

ne

ferner die Gleichnisse des Homers allzuoft wiederholt. Diese Bemerkung antworret Herr B. mag in Ansehung unser richtig seyn. Was aber den Homer ein wenig rechtfertigen könnte, ist dieses, daß zu seiner Zeit das Feld der Vergleichungen weit eingeschränkter war als jezt, weil die Känntnisse damals nicht so ausgebreitet gewesen, daß die ländlichen Gegenstände damals den stärksten Eindruck machten, und daher gar füglich ohne Ueberdruß öfters in das Gedächtniß zurückgebracht werden konnten. "Was Herr B. von dem Felde der Vergleichungen sagt, daß es durch unsere ausgebreitete Känntnisse erweitert worden wäre, erinnern wir uns öfters, aber niemals ohne Befremdung gelesen zu haben. So? besitzen wir ein so weites Feld für neue Gleichnisse, und gleichwohl sind seit dem Homer bis auf unsere Zeit vielleicht nicht so viel Gleichnisse erfunden worden, als dieser Dichter allein in seinen Heldengedichten gebraucht hat? Herr B. sagt selbst einige Zeilen darauf, Klopfstock sey der einzige epische Dichter, der seine Gleichnisse nicht dem Homer abgeborgt; sondern lauter neue und originelle angebracht. "Wie reimt sich dieses mit den ausgebreiteten Känntnissen der neuern Zeiten, die ihnen ein so weites Feld zu neuen Gleichnissen öffnen? diese Materie verdienet untersucht

zu werden. Uns scheinet es fast, daß unsere neu-erworbenen Känntnisse den Stoff zu Gleichnissen eingeschränkt haben, indem wir darüber die familiären Gegenstände mit allzu geringer Aufmerksamkeit betrachten. Künstliche Versuche und Beobachtungen, fremde Weltgegenden, mündliche Berichte oder Beschreibungen von ausserordentlichen Gegenständen der Natur sind so tüchtig nicht zu poetischen Gleichnissen, als alltägliche Erscheinungen, die uns in die Sinne fallen, die dem Leser nicht unbekannt sind, und da er die Einbildungskraft des Dichters mit der seinigen vergleichen kann. — Jedoch hier ist der Ort nicht, dieses weitläuftiger auszuführen. Wir kehren zu Herrn B. zurück.

"Homer sollte einen furchtbaren Feind haben in la Motte. Die Fehler sowohl als die wahren Schönheiten der Iliade zu zeigen, gab er seine Iliade nebst seinem Discourse über den Homer heraus. Jene sollte die Schönheiten der Iliade unter einem Gesichtspunkte vereinigen, und dieser ihren Werth festsetzen, und die Fehler verdammen, die eine blinde Anbetung über allen Tadel hinaus setzen wollte. — Der Einfall war gut; allein zum Unglück war seine Uebersetzung wenigstens in den Augen der Widersacher des Alterthums, dem Ruhm des Homers eben so nachthei-

theilig als sein Discours. Dieser zeigte seine Fehler und jene schränkte die Anzahl seiner Schönheiten auf wenige ein, die noch dazu sich nicht sonderlich ausnahme. — Fontenelle, ein Widersager des Alterthums und ein Freund des la Motte, behauptete, die französische Iliade habe nicht gelingen können, weil es die Iliade ist. Das heißt die Partheylichkeit auf der andern Seite gar zu weit treiben." Herr B. zeigt mit vieler Scharfsinnigkeit die Ursache an, warum die Uebersetzung dem Herrn la Motte hat mißlingen müssen. Er war kein sonderlicher Versificateur, die Epopee war seine Gattung nicht, und die Homerische Einfalt seinem feinen und delicaten Geiste gerade entgegen gesetzt. Alle naiven Ausdrücke des Homers würzt er mit der ihm gewöhnlichen Feinheit. Das heißt, sagt Herr B. einem Dorfmägdchen rothe und weisse Schminke anstreichen. Ferner arbeitete la Motte nicht nach dem Original; sondern nach der Uebersetzung der Dacier, die, wie bekannt, richtig übersetzt, aber ohne Harmonie, ohne Feuer und Geist. Er sagt zwar, die Schönheit des Ausdrucks setze er allenthalben zum voraus. Allein welcher Unterschied zwischen voraussetzen und empfinden! — Endlich war er auch wider den Homer allzusehr eingenommen, als daß er ihm hätte Gerechtigkeit wi-

derfahren lassen können. Die große Bewunde
rung, die ein Uebersetzer für sein Modell hegt
ist zuweilen lächerlich; aber ihm ist sie sehr nütz
lich, indem sie seine Geduld unterhält, und sei
Feuer anfachet, wenn es erlöschen will. La Mot
te versprach sich allzuwenig von seinem Original
und sucht es daher so sehr zu verschönern, daß e
nothwendig seinen Zweck hat verfehlen müssen.—
Man kann also in einem andern Verstande ga
wohl sagen, es sey dem La Motte nicht gelungen,
weil es die Iliade war, das heißt, ein Helden-
gedicht, voller nachläßigen und einfältigen
Schönheiten, weil es die Iliade war, die er in
einer sehr prosaischen Uebersetzung gelesen hatte;
weil es die Iliade war, die dieser Kunstrichter
sehr lange mit allzustrengen Augen angesehen
hatte.

Was die Sitten im Homer betrift, macht
Herr B. keine Schwierigkeit, einzuräumen, daß
ihre Rauhigkeit anstößig sey. Man würde,
meynt er, die einfältige trockene Geschichte der-
selben noch eher ertragen, als den Enthusiasmus
der Epopee, den sie uns vorstellet, daß wir sie
bewundern sollen. Diesen Tadel hätten wir viel-
leicht nicht so schlechterdings eingeräumt. Er
gründet sich auf die Voraussetzung, daß der Dich-
ter uns seinen Held, so wie er ist, zum Muster

der

der Nachahmung anpreisen will. Beym Homer aber ist dieses auf keinerley Weise zu vermuthen, denn er mißbilliget mit ausdrücklichen Worten die Grausamkeiten des Achilles, und beschreibt sie als unerhörte Grausamkeiten. Man bedenke, ob Homer selbst, in dessen Seele, wie ein gewisser Kunstrichter bemerkt, der Haß niemals gekommen, ob er den nichtswürdigsten Feind so gemißgehandelt haben würde, als er Achilles den Hektor mißhandeln läßt. Gesetzt, er hätte den Mann in seine Gewalt bekommen, an dem er sich in einem seiner Sinngedichte zu rächen wünscht, weil er das Gastrecht beleidiget; würde er ihn wohl umgebracht, und im Triumph an einem Wagen um die Stadt herum geschleift haben? — Wenn man ja in der Epopee durchaus Muster zur Nachahmung haben will; so sey es Achilles in Ansehung der Tapferkeit und der feurigen Empfindungen der Freundschaft, Hektor aber, was die Edelmuth betrift und die Liebe zum Vaterlande. — Herr B. bemerkt, die Grausamkeiten seyn zwar das Alleranstößigste in den Sitten Homers, allein die Delicatesse seiner Landsleute dürfte vielleicht noch mehr durch die Grobheit derselben beleidiget werden. Er will indessen auch hierinn die Sache Homers nicht ganz aufgeben. Er macht einige Anmerkungen zur Ver-

theidigung des griechischen Dichters, unter wel-
chen uns folgende gefallen hat. "Diese Grob-
heit der Sitten, spricht er, ist im Originale weit
weniger anstößig, als in einer zu getreuen Ueber-
setzung. Die Wörter und Redensarten, mit
welchen wir etwa niedrige Begriffe zu verbinden
pflegen, beleidigen in einer fremden Sprache we-
niger als in der unsrigen. — Ueberhaupt wird
es viel leichter ein Grieche zu werden, oder sich
in die Sitten und Gewohnheiten dieser Nation
zu schicken, wenn man die Iliade selbst lieset; je-
des Wort erinnert uns, daß wir in einem frem-
den Lande sind. In einer Uebersetzung hingegen
entschuldigen wir nicht nur kein niedriges Wort;
sondern wir vergessen auch fast in jeder Linie, daß
wir uns in entfernte Zeiten und Länder zu ver-
setzen haben. Wenn wir unsere eigene Spra-
che hören, erwarten wir auch unsere Begriffe,
und unsere Sitten u. s. w." Hierauf widerleget
er einige besondere Kritiken des la Motte, z. E.
daß die Helden Homers so unhöflich sind, sich
selbst zu loben, daß Homer öfters sehr niedrige
Gleichnisse hat, daß er im Gefechte lange Reden
halten läßt, daß er sogar an Pferde läßt Reden
halten. Wir übergehen dieses alles, um noch
einige Worte von dem Abt Terrasson zu sagen,
der mit noch mehrerm Eifer wider den Homer
geschrieben.

La Motte war strenge gegen den Homer, aber er ließ dem schönen Genie (au beau genie) des griechischen Dichters auch einige Gerechtigkeit wiederfahren, und ward zuweilen sein Lobredner. Terrasson hingegen gehet weiter. Er möchte die ganze Iliade vernichten, und selbst die Trümmer davon nicht verschonen. Er setzte Homer noch unter Chapelain. Was das Schlimmste war, die beyden vorigen Tadler des Homers verstanden das Griechische nicht, dem Terrasson aber konnte man diesen Vorwurf nicht machen.

Wir haben dieses französischen Weltweisen Dissertation sur Homere nicht gelesen. So viel man aber aus den Kritiken, die Hr. B. und aus einigen wenigen, die Clarke in seinen Noten anführet, urtheilen kann, besaß er mehr Spitzfindigkeit des Geistes, als Geschmack und Empfindung, und war zu nichts weniger aufgelegt, als den Homer zu beurtheilen. Hr. B. führt folgende Kritiken von ihm an. Fürs erste findet er eine zweyfache Handlung in der Iliade, nämlich den Zorn Achilles anfangs wider den Agamemnon, und zuletzt wider den Hektor. Allein, wie genau hängen diese im Homer zusammen! der Zorn wider den Hektor, daß er seinen Freund Patroklus erschlagen, diese mächtigere

Leidenschaft, bekämpft in der Brust des Achills den alten Groll wider den Sohn des Atreus, und macht, daß der Held zu den Griechen zurück kehret. Ist diese Handlung zweyfach? — Ferner soll die Iliade gar nicht die Erzählung einer Action, sondern einer Passion seyn. Ein Wortspiel, das aus der Zweydeutigkeit des Worts Action entstanden! Action heißt Handlung, und heißt auch Wirkung. Die Wirkung wird dem Leiden entgegen gesetzt, und Terrasson bringt, wenn wir ihn recht verstehen, Handlung und Leidenschaft in einen Gegensatz. — Die Gesandschaft des Homers an den Achilles, findet der Tadler Homers nicht nur ohne Nutzen; sondern niedrig und der Majestät eines Königs unanständig. Als wenn die Griechen zu den Zeiten der Helden mit den jezlebenden Franzosen von der Majestät eines Königes ähnliche Begriffe hätten haben können, oder sollen. Imgleichen findet Terrasson unritterlich und wider das Point d'honneur, daß Hektor zum Achilles sagt: du bist tapferer als ich. — Ueberhaupt gefallen ihm die Helden des Homers so wenig als seine Götter. Man siehet, daß dieser Abt sich niemals von Paris entfernen will. Herr B. widerlegt alle seine Einwürfe mit vieler Mäßigung, und bemerkt zulezt, daß wenn auch alle Kritiken des

Abts

Abts Terrasson gegründet wären, die Iliade gleichwohl ein vortrefliches Werk seyn kann. Es ist vielleicht kein Werk so vortreflich, sagt er, davon nicht eine vortrefliche Kritik gemacht werden könnte. Man kann an einem Werke sehr vieles tadeln, das deswegen nicht aufhöret bewunderns-werth zu seyn. Hr. Terrasson hat alles, was ihm in der Iliade tadelnswerth geschienen, unter einem Gesichtspunkte versammelt, die Schönheiten desselben aber ist er mit Stillschweigen übergangen. Es sey nun, daß er diese selbst nicht erkannt, oder daß er seine Kritik dadurch hat heben wollen: in beyden Fällen läßt sich aus seiner Abhandlung nicht über den Werth der Iliade urtheilen.

Herr B. kömmt hierauf auf seine Uebersetzung des Homers, und zeigt die Regeln an, die er sich dabey vorgeschrieben. — Wenn die fremden Sitten etwas allzugrobes an sich haben; so muß man sie in einer Uebersetzung mildern, weil sie in dem Originale so anstößig nicht sind. Z. E. Achilles schoß ihm flammigte Blicke zu, o du, spricht er, der du die Augen eines Hundes ꝛc. Der niedrigste und kriechendste Uebersetzer wird dieses nicht beybehalten können. Im Griechischen zu den Zeiten des Homers waren diese Ausdrücke nichts weniger als niedrig. Da sie es

aber in unsern Zeiten sind; so würde man den Dichter entstellen, wenn man ihn von Wort zu Wort übersetzen wollte. Pope hat an dergleichen Stellen die Wendungen und Redensarten des Homers ziemlich gemildert. Indessen da unser (der französische) Geschmack noch schwieriger ist als der englische; so würde man Pope selbst nicht ins Französische übersetzen können, ohne ihn zu mildern. — Hr. B. muß den Geschmack der Nation kennen, für die er übersetzt hat. Welche Verzärtelung! Gott lob! daß der deutsche Geschmack so überfein noch nicht ist, die Sprache eines Pope ungeschliffen zu finden. Ein deutscher Uebersetzer der Iliade würde, ohne unsere Ohren zu beleidigen, noch weit homerischer seyn können, als Pope. Diese übertriebene Höflichkeit, dieser falsche Anstand in den Sitten entnervt die Sprache der Poesie, beraubt sie der Stärke und Energie, welche die Sprache der Helden charakterisiret, und verzieret sie dafür mit witzigen Gegensätzen, überfeinen Sentiments und Sittensprüchen, wodurch sie der handlungsvollen, mimischen Dichtkunst des Alterthums schnurstraks entgegen gesetzt wird. Wir werden Gelegenheit haben bey Beurtheilung der bisherigen Uebersetzung ein mehreres hievon zu sagen.

In Ansehung der häufigen Beywörter, die im Homer vorkommen, hat sich Hr. B. folgende Regel vorgeschrieben: Wenn ein Beywort in der Uebersetzung mehr Raum einnimmt, als in dem Originale, und durch die Erweiterung den Sinn des Textes entstellet, so ist es erlaubt, das Wort gar weg zu lassen, oder ein anders an die Stelle zu setzen, weil man sonst entweder dem Verfasser Fehler, die er nicht hat, leihen, oder die er hat, vergrößern würde. — Diese Regel ist sehr vernünftig; jedoch wird ein deutscher Uebersetzer des Homers nicht so oft Gebrauch davon zu machen haben, als ein französischer, indem unsere Sprache zu Bildung ähnlicher Beywörter weit geschickter ist, als die französische, und der größte Theil unserer Leser aus Gelehrten besteht, die mit dem Alterthume bekannt, und in der eigenen Manier des Homers nicht so fremde sind, als der große Haufe französischer Leser. — "Ich gestehe, "fährt der Hr. B. fort, daß ich mehr als Worte weggelassen. Der größte Fehler des Homers ist, daß er sich nicht einhalten kann. Seine Helden reden oft zuviel, aber sie streiten noch "mehr, und alsdenn ermüden sie den Leser mehr, "als sie sich hatten ermüden können. Ich habe "also diese Rede und Gefechte ein wenig abgekürzt." — Unsere Leser sollen erfahren, mit

welchem Glücke Hr. B. sich dieser Freyheiten bedienet hat. — Ich habe mir viel Mühe gegeben, fährt Hr. B. fort, den Homer ganz beyzubehalten, wie er ist; allein die Materie war von Zeit zu Zeit gar zu undankbar. "Ich konnte mich "nicht entschließen, dem Gang dieses Dichters "allzugewissenhaft zu folgen. Denn man kann "sagen, daß er ungestüm und frostig zugleich ist. "Oft entzündet durch die Hitze seiner Erzählun"gen, alsdenn ist es wahr, daß er zum Ausgange "eilet. Aber mitten im Laufe hält er öfters ein, "und wird matt; er scheinet sich erschöpft zu ha"ben, und der Ruhe zu bedürfen. An sol"chen Stellen habe ich es für meine Pflicht gehal"ten seinen Gang ein wenig zu beschleunigen." — In diesem Tone fährt Hr. B. fort, die Freyheiten, die er sich in seiner Uebersetzung genommen, zu entschuldigen, und setzt endlich hinzu: "Ich "hatte Anfangs mehr als die Hälfte der Iliade "ganz treulich übersetzt. — Allein ich überlas "mein Werk mit aller möglichen Unpartheylich"keit, und sahe gar deutlich, daß Homer nicht "ganz wie er ist, ins Französische übersetzt wer"den muß. — Ich war so gar meine ganze Un"ternehmung aufzugeben entschlossen; allein ich "bedachte hernach, daß ich die Schönheiten der "Iliade näher zusammenbringen, die Unvollkom-

"menheiten etwas frey übersetzen, und dadurch "ein Werk hervorbringen könnte, das sich nicht "ohne Annehmlichkeit lesen ließe. Ich schien "damals zu mir selbst zu sagen:

"Votre Ilion encore peut sortir de la cendre."

Ja, in der That Votre Ilion! möchte ein deutscher Leser hier ausrufen. Denn das alte ist es nicht mehr, ob es gleich an eben der Stelle erbauet ist. Wir wollen dem Herrn B. nicht streitig machen, daß der Geschmack seiner Nation den Homer in keiner treuen Uebersetzung würde gebilliget haben; wir räumen ihm auch dieses ein, daß er derselben ein unterhaltendes Werk in die Hände geliefert, und daß, wer den Homer nicht gelesen, seine Uebersetzung mit Vergnügen lesen wird. Daß man aber in der Uebersetzung den Charakter und das besondere Genie des Originals wieder finden sollte, daß, wer jene mit Aufmerksamkeit gelesen, sagen könne, ich kenne nunmehr den Dichter Homer, und den wahren antiken Geschmack, der in seinen Werken herrschet, dahin hat Herr B. wie es scheinet, bey der Unbiegsamkeit des Geschmacks und der Sprache seiner Nation gar nicht streben können. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Endzweck, den die Uebersetzungen der Alten haben sollten. Wenn wir nur für Zeitvertreib und Amusement

sorgen

sorgen wollen; so befiehlt uns die Klugheit, die Alten lieber zu bestehlen, als zu übersetzen. Allein wir möchten auch gerne dieses höhere Vergnügen haben, den Geschmack und die Sitten verschiedener Zeiten, wie nicht weniger die Gedanken erleuchteter Köpfe, die in denselben gelebt, mit einander zu vergleichen. Das Fremde und Ungewohnte, das wir an einem Alten oder Ausländer gewahr werden, kann uns nur alsdenn anstößig seyn, wenn wir alles auf nur beziehen, nur unsern Geschmack für wahr, und unsere Sitten für anständig halten, und für das Richtmaß aller Zeiten und Weltalter einsetzen wollen. Wenn wir aber, mit etwas weniger Zuversicht, in die Untrüglichkeit unseres Geschmacks, so wie in die Anständigkeit unserer Sitten, noch einigen Zweifel setzen, und diesen durch die vorhin beschriebene Vergleichung verschiedener Zeiten und Völker aufklären wollen; so bemerken wir diese Abweichungen von unserm Geschmack und Sitten mit Vergnügen, indem sie zur Gegeneinanderhaltung die beste Gelegenheit darreichen. Um unpartheyisch zu richten, verwechseln wir auch zuweilen die Standorte, versetzen uns ganz in die Denkungsart einer andern Nation, und bemerken, wie sich die Aussichten nach Verschiedenheit der Gesichtspunkte ver-

verändern. Nichts ist anständiger, nichts geselliger, nichts für Geschmack und Sitten zuträglicher, als diese Geschmeidigkeit; da hingegen der Eigendünkel ungesellig macht, und die Nationen den geraden Weg zur Barbarey zurück führet.

In diesem Punkte ist zwischen Franzosen und Deutschen eine merkliche Verschiedenheit. Jene haben seit langer Zeit in ihrer Sprache Originalschriften genug, die müßigen Stunden eines Liebhabers der Litteratur anzufüllen, und ihren Geist auf eine so angenehme als nützliche Weise zu unterhalten. Daher bilden sie sich einzig und allein in ihrer Muttersprache, bekümmern sich wenig um dasjenige, was Ausländer gesagt und geschrieben, und erlangen zuletzt diesen eifersüchtigen Geschmack, der keinen neben sich leiden will; bis endlich ein Ausländer einmal das Glück hat, ihnen von einer vortheilhaften Seite gezeigt zu werden, alsdenn müssen sie auch natürlicher Weise auf der andern Seite ausschweifen, und seine Verdienste über die Gebühr erheben. — Hingegen sind die Deutschen, die in den schönen Wissenschaften eine Zeitlang zurückgeblieben, an ausländische Schriften und Uebersetzungen gewöhnt worden. Unsere Großen wollen nur die Ausländer kennen. Der Haufe der

Leser

Leser bestehet größtentheils aus eigentlichen Gelehrten, die ihren Geschmack durch die Alten gebildet. Der Ueberrest hat eine Menge Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen u. s. w. gelesen, wodurch ihr Geschmack verträglicher und ihre Beurtheilungskraft unpartheylicher werden mußte. Daher können in Frankreich Leute von großen Einsichten noch zweifeln, noch streiten, ob Homer ein guter Dichter und die Iliade ein gutes Heldengedicht sey; da in Deutschland kaum den seichtesten Köpfen ein so falscher Geschmack zu gute gehalten wird. Daher muß in Frankreich alles französisch seyn, bis auf den Helden und Barden des Alterthums, muß sich alles nach ihren Sitten und Gewohnheiten richten, was ihnen gefallen soll; da hingegen der Deutsche jeden in seiner Landsart und Sitten aufzunehmen bereit ist, und sich nach jeder Denkungsart bequemet. Daher endlich kann eine mehr als freye Uebersetzung wie die Bitaubesche des Homers in Frankreich ihr Glück machen; wir aber würden sie in unserer Sprache ganz unerträglich finden. Wir wollen die Gleichnisse des alten Dichters nicht so weggewischt, sein Gemälde nicht so verkürzt, und seine Reden nicht so verstümmelt haben. Ja unsere Gefälligkeit für das Genie des Homers gehet so weit, daß

wir

wir allenfals lieber mit ihm zuweilen schlummern, als ihn von seinem Uebersetzer aufwecken lassen möchten. — Auch dieses ist ein Vorurtheil, wird man sagen! — Es kann seyn; aber Vorurtheil gegen Vorurtheil gerechnet, ist das unsrige dem guten Geschmacke zuträglicher, weil wir dadurch die Alten in ihrer wahren Gestalt kennen lernen.

Wir haben die drey ersten und einige der letzten Bücher in der bitaubeschen Uebersetzung mit dem Originale verglichen. Unsere Leser werden sich gefallen lassen, daß wir ihnen einige Stellen anzeigen, wo die Veränderungen, Abkürzungen und vermeynte Verbesserungen des Hrn. B. uns allzu kühn geschienen, und gewiß von keinem deutschen Uebersetzer gewagt werden dürften.

Wir haben fürs erste bemerket, daß der Uebersetzer sehr oft das bescheidene und anständige Colorit des Homers mit einer allzuharten und in die Augen stechenden Farbenmischung verwechselt hat. Homer ist behutsam, sein Uebersetzer fährt dreist zu. Homer will öfters den Mund so voll nicht nehmen, sein Uebersetzer nimmt, was er nur fassen kann. Z. B. Homer sagt vom Wahrsager Calches, der das Gegenwärtige, das

Künf-

Künftige und das Vergangene begriff: Hr. B. il embraſſe *d'un ſeul regard*, ce qui fut u. ſ. w. — Achilles ſagt beym Homer: den größten Theil der Kriegsarbeit müſſen meine Hände verrichten, nach der Ueberſetzung des Hrn. B. C' eſt mon bras qui ſoutient *tout le fardeau* de la Guerre. Nur den Therſites hielt Homer einer ähnlichen Unbeſcheidenheit fähig, dem er auch wirklich dergleichen Rodomontaden in den Mund legt. Virum omnium ignauiſſimum, bemerkt Clarke, nach dem Plutarch, glorioſius *de ſe* inducit iactantem, quam ipſum Achillem omnium fortiſſimum, etiam ferocientem inſuper illum et iratum. Hierinn ſetzte Homer den Anſtand, den ein Dichter zu beobachten hat. — Hr. B. läßt den Agamemnon den unbeſonnenen Trotz ausſtoßen! L'on craindra deformais de s'oppoſer *a mes deſirs*. *A mes Deſirs*? wie unanſtändig! wie deſpotiſch! im Griechiſchen ſagt er nur, ſich mit mir in Vergleichung zu ſetzen, welches er als die vornehmſte Perſon im Lager gar wohl ſagen konnte. Minerva erſcheinet dem erzürnten Achilles, und B. läßt ſie ſagen: C' eſt pour *reprimer* ton courroux, que je quitte l' Olympe: Junon, qui vous cherit tout deux, m' ordonne de deſcendre ſur la terre. N' ar-

me

me pas ta main de ton epée, et ſi tu ne peut triompher de ta fureur, contente toi de l' exhaler en reproches. Un jour (c' eſt Minerve qui te le declare) Atride effacera cette inſulte par les plus grands honeurs et par les plus brillantes offres. Homer läßt die Göttinn der Weisheit mehr rathen als befehlen. "Ich komme vom Himmel herab, deinen Zorn zu beſänftigen, wenn du gehorcheſt u. ſ. w. Einſt wirſt du für dieſe erlittene Schmach dreymal ſo viel herrliche Ehrengeſchenke bekommen." Sie ſagt nicht, c' eſt minerve qui te le declare, ſie beſtimmt auch nicht, daß Agamemnon ihm dieſe Ehre erzeigen wird. — Je jure par ce ſceptre, ſagt der franzöſiſche Achilles, qui ſeparé de ſon tronne, *comme tu va l' etre d' Achille.* — Welche Grobheit! Für dieſen beleidigenden Hochmuth hören wir den Achilles viel lieber ſagen, Weinberauſchter, der du im Antlitz die Kühnheit der Hunde, im Herzen die Verzagtheit des Hirſches trägeſt. — Wenn Agamemnon die Arbeit der Feldſchlacht beſchreibet, die ſein Herr morgen vorzunehmen hat, Schweis rinne um jede Bruſt, vom Riemen des Schildes herab, der Arm ermatte an der Lanze. Schweis rinne von jedem Roſſe u. ſ. w. ſo läßt der Hr. B. jede Bruſt von

der Schwere der Lanze verwundet, und von Schweis überschwemmet seyn. Que votre sein *blessé* du poid du bouclier soit *inondè* de sueur; que votre main *s' epuise* à lancer le javelot; que vos coursiers haletants trainent vos chars au milieu de la melée. Um die Pferde nicht schwitzen zu lassen, welches den Franzosen eckelhaft seyn mag, läßt Hr. B. den Feldherrn etwas sehr unnöthiges sagen: Lasset eure schnaubende Pferde den Wagen mitten ins Gedränge ziehen. — Ferner beschreibt Homer diesen Helden: Er glich dem Gott des Donners an Haupt und Antlitz, dem Mars an Kriegesrüstung, und an der Brust dem Erderschütterer (Neptun). Hr. B. il a les yeux de Iupiter, quand il lance la foudre, la taille majestueuse de Mars, et la force redoutable du Dieu qui de son trident ebranle la terre. Hr. B. hat allhier nicht nur alles ohne Anstand vergrößert, sondern auch ganz ohne Grund den Göttern andere Eigenschaften gegeben, als ihnen Homer hat zuschreiben wollen, und glaubt sein Original dadurch zu verschönern. Ueberhaupt darf Homer keinen kleinen Rauch aufsteigen lassen, Hr. B. verdunkelt so gleich die Luft damit, jeder Laut dringt ihm in die Himmel; und die Griechen dürfen nur mit Pfeilen und Wurfspiesen auf den Hektor zielen;

zielen; so heißt es gleich ils l' accablent d' un nuage de traits. Homer sagt nur, Minerva war ihm (Achilles) allein nur sichtbar. Der Uebersetzer hat sogleich eine dichte Wolke in Bereitschaft, die Göttinn einzuhüllen; als wenn eine der obersten Gottheiten sich ohne physische Mittel nicht unsichtbar machen könnte, wem sie wollte. — Der Paris des Homers ist ein feiner, galanter Mann, der die Schönheit in der Natur und Kunst liebet, und dem Kriege nicht sonderlich ergeben ist. Indessen besitzet er einen hohen Grad der Ehrliebe, und ist von dieser Seite so empfindlich, daß die Ehrliebe bey ihm zuweilen die Stelle des Heldenmuths vertritt. — Hr. B. macht einen Geck aus ihm, der sich zum Zweykampfe mit dem Menelaus, wie zu einem Tanze zieret, une fiere aigrette flotte *avec grace* u. s. w. Homer sagt, fürchterlich winkte der Haarbusch von seinem Helme. Vermuthlich hat dieses dem Uebersetzer dem Charakter des Paris zu widersprechen geschienen. Uns scheinet es sehr natürlich aus demselben zu fließen: Paris wußte wohl, mit wem er es aufzunehmen hatte. Durch dergleichen unnöthige Verzierungen verderbet man die Einfalt des Homer, und verändert seine ganze Manier. —

Die Gleichnisse und Reden, die Hr. B. nach Belieben abgekürzt, würden in einer deutschen Uebersetzung viel genauer beybehalten werden müssen. Unsere Leser mögen wählen, ob sie die ausführlichen Mahlereyen des Homers, oder die Schattenrisse des Herrn B. lieber wollen. — Das Volk eilet aus der Versammlung, wie auf der icarischen See, mächtige Wogen des Meeres sich wälzen, wenn aus den Wolken Jupiters der Ostwind und Südwind sie forttreibet, oder wie ein rauschendes Kornfeld, wenn von oben herab ein heftiger Zephyr hinein raset, und die schweren Halme niederdrückt; also stürzet das Volk mit lautem Feldgeschrey zu ihren Schiffen hin. — Hr. B. ainsi qu' au souffle de vents elancés du sein de nues, on voit se courber les epis de Cerés, ou la mer rouler ses flots bruyants vers le rivage; ainsi les Grecs courent à grands cris dans la pleine. Wir möchten wissen, was dem Uebersetzer an diesen Gleichnissen mißfallen, daß er sie so ganz unkenntlich gemacht hat?

Im dritten Buche nähert sich Hektor dem Griechischen Heere, um einen Zweykampf in Vorschlag zu bringen. Die Griechen zielen mit Pfeilen und mit Wurfspießen nach ihm:

Aber

Aber der König Agamemnon schrie mit mächtiger Stimme: haltet ein, Argiver! Werfet nicht, Söhne der Achäer! Held Hektor meynet einen friedlichen Antrag. Er sprachs; alsobald hielten sie ein, und standen ruhig und stille. Hektor aber sprach zu beyden Heeren: Vernehmet Trojaner, und ihr wohlgerüsteten Griechen! Vernehmet den Antrag des Paris, der Ursach gab zur Fehde. Alle Trojaner, und säminliche Griechen, verlangt er, möchten ihre schönen Waffen hin auf den befruchtenden Erdboden strecken. Er allein will in der Mitte mit dem tapfern Menelaus um Helena kämpfen, und um ihr Geschmeide. Wer als Sieger davon kömmt, nehme die Schätze zu sich, und führe die Schöne in seinen Pallast. Wir aber wollen ewige Bündnisse und treue Freundschaft errichten. Diese Stelle ist vermuthlich eine von denjenigen, wo sich Hr. B. unmöglich hat entschliessen können, den langsamen Gang des Homers zu folgen, denn er hat ihn ziemlich beschleuniget. Il s' avance ensuite vers les Grecs, qui *l' accablent d' un nuage de traits.* Mais Atride ordonne, qu' on le laisse approcher sans obstacle. Grecs et Troiens, dit Hector, ecoutés, ce que Vous propose Paris, l' auteur de cette guerre. Il demande à combattre seul

contre Menelaus: Helene ſuivra le pas du vainqueur, et nous jurerons à la face des Dieux une alliance eternelle. Der wahre Charakter, der die alte Dichtkunſt von der neuen, unterſcheidet, iſt, daß jene das Mahleriſche und Handlungsvolle, dieſe hingegen das Sentenziöſe und lehrreiche vorzüglich liebt. Der Graf Caylus hat in der einzigen Iliade mehr Mahlereyen gefunden, als in allen Heldengedichten der neuern Zeit. Wenn er Sentenzen geſucht hatte; würde er in der Ankündigung eines neuern Heldengedichts vielleicht mehr gefunden haben, als in der ganzen Iliade. Hr. B. ſcheinet ſehr von dem neuern Geſchmacke zu ſeyn, und an mahleriſchen Stellen kein Wohlgefallen zu finden. Allein ein Ueberſetzer ſollte uns den Geſchmack des Originals, nicht den ſeinigen zu erkennen geben.

An einigen Stellen ſcheinet uns auch Hr. B. die wahre Grazie der homeriſchen Poeſie nicht empfunden zu haben. Man trift den Sinn eines Homers nur halb, wenn man nur weiß, was er ſagt, ohne zu fühlen, was er verſchweigt. Antenor beſchreibet dem Priamus den Charakter des feindlichen Feldherrn Ulyſſes. Er war einſt mit dem Menelaus als Geſandter zu Troja, der Helena wegen. "Sie wurden in mei-

nem

nem Palaste (spricht der weise Antenor) freundschaftlich bewirthet, und ich lernte beyder Gemüth und Einsichten kennen. Als sie in der Trojaner Versammlung erschienen, ragten, wenn beyde stunden, des Menelaus breite Schultern hoch hervor; aber wenn sie saßen, prägte Ulysses mehr Ehrfurcht ein. Als sie nun zu reden begannen, und ihre Rathschläge hören ließen, war Menelaus Vortrag kurz und nachdrucksvoll, hellklingend und lieblich von Stimme, doch ohne Wortgepränge und allzeit treffend, obgleich an Jahren der jüngere. Aber wenn der weise Ulysses sich erhub, stand er, schlug die Blicke nieder zur Erde, ließ seinen Zepter nicht rückwärts, noch vorwärts wanken; sondern hielt ihn unbeweglich, wie ein schüchterner Mann. Du hättest ihn für blöde und geistlos gehalten, bis die mächtige Stimme aus seiner Brust zu erschallen begann, und Wort auf Wort, wie Schneegestöber an einem Winterabend, unabläßig sanken. O, da hätte es kein Sterblicher mit dem Ulysses aufgenommen, und wir bemerken nicht mehr Ulysses Leibesgestalt. — Hr. B. übersetzet, ma maison fut leur demeure: tous deux avec un différent mérite attiroient notre attention. Etoient ils debout, Ménélaus imprimoit plus de respect par la hauteur de sa taille: les voioit-

on assis ; on trouvoit dans Ulysse quelque chose de plus venerable. Quand le Roi de Sparte faisoit valoir ses droits dans le conseil, il ne s' egaroit pas en longs discours, mais ses paroles etoient pleines de force. Lorsqu' Ulysse se levoit pour parler à sont tour, ses yeux attachés à terre, son Sceptre immobile, tout annoncoit de l' embarras, mais a peine avoit-il ouvert la bouche et fait entendre sa voix sonore, que ses expressions sortoient en foule comme une grelê abondante : on oublioit alors son exterieur moins imposant, et l' on n' etoit frappé que de sa vive eloquence. Es ist unnöthig, lange zu kritisiren. Wir müßten unsern Lesern nicht den geringsten Geschmack zutrauen, wenn wir ihnen erst noch bewiesen, daß diese vortreffliche Stelle in der Uebersetzung Leben und Anmuth verlohren.

Folgendes treffliche Selbstgespräch aus dem 22sten Buche, hat Herr B. gleichfals ziemlich entnervt. Die Trojaner hatten sich alle in die Stadt gerettet. Hektor allein bleibt drausen, ob ihn gleich Priamus und Hecube von den Mauern herab mit Thränen beschweren, dem Heere zu folgen. Der furchtbare Achilles kömmt auf ihn zu. Er stehet, lehnet sein Schild an einen

her-

hervorragenden Thurm, und überlegt: was fange ich an? gehe ich hinein in die Stadt; so kränket vornehmlich Polydamas mich mit gerechten Vorwürfen. In jener heillosen Nacht, da der edle Achilles wieder zu streiten begann, riethe er mir, die Trojaner zurück in die Stadt zu führen; aber ich gehorchte ihm nicht, dem heilsamen Rathgeber! Mein thörichter Eigensinn hat das Volk hingerichtet. Welche Schande vor den Augen der Bürger und edlen Matronen, wenn mancher gemeine, verzagtere als ich, mir nachsagen darf: Hektor trotzte auf seine Stärke, und opferte das Volk auf. O wie würde ich mich alsdenn zurück an die Stelle wünschen, mit ihm einen Kampf zu wagen, ich kehrte als Sieger über den Achilles zurück, oder ich stürbe hier vor der Vaterstadt rühmlich unter seinen Händen. — Wie aber? wenn ich meinen Schild ablegte, und den mächtigen Helm, lehnte meine Lanze hin an die Stadtmauer, gienge den tapfern Achilles entgegen, verspräche den Atriden ihre Helena sammt allen Schätzen auszuliefern, die Paris in den Schiffen mit nach Troja brachte, die Achiver aber aus dem Vermögen der Stadt zu befriedigen. Ihnen müßten meine Mitbürger, durch Eide verpflichtet, die Schätze der werthen Vaterstadt getreulich anzeigen, und

mit ihnen theilen. — Aber was wähne ich? Wenn ich auch hingienge und bettelte, wird er sich erbarmen, wird er verschonen? Tödten wird er mich Waffenlosen, wie ein verzagtes Weib, wenn ich hier meine Waffen ablege. Wohlan! jetzt ist die Zeit nicht, Märchen vom Baume und vom Felsen, wie Mädchen und Jünglinge pflegen, einander zu erzählen. Jünglinge und Mädchen mögen sie erzählen, hier muß ein Zweykampf entscheiden, und bald wollen wir erfahren, wem Jupiter Heldenruhm beschieden. — So weit Homer; man sehe nunmehr, ob er in der Uebersetzung des Herrn B. noch zu erkennen ist? Rentrerai-je dans ces murs? Mais les Troyens m'y couvriroient de reproches; Polydamas me blâmeroit d'avoir combattu sans ses avis; c'est Hector, diroient les plus lâches, c'est Hector, qui par sa valeur temeraire a perdu l'Armée. Non, ne nous montrons aux Trojens qu' avec les depouilles de leurs redoutable adversaire, ou terminons sous leurs yeux ma destinée par une mort glorieuse — Cependant si je proposois la paix au fils de Pelée, si j'appaisois son courroux par l'offre d'Helene, de ses trésors et de ceux de Troye — Mais quelle indigne crainte s'empare de mon coeur? Est ce à

moi

moi de lui parler en ſuppliant? et quand je pourrois m' abaiſſer jusqu' à la priere, puis je eſperer de l' adoucir, lui qui ne reſpire que fureur et que vengeance? Non, il n' eſt plus entre nous de Traité, et le ſang ſeul peut aſſouvir une telle haine. Ne tardons plus à combattre, et voions qui de nous Jupiter veut couronner de gloire. — Wir enthalten uns auch hier der unnöthigen Vergleichung und begnügen uns mit folgender Anmerkung. Herr B. glaubt vermuthlich die Ehre des Hektors gerettet zu haben, indem er ihn ſagen läßt, welche unwürdige Furcht bemeiſtert ſich meines Herzens? Soll ich mich zu flehen herablaſſen? wovon in dem Originale keine Sylbe anzutreffen. Wir wünſchten aber, daß ſolche Stellen, die Geſinnungen und Charaktere betreffen, in der Ueberſetzung mit der größten Gewiſſenhaftigkeit beybehalten werden mögen. Der Hektor des Homers, würde, wie es ſcheint, ſich keinen Augenblick bedenken, dem Achilles fußfällig den Frieden anzutragen, wenn er ſein Vaterland dadurch hätte retten können. Seine Ehre kömmt mit der Erhaltung der Trojaner in keine Vergleichung. Der einzige Grund, der ihn vom Flehen abhält, iſt dieſer, ich werde nichts damit ausrichten. Wenn eine ſolche Geſinnung in un-

ſern

sern Tagen verzagt heißt, so sind wir zu bedauren. — Und wenn wir auch recht hätten; so sollte der Uebersetzer nicht unsere Art zu denken dem Homer aufdringen.

Kleinere Nachläßigkeiten übergehen wir aus Mangel des Raums. Wir haben so gar in der Uebersetzung einige Antitheſen angetroffen. Achilles antwortet dem Hektor, *la discorde* qui regne entre le loup et l' agneau, entre le lion et l' homme, *voila nos seuls traités.* Dieses voila nos seuls Traités ist ein Zusatz des Uebersetzers. Imgleichen in den letzten Worten des sterbenden Hektors, je connoissois la dureté pour esperer de la vaincre; mais un jour Apollon sera mon vengeur, et *percera ce coeur inflexible.* An solchen pathetischen Stellen macht der Witz eine sehr verächtliche Figur.

Ueberhaupt, möchten wir sagen, sind dem Herrn B. die Stellen, in welchen starke Gesinnungen und Heroismus herrschet, fast alle mislungen. Er ist nicht genug in den Charakter der Zeiten eingedrungen, die Homer beschreibt, und ist allzusehr für das gesittete und gallante Wesen der Neuern eingenommen, als daß er an jenem rauhen Heldenmuthe, an jenen starken und fast noch wilden Gesinnungen, die eine

wahre

wahre Zierde der Epopee sind, Geschmack finden könnte. Er hat das Herz nicht einmal in einer Verwünschung des Agamemnons wider denjenigen, der den Bund brechen wird, zu sagen, sein und seiner Kinder Gehirn zerfließe an der Erde, wie dieser Wein. Er setzet que son sang etc.— Hingegen ist er in denjenigen Stellen im Homer, wo Zärtlichkeit der Empfindung herrschet, glücklicher gewesen, und von dieser Seite ist seine Uebersetzung beynahe der popischen gleich zu schätzen. Da es ihm weder an Gefühl, noch an der Gabe des Ausdrucks fehlet; so hat er allenthalben, wo ihn die Verschiedenheit der Zeiten nicht auf Irrwege geführet, seinem Originale Gerechtigkeit wiederfahren lassen können. Wir begnügen uns folgende, sehr schwer zu übersetzende Stelle aus dem 22sten Buche zum Beyspiele anzuführen. „Malheureux Hector! Malheureuse Andromaque! Hélas! le même astre éclaira notre fatale naissance, & le destin devoit unir nos disgraces. Priam! Eetion! pere infortuné d' une fille plus infortunée encore, pourquoi nous avez vous donné le jour? Cher époux! tu descends dans les abîmes sombres, demeure affreuse de la mort, et tu me laisses abandonnée, dans le deuil, en proie à la douleur la plus profonde? Il ne me reste

qu'

qu' un fils, fruit malheureux de notre amour, un fils qui n'a plus de pere â l'abri duquel il puiſſe croître, & qui ne ſera point l'appui de ſon pere. Quand même il échaperoit au fer deſtructeur, que de dangers aſſiégeront ſon enfance! Le même jour qui fait un orphelin, le dépouille de ſes protecteurs & de ſon héritage†): Aſtyanax ne ſe montrera que le front baiſsé, l' oeil humide de larmes: il implorera le ſecours des amis de ſon pere, & ſe verra rebuté: va, lui diront-ils, ton pere ne partage plus nos fêtes. Alors il viendra pleurer dans les bras de ſa mere delaiſsée, & cet enfant, l'objet continuel de notre tendreſſe, cet enfant nourri ſur les genoux d' Hector, & qui dormoit ſur le ſein d' Antromaque, ne pourra trouver d' aſyle contre l'inſulte & les mépris. A quoi lui ſervira le nom d' Aſtyanax ††), nom glorieux que lui mérita la valeur de ſon pere? Car, Hector, tu défendois ſeul nos murailles; tu les défendois, & dans ce moment un barbare ennemi te traîne dans la pouſſiere! C'eſt donc en vain que j' avois préparé tant de vêtemens precieux pour ton triom-

†) C'eſt le langage de la douleur qui exagere.

††) *Aſtyanax* ſignifie proprement *Roi*, *défenſeur de la ville.*

triomphe; je ne t' en verrai point décoré: ah! je veux les livrer aux flammes: vaine image d' une pompe funebre! bucher ſtérile, le ſeul qu'il nous ſoit permis de t' ériger! „

So überſetzt Herr B., wo ihn der Modegeſchmack nicht von der Bahn ſeines Originals abführt! welche vortreffliche Ueberſetzung würde er geliefert haben, wenn er keine ſo unbiegſame Sprache und keinen ſo verzärtelten Geſchmack vor ſich gehabt, wir wagen es hinzuzuſetzen, wenn er den Homer ins Deutſche überſetzt hätte. Unſere Sprache hat zur Ueberſetzung überhaupt, und beſonders zur Ueberſetzung der Alten ſehr merkliche Vorzüge, und wenn es nicht an unſern Ueberſetzern liegt, ſo iſt es faſt unbegreiflich, warum wir noch ſo wenig gute Ueberſetzungen aus den Alten in unſerer Sprache beſitzen. An Ueberſetzung der Dichter mangelt es noch völlig, und einige proſaiſche Schriften haben das Unglück gehabt, Pedanten in die Hände zu fallen, die getreulich alle Worte, aber den Geiſt nicht überſetzen. Laßt uns ja auf unſere Litteratur nicht trotzen, ſo lange wir noch den erſten Schritt zur Cultur des Geſchmacks nicht gethan, ſo lange wir die Alten noch nicht überſetzt haben, ſo lange einem deutlichen Liebhaber der Litteratur, der die Sprache der Alten nicht verſte-

het, Schwarz für Virgilen, Lieberkühn für Theo
kriten, und Reiske für Demosthenes gelten muß.

Seit einiger Zeit verspricht man uns aus der Schweitz einige Uebersetzung des Homers in Hexametern. Der Uebersetzer des euripidischen Theaters liefert uns am Ende der Phönicierinnen eine Stelle aus dem dritten Gesange der Ilias zur Probe, und giebt dem Publico " die angenehme Versicherung, daß man die Uebersetzung der ganzen Ilias von eben dieser Hand zu erwarten habe, und ein großer Theil derselben bereits zum Drucke fertig liege." So viel man aus der Probe urtheilen kann, scheinet der Uebersetzer sein Original zu verstehen, aber seine Muttersprache desto weniger. Nicht den mindesten Begriff muß er haben von der Schönheit des Ausdrucks in der deutschen Sprache, da er niemals wählt, niemals ausbildet; sondern allezeit die ersten die besten Worte stehen läßt, die nur halbigt den Sinn ausdrücken. Diese zwingt er zusammen, und läßt sie Hexameter werden, sie mögen sich noch so sehr sträuben. Unsere Leser haben die Charaktere des Menelaus und Ulysses in französischer und deutscher Prose gelesen. Hier sind sie in deutschen Hexametern!

Ich

Ich empfieng und küste dieselben als Gäste in meiner
Wohnung, und lernte beyder Gemüth und Rath-
schläge kennen.
Weñ sie in der Trojaner Zusammenkünften erschienen,
Traf im Stehn Menelaus mit breiter Lendengestalt
vor,
Sassen sie aber, so schien Ulyß von edlerer Würde.
Wenn sie alsdenn mit dem Volk in Gespräch und
Berathschlagung traten,
Redete Menelaus, von Punkt zu Punkte forteilend,
Zwar mit Kürze, doch lieblicher Kraft, den Wort-
schmuck verschmäht er,
Und berührte nie fehlend den Zweck, obgleich noch
der jüngere.
Wenn deñ aber Ulyß sich erhob, an Rath unerschöpflich,
Stand er, die unterjeschlagene Augen am Boden
geheftet,
Und bewegte weder zurück, noch vorwärts den Scepter;
Sondern hielt ihn ganz steif, als wärs ihm zu neu
und zu schwierig;
Oder als wär er bethört, und seiner Sinne nicht
mächtig.
Aber wenn itzt aus der Brust scharftönend die Stim-
me hervordrang,
Und die Reden, den wintergegossenen Schneeflocken
ähnlich,
Alsdenn hatte kein Sterblicher mehr mit Ulyssen
gestritten:
Damals vergassen wir seine Gestalt, wie itzt, zu
bewundern.

Wir überlassen es den strengern Kunstrichtern alle kleine Fehler und Nachläßigkeiten in dieser hexametrischen Uebersetzung, von Punkt zu Punkt forteilend, zu rügen. Unsere Leser mögen dem Gehöre nach urtheilen, ob die sogenannten Verse wohlklingend, ja ob sie für einen, der nicht sonst etwa schon weiß, was der Dichter sagen will, gar verständlich sind. Eine solche Uebersetzung des Homers könnte unserm Publicum den Geschmack an der Dichtkunst völlig benehmen. Zeichnung und Ausdruck leiden entsetzlich unter einem so unausgesuchten Colorit, und kaum bleibt noch etwas von der Disposition und Erfindung zu erkennen.

Auch von Magdeburg aus scheinet man auf eine Uebersetzung des Homers, gleichfals in Hexametern, Hoffnung zu machen. Der Greis legt uns in seinem 107 und 114 Stücke einige Probe davon vor, dabey er aber, wie er versichert, nur die Absicht hat, einige Leser mit dem ältesten Denkmale des menschlichen Verstandes bekannt, und — woran wohl niemand gedacht hätte — auf die Meßiade wieder ein wenig aufmerksam zu machen. Dieses ist ihm auch meisterhaft gelungen, denn er zeigt eine so elende Uebersetzung des Homers, daß die Leser nicht nur die erhabene Poesie eines Klopstocks, sondern

so

so gar die Prosa des Greises lieber lesen möchten, so daß der Greis auch nicht umhin kann, den größten Theil seiner Leser um Geduld und Verzeihung zu bitten, daß er ihnen noch ein Blatt mit dem Homer verderbt. Wir begnügen uns nur einige Verse aus der Uebersetzungsprobe anzuführen:

— ⏑ ⏑
Singe, Göttinn! der Zorn Achilles des Peleiden,
Der in tausendfachs Weh, Achaias Völker versenkte.
Schaaren gewaltiger Krieger hinab erschlagen zum
Orkus
Stürzt, und den Hunden den Held, und des Adlers
Klauen zum Raube.
Hingeworfen gab; Zevs Rathschluß gieng zur Vollendung;
Den er erregte zu erst des Grolls entglimmende
Flamme
Zwischen der Könige Haupt, Agamemnon und
zwischen Achilles.
Wer vom Olymp entflammte sie aber zu wüthenden
Worten? u. s. w.

Schaaren gewaltiger Krieger hinab zum Orkus stürzt und den Hunden den Held, und des Adlers Klauen zum Raube; was für ein unverständliches Gewäsche! Homer sagt, mit der ihm eigenen Deutlichkeit und Bestimmtheit "die tapfern Seelen der Helden hinab in den Orkus,

sie selbst (ihre Leiber) aber den Hunden zum Raube hingab, und dem sämmtlichen Geflügel " — Wer vom Olymp entflammte u. s. w.? Hat der Uebersetzer nicht so eben gesagt, Zevs erregte zuerst des Grolls entglimmende Flamme? (wir sagen der Uebersetzer, denn der Grieche weiß nichts davon) oder macht er etwa einen Unterschied zwischen der Flamme des Grolls erregen, und zu wüthenden Worten entflammen, daß Jupiter jenes, sein Sohn aber dieses gethan haben kann? Oder hat er sich die Mühe nicht geben wollen, wenigstens die ersten zehn Zeilen seines Originals recht zu verstehen, und will den Homer in Hexameter übersetzen? Man muß erstaunen, wenn man die Entschlossenheit siehet, mit welcher unsere junge Leute alles unternehmen, und unsere alten Kunstrichter alles loben, alles aufmuntern, und dieses thun doch wirklich sehr oft Kunstrichter von nicht gemeinen Einsichten. — Wer sagt uns aber, was folgende zwo Reihen wohl bedeuten?

Und der erhabne Stab mit der Wiedergabe Talenten
Neigt die Häupter all des Vaters Flehn zu gewähren.

Nur immer den Homer aufgeschlagen! das Original muß gar oft der Uebersetzung zum Commentar dienen. Es soll heissen, " nun waren es zwar alle übrigen Achäer zufrieden, dem Priester

Hoch.

Hochachtung zu bezeigen, und die glänzenden Lösegelder anzunehmen. — Wenigstens stehen diese Worte an der Stelle, wo der Deutsche jene unverständliche Zeilen hingesetzt, denn die Wahrheit zu gestehen, will hier der Commentar nicht zureichen, und wir wissen noch nicht, was der Wiedergabe Talenten u. s. w. sey?

So begierig das deutsche Publicum nach einer Uebersetzung des Homers ist, so gern wird er noch Jahre in Geduld stehen, wenn unsere besten Köpfe sich wollten ermuntern lassen, eine mit Fleiß und Nachdenken auszuarbeiten. Unsere Anfänger mögen, wenn ja eins seyn muß, lieber selbst Heldengedichte schreiben, als die homerischen für einen künftigen bessern Uebersetzer verderben. Denn so scheinet es uns beynahe mit allen claßischen Schriftstellern aus dem Alterthume zu gehen. Wir haben so lange, so laut und so sehnlich gewünscht, sie in unsere Sprache übersetzt zu sehen, daß die Uebersetzer geglaubt, wir könnten durchaus nicht länger warten. Nun erscheinen sie plötzlich alle nach einander übersetzt, und alle nacheinander werden sie bessern Uebersetzern aus den Händen gerissen und verdorben. — Will keiner von unsern großen Virtuosen die Arbeit allein übernehmen, weil sie gewiß keinem Deutschen so reich-

lich belohnt wird, als einem Pope; so wünschten wir, unsere besten Köpfe mit vereinigten Kräften an diesem Werke arbeiten zu sehen. Es sollte wohl nicht an 24 Männern fehlen, deren jeder ein Buch aus der Iliade mit Gemächlichkeit übersetzen könnte. Das wäre dem Publicum gleich viel, ob sie in Reime, in Hexameter, oder gar in Prose übersetzen wollten. Wenn sie sich nur vereinigen, nach einem Plane arbeiten, und sich einander die Schwierigkeiten wollten erleichtern helfen, wir würden gewiß mit unsern Uebersetzungen die Ausländer neidisch machen, und es gar nicht zu bereuen Ursache haben, daß wir etwas später kämen.

Wir erinnern uns zwar, daß bereits im Jahre 1754 die Ilias und die Odyssea von einer Gesellschaft gelehrter Leute den deutschen Lesern mitgetheilt, und zu Frankfurt und Leipzig in groß 4. sauber gedruckt worden sind. Allein diese Uebersetzung ist bloß zum Behuf der allgemeinen Reisen veranstaltet worden, daher die Uebersetzer auch den Homer blos als einen Geschicht- und Reisebeschreiber angesehen haben. Sie theilen seine beyden Heldengedichte, wie ihre übrigen Reisen in §§ ein, und stimmen seinen Ton ziemlich zu gemeinen Reisebeschreibungen herunter. Wo wir nicht irren; so haben sie

mehr

mehr aus der Uebersetzung der Dacier als aus dem Griechischen übersetzt, und zu der Absicht, die sie hatten, reicht die Uebersetzung der Dacier wirklich hin. Um die Schönheiten des Homers war es diesen Uebersetzern gar nicht zu thun. Sie erlauben sich die niedrigsten Redensarten, pöbelhafte Sprüchwörter so gar. Agamemnon sagt vom Achill, " er will überall den Meister spielen, alles will er fressen." Dieser antwortet: "Ich müßte der verzagteste Kerl von der Welt seyn. — Ich werde des Weibesstücks wegen — nicht den geringsten Lumpen — die große Juno spricht zum Jupiter: "Was ist denn das für Manier mit mir so zu sprechen? — Unruhige und nasenweise Göttinn! versetzte der Herr und Meister des Donners — sie setzte sich nieder, und schwieg stock stille". Die von den Alten so sehr gepriesene, so oft nachgeahmte Beschreibung im ersten Buche der Iliade, wie Jupiter der Thetis zugewinkt: "Er sprachs, und mit schwarzen, majestätischen Augenbraunen winkt er das göttliche Zeichen ihr zu. Die ambrosialichen Haare des Weltbeherrschers wallten um sein unsterbliches Haupt, und der große Olymp erbebte". Dieses erhabene Gemälde verwandeln unsere Reisebeschreiber in folgende höchst poßierliche Ungereimtheit: " zu gleicher

Zeit geschah das Zeichen mit seinen fürchterlic
zusammengezogenen schwarzen Augenbrauner
Die Haare fiengen an, an dem unsterblichen
Kopfe des Gottes zu Berge zu stehen, und de
ganze Olympus erschütterte.

Noua Clauis Homerica, cuius ope aditus ac
intelligendos sine interprete Iliadis libros
omnibus recluditur. Interspersae sunt se
lectae clariss. Virorum *Clarckii*, *Ernesti*
Spondani etc. annotationes et scholia. Opera
Io. Schaufelbergeri, publici in Schola Turic
Paedagogi. Tom. III. I. P. Turici litteris
Heideggeri et S. 1764. 22. B.

Dieser unglückliche Einfall, die grammatis
sche Wortauflösung der Worte des Homers
in vier groß Octavbänder herauszugeben, ist noch
unglücklicher ausgeführet, indem Anfängern in
der Sprache das Lesen und der Verstand der
griechischen Worte doch nicht mehr erleichtert
ist, als durch Aufschlagung eines Wörterbuchs
geschehen seyn würde; außerdem aber Anmerkun
gen mit einer Wahl eingestreuet sind, welche
sehr wenig Beurtheilung und Geschmack anzeigt,
und auch zu nichts weiter dienen kann, als jun
ge Leute zu veranlassen, mit eben so wenig Be
urtheilung und Geschmack zu lesen.

Nova Clavis Homerica, cujus ope aditus ad intelligendos ſine interprete Iliadis libros omnibus intercluditur. Interſperſae ſunt ſelectae clariſſ. virorum Clarckii, Erneſti, Spondani cet. Annotationes et Scholia. Opera Ioannis Schaufelbergeri, publici in Schola Turic. Paedagogi. Tom. IV. Σ-Ω. Cum Indicibus neceſſariis. Turici. Litteteris Heideggeri et Soc. 1765. gr. 8. 22. B.

Mit dieſem Band wird ein Werk geſchloſſen, das wohl ſchwerlich etwas beytragen wird, daß man den Homer mit mehrern Geſchmack, als vorher geſchah, lieſt. Die wenige Erleichterung, welche es Anfängern in der griechiſchen Sprache verſchaffen kann, dürfte auf der andern Seite den Nachtheil haben, daß man ſie mit deſto weniger Genauigkeit erlernt. Doch es iſt auch dieß noch in Zweifel zu ziehen, ob dieſe Methode eine merkliche Erleichterung verſchaft. Wenn ich mir daran genügen laſſe; daß ich weis, ἀγηγέρατο 3. plur. plusq. perf. ind. Paſſ. ἀγείρω, ſo kann ich deſſen, was ich gehört habe, auf ein andermal gewiß noch weniger verſichert ſeyn. Die Indices ſind ſo unvollſtändlich als das Buch unhinlänglich, den Homer wirklich zu verſtehen.

Nova Clavis Homerica : cujus ope aditus ad intelligendos ſine interprete Odyſſeae libros omnibus recluditur. Interſperſae ſunt ſelectae clariſſ. virorum Clarkii, Erneſti, Spondani, cet. Annotationes et Scholia. Opera *Io. Schaufelbergeri*, publici in Schola Zuric. Paedagogi. Tom. V. A. Z. Zurici. Litteris Heideggeri et Soc. 1746. gr. 8.

Wir glaubten, ſchon mit dem vierten Bande dieß Werkchen ganz geendigt zu ſehen. Allein es geht mit der Odyſſee von neuem an. Unſer erſter Wunſch war, daß ein ſo elendes und für den guten Geſchmack verderbliches Werk nie zur Vorſchein kommen möchte. Unſer zweyter Wunſch iſt, daß es bald zu Maculatur werde, und den jungen Leuten nicht in die Hände gerathe, wenigſtens nicht in Deutſchland in Gebrauch komme, und die geringen Spuren von griechiſcher Litteratur, die ſich noch hin und her finden, ganz verlöſche.

Homers Iliade, erſter Band, Leipzig, in der Dyckiſchen Buchhandlung, 1771. 234. Seit. 8.

Für den Liebhaber der Litteratur bleibt es immer angenehm, wann er die vortrefflichen Werke der Alten durch die Bemühungen geſchick-

ter

ter Ausleger aufgeklärter und durch geschmackvolle Uebersetzungen gemeinnützliger gemacht sieht. Wir sind diese Hochachtung den Schriften der Alten überhaupt schuldig, und der Einfluß, den sie auf den Geschmack haben, machet diese Bemühung noch wichtiger. Daß aber Homer, als der erste Dichter, diese Achtung vorzüglich verdiene, dürfen wir wohl hier in Deutschland, wo wir keine Perraults haben, nicht erst sorgfältig beweisen. Seine mannigfaltigen und eigenthümlichen Schönheiten haben ihm nicht nur in allen Jahrhunderten eine große Menge von Lesern und Bewundern, sondern auch in den neuern Zeiten von Uebersetzern verschafft. Die Begierde, den Homer zu lesen, wurde bald so allgemein, daß in kurzer Zeit die Anzahl der letztern den noch so geringen Haufen seiner Ausleger weit übertraf. Für den beobachtenden Gelehrten, der nicht nur die Geschichte von der Kultur seines Vaterlandes, sondern auch die Schicksale der Wissenschaften bey fremden Nationen studirt, muß es die angenehmste Beschäfftigung seyn, die verschiednen Bemühungen verschiedener Völker in der Uebersetzung eines einzigen Dichters genau gegen einander abzuwägen, und den verschiednen Werth derselben mit Geschmack und Einsicht zu bestimmen. In dem Genie und

dem

dem mechanischen Baue einer jeden Sprache finden sich Ursachen, warum diese oder jene weit bequemer und geschickter zu Uebersetzung der Alten ist, als eine andre. Denn so sehr auch gewisse Eigenschaften allen Sprachen gemein sind; so ist es doch gewiß, daß die eine weit biegsamer und geschmeidiger ist, als die andre, und daß sich in diese fremde Gedanken und Ausdrücke weit leichter übertragen lassen. So ist z. B. unsre und auch die englische Sprache gewiß zu Uebersetzungen weit geschickter, als die französische. Die Ursachen fallen, auch bey einer flüchtigen Betrachtung über die Natur einer jeden, leicht in die Augen. Aber woher kömmt es gleichwohl, daß wir noch so wenig gute Uebersetzungen in unsrer Sprache haben? Der Fehler lag gewiß darin, daß vormals die Gelehrten unter uns ihre Muttersprache verachteten, und diejenigen, die sich darinnen übten, zu wenig Kenntniß der gelehrten Sprache hatten. Jetzt, da die Gelehrten es nicht mehr unter ihrer Würde zu halten anfangen, in ihrer Muttersprache zu schreiben, haben wir die angenehme Hoffnung, auch bessere Uebesetzungen der Alten zu bekommen. Schon hin und wieder ist dazu ein glücklicher Anfang gemacht, und wir dürfen die obangezeigte Uebersetzung wohl auch dazu rechnen.

Wir

Wir wollen dem Leser mit dem Werthe derselben bekannt machen. Wir sind weit entfernt, dem Verfasser Vorwürfe zu machen, daß er in Prosa übersetzt, ob wir gleich wissen, daß die Harmonie des griechischen Verses auch durch die wohlklingendste Prosa niemals ganz erreicht werden wird. Wir beurtheilen dahero den Uebersetzer als Prosaisten; und hier müssen wir ihm schon das Lob geben, daß er meistens in den Sinn seines Originals eingedrungen, daß er größtentheils richtig, ja selbst oft stark und harmonisch übersetzt habe, daß also diese Uebersetzung, im Ganzen genommen, gut und für die meisten Leser sehr brauchbar seyn kann. Im Deutschen wissen wir jetzt wenigstens ihm keine an die Seite zu setzen. Einige wenige Exempel werden solches beweisen. So scheint uns gleich die Stelle im ersten Buche, wo Achilles bey seinem Zepter schwört, sehr gut übersetzt zu seyn. "Ich "sage dieß, und schwöre noch einen großen Schwur "dazu; bey diesem meinem Scepter schwöre ich, "welcher, da er einmal seinen Stamm auf dem "Gebirge verlassen, und ihn das Messer seiner "Blätter und Schaale beraubt hat, nie wieder "Knospen gewinnen und Blätter und Zweige trei"ben wird; den jetzt die Richter der Achiver, "die Jupiters Gesetze handhaben, in den Händen

"tra-

"rragen; bey dem schwöre ich: — ein theurer "Schwur ists — einst werden die Söhne der "Achäer ꝛc." Wir übergehen noch einige vorzügliche Stellen, die wir aus dem dritten und vierten Buche, als S. 46, 69 und 74 angemerkt hatten; und wollen nur noch eine Stelle des sechsten Buchs anführen. S. 119. "So sprach "er, (nämlich Hektor mit seiner Gemahlinn) und "streckte die Arme nach seinem Sohne aus; aber "der Knabe scheuete den Anblick seines Vaters, "das Erz und den Mähnenbusch, der den Helm "fürchterlich herabwallte, und schmiegte sich wei"nend an den Busen der Nährerinn. Da lä"chelte der Vater und die zärtliche Mutter; Hek"tor nahm den strahlenden Helm vom Haupte, "und legte ihn auf die Erde, küßte den kleinen "Sohn, wiegte ihn sanft in den Armen, und fle"hete Jupitern und allen Göttern: Zevs, sprach "er, und ihr Unsterblichen alle, laßt diesen mei"nen Erzeugten, wie mich, unter den Trojanern "berühmt, muthig und stark werden, und mäch"tig über Ilium herrschen! Einer, der ihm einst "aus dem Streite kehren sieht, sage: er tapferer, "als sein Vater war! Blutigen Raub trage er "vom erschlagenen Feinde zurück, und die Mut"ter freue sich seiner! Er sprachs, und gab den "kleinen Sohn wieder in die Hände seiner geliebten

"ten

"ten Gemahlinn ꝛc." Das kurz darauf folgende Gleichniß, das der Dichter bey Gelegenheit des Paris macht, wo er ihn mit einem muntern Rosse vergleicht, das stolz in seiner Schönheit sich bäumt, den Nacken, von der Mähne umflattert, munter empor wirft, hat uns in der Uebersetzung eben so wohl gefallen. Wir empfehlen auch noch einige übersetzte Gleichnisse aus dem zwölften Buche, als S. 221, 224, 228 und andere Stellen mehr zum Nachlesen. Unsre Leser werden aus diesen leicht sehen, daß der Uebersetzer an einigen Orten, wo er aufmerksam genug war, sehr gut übersetzt hat. Indessen ist er selbst viel zu bescheiden, als daß er seine Arbeit von allen Fehlern der Nachläßigkeit frey sprechen sollte. Die meisten sind theils aus der Wahl gewisser Wörter, theils aus der harten und ungewöhnlichen Stellung ganzer Redensarten und Perioden entstanden. Der Verfasser scheint es selbst empfunden zu haben, wann er in seiner Zueignungsschrift gesteht: "daß seine Rede noch nicht grie"chisch genug binde." Eine mehrere Ausbildung und Befeilung würden ihn meistens diese Fehler haben vermeiden lassen. Die Sprache des Uebersetzers ist an vielen Orten noch nicht rein, nicht gut genug gewählt und gehörig ausgebildet: Ja bisweilen scheint es uns, als ob er das

eigent-

eigentliche Wort, daß sich ihm gleich bey der Ue
bersetzung darbieten mußte, mit Fleiß verwor
fen, und ein weniger gebräuchliches und unb
kannteres Wort gesucht habe, um ihm vermuth
lich ein poetisches Ansehn zu geben. Wir wolle
einige aus dem ersten Buche hier anführen. S
15. "Dem Apollo zu Ehren, der ob ihrem Ge
"sange sich freuete. S. 3. "Ist aber ein mäch
"tiger König einem geringern Manne einma
"auffätzig. Weit natürlicher klingt uns hier di
wörtliche Uebersetzung des Wortes κώετται
"Zürnt aber ein mächtiger König einmal auf den
"geringern" ꝛc. Auf eben der Seite hat der Verf
die Worte des griechischen Textes V. 83. σὺ δ
φρέσαι, εἴ με σαώσεις, zu schleppend also über
setzt: "Darum sage, ob du unbeschadet mich be
"wahren willst? War es nicht leichter: "Darum
"sage, ob du mich schützen willst?" S. 4. Son
dern um des Priesters willen, den Agamemnon
verunglimpfte. Warum nicht das bekannte Wort,
beschimpfte? S. 16. Du hast ja nichts zu be
fahren, warum nicht zu befürchten? S. 164. Da
mit auch andre Achäer ihn anfeinden, warum
nicht hassen? S. 115. Mit Fug Vorwürfe mä
chen, ist wohl weiter nichts, als gerechte Vorwürfe
machen? Das feiste Pythia für das fruchtbare hat
uns S. 6. auch nicht gefallen; denn das griechi
sche Wort ἐρεβωλαξ ist wohl eben das, was hey

dem Virgil campus glebosus ist, fruchtbar. Am allermeisten aber hätte sich der Uebersetzer vor solchen ungewöhnlichen Worten in jenen sanften Stellen hüten sollen, wo der Grieche selbst die leichtesten Worte wählte. So hätten wir z. E. die zärtliche Anrede der Thetis an ihren Sohn Achill nach dem Griechischen des 362. u. folg. V. ganz simpel so übersetzt: "Warum weinst du, mein Sohn? Warum bist du so betrübt? Sage es, verschweige nichts, damit wir es beyde wissen". Unserm Uebersetzer schien vielleicht das griechische Wort κλαίειν zu plan und deutlich. Daher übersetzte er: Sohn, was stöhnst du? Warum beklemmt Schwermuth dein Herz? ꝛc. Kurz vorher steht auch noch ein besondres Wort, nämlich, urplötzlich. Oft aber liegt auch das Unnatürliche nicht in einzelnen Worten, sondern in gewissen eignen, aber ungewöhnlichen Wendungen. Besonders hat der Uebersetzer durch Häufung der Participien manche Perioden schleppend und unangenehm gemacht. Z. B. S. 16. "Achilles nährte noch fort, bey seinen Schiffen "ruhend, den Zorn im Herzen — und wünschte sehnend Geschrey und Krieg. S. 18. "Er "sprachs, und die schönäugigte Juno fürchtete "sich, und saß gebeugt im Herzen schweigend da. Außer dem Uebelklange der beyden Participien

ist auch der Sinn der griechischen Redens
nicht getroffen. Das ἐπιγνάμπτειν χῆρ d. i. f
ctere animum in aliam sententiam, und bed
tet das, was bey den guten Griechen, als de
Xenophon, das μετανοεῖν ist. Der Scholi
setzt dafür: πραΰνειν, emollire, placare animu
sich beruhigen. S. 117. ist eine gute Ste
durch ein übel angebrachtes Participium ve
unstaltet worden: "Wie bald werden die Achäe
"alle in dich einen wüthend, dich ermorden!
Warum nicht mit vereinter Wuth? Einige kle
ne Unrichtigkeiten wollen wir bemerken, um un
sere Aufmerksamkeit zu zeigen. In dem erste
Buche V. 146. scheint uns ἔκπλαγος unrichtig
durch furchtbar übersetzt zu seyn. Es heißt mehr
admirandus, und ist ein Lob des Mannes, den
man ἔκπλαγον nennt. Die horrenda Sibylla im
VI. Aen. ist nichts mehr als veneranda. Es
ist dieses selbst die Sprache des Orients gewe
sen, deren Spuren wir am meisten in diesem
Dichter antteffen. Denn das Wort furchtbar
druckt bey den H. Schriftstellern den Begriff
des Großen und Bewundernswürdigen mit aus.
So wird Gott in den Psalmen an den Orten,
wo seiner Güte Erwähnung geschieht, נורא
genannt, welches unmöglich durch terribilis,
sondern durch admirandus zu übersetzen ist. He-
sychius

sychius erklärt ἐκπλαγῶς auch durch egregie und mirabiliter. Ferner haben wir gefunden, daß der Uebersetzer in Ansehung der Beywörter nicht allemal genau und sorgfältig gewesen ist. So ist οἶνος αἰθοπος durch schwarzen Wein übersetzt worden. Der Scholiast sagt weit richtiger, λαμπρὸς, καυσικὸς, glänzenden Wein. Daß dieses Wort wirklich diese Bedeutung habe, können wir mit vielen Beyspielen erläutern. Plutarch im VI. Symp. und Eustathius geben die Ursache von dieser Benennung an. In einer Stelle gleich aus dem Anfange des ersten Buchs S. 6. vermissen wir den Sinn des Originals. Es ist der 170 und 171 V. "Darum will ich nun wieder "nach Phtia: mir deucht es ersprießlicher, mit "den Schiffen heimzuziehn, als hier, wo ich "ungeehrt bleibe, das meine selbst aufzuopfern". Die griechischen Worte sind:

οὐ δέ σε οἴω

Ἐνθάδε ἄτιμος ἐὼν, ἄφενος, καὶ πλεῖστον ἀφύξειν;

und müssen natürlich so übersetzt werden: "Auch du wirst hier, wie ich glaube, nach meiner Beschimpfung weder Schätze, noch Reichthümer sammeln". Selbst der neue französische Uebersester, Herr Bitaube, der sonst den Sinn seines Originals nicht allemal genau ausdrückt, hat diese Stelle ziemlich getreu übersetzt: "après cette

”cruelle insulte ne crois pas recevoir içi de ”nouveaux honneurs, ni recueillir de nou-’velles richesses. S. 19. wo Vulkan den Göt-tern den mit Nektar gefüllten Pokal reicht, glau-ben wir nicht, daß ἐνδεξια mit Clarken von der Rechten an zu übersetzen, sondern vielmehr ge-schickt, mit Anstand. Denn wer weiß nicht, daß die Neutra bey den Griechen sehr oft adverbiali-ter stehn?

Doch diesen und andern kleinen Fehlern wird der Herr Uebersetzer durch eine fleißige Befee-lung bey einer neuen Ausgabe leicht abhelfen. Und sollte er, wie wir wünschen, uns bald die zwote Helfte der Iliade liefern, so würden wir ihm rathen, statt aller künstlich gewundenen Pe-rioden den natürlichsten Gang unserer Sprache zu wählen: jene erhabne Einfalt und kunstlose Leichtigkeit des griechischen Dichters nicht durch ungewöhnliche Worte zu verdrängen, und den Gedanken des Originals in der Uebersetzung die gehörige Ausdehnung zu geben, nie sie ohne Noth zu erweitern, und eben so wenig zusammen zu drängen. Gesetzt auch, daß diese Uebersetzung niemals die Kopie eines Gemäldes werden dürfte, welche die Stelle seines Originals vertreten könn-te, so kann sie doch wenigstens durch gehörig-Verbesserungen den Werth eines getreuen Ku-ferstiches erhalten.

Ὁμήρου Βατραχομυομαχία i. e. Homeri Carmen de ranarum cum muribus pugna ex rec. & cum notis *Ioh. Aug. Erneſti.* — Ad cujus praeſtantiſſimam editionem in uſum Ducalis Anna-Sophianei apud Schoeningenſes excudi curavit, ſuisque notis auxit *Io. Adamus Schier.* Lipſiae, proſtat apud Ioh. Chr. Meiſnerum, Bibliop. Guelpherb. 1765. 8. 5. B.

Ein Abdruck, wie die Aufſchrift zur Gnüge lehrt, aus der Clark-Erneſtiniſchen Ausgabe auf ſchlecht Papier. Der Herausgeber hat hin und her einige eigne Anmerkungen beygefüget, deren Werth der Leſer ſelbſt beurtheilen ſoll; welche größere Mäßigung kann der Herausgeber ſich wohl von uns wünſchen? 1. V. ἀρχόμενος) von des Worts ἄρχεσθαι Bedeutung, ſ. Kuſterum de uſu verb. medior. V. 13. ἐπ' ηιονας) dieß Wort erklärt Didymus über Il. μ, 31. ηων ſtatt ηιων' οὑτω καλειται ὁ παραθαλασσιος τοπος &c. V. 21. καλον τε καὶ ἀλκιρεον) wie Clarke über Il. β, 45. gelehrt hat, iſt bey den attiſchen Dichtern die erſte in καλος bald lang, bald kurz, bey dem Homer und andern ioniſchen Dichtern ſtets lang. V. 23. ἑην) anſtatt σην oder τεην. Man ſ. Aemilii Porti Lexic. Doric. et Maittaire de dialect. L. Gr. p. m. 198.

Homeri Ilias graece & latine ad praeſtant
mas editiones accuratiſſime expreſſa op
M. *Ioan. Georg. Hageri*, Rect. Chemn. Vo
Chemnicii apud Io. Chriſtoph. Stoe
CIↃ IↃ CCLXVII.

- - - Vol. II. Chemnicii apud fratres Sto
ſelios. CIↃ IↃ CCLIII. 8. 2 Alph. 16 Bo
mit fortlaufenden Seitenzahlen.

Sowohl der Text, als auch die lateiniſche
berſetzung iſt nach derjenigen Ausgabe,
Sam. Clarke zu London 1729. beſorgt hat, e
gerichtet. Die Abſicht des Herausgebers, d
Jugend die ganze Ilias wohlfeiler in die Hä
de zu bringen, hätte gewiß noch eher erreic
werden können, wenn die Ueberſetzung gar we
geblieben wäre; und wenn man eine etwas gr
ßere Schrift zum Text genommen hätte, wür
die Jugend auch ihre Augen ſparen können, d
doch nun mehr angeſtrengt werden müſſen, d
die Schrift faſt zu klein iſt. Wie kömmt da
aber, daß keine Anzeige einer neuen Ausgab
des erſten Theils vorhanden iſt, da er ſcho
1745. erſchienen?

ΟΜΗΡΟΥ ὑμνος εἰς Απολλωνα. Oder Homer
Geſang an den Apollo, mit deutſchen Anme
kungen alſo verfertiget, daß 1) die ſchwerſte

Conſtruktiones erkläret, und 2) die hiſtoriſchen, geographiſchen und mythologiſchen Sachen erläutert ſind, wie auch mit nöthigen Regiſtern verſehen, durch Carl Ludwig Köhlern, aus Wolkenſtein. Leipzig, gedruckt bey J. G. Büſchel, 1768. 8. 7 Bogen.

Mit dieſer Arbeit ſoll denen gedienet werden, welche den Homer zu leſen anfangen, davon aber durch den häufigen Gebrauch der Dialekte leicht abgeſchreckt, ja ganz verdrüßlich werden möchten, wenn ſie nicht von der Stelle kommen können, ſondern immer das Wörterbuch zu Hand nehmen müſſen.

Homeri operum appendix hymnos, epigrammata et fragmenta continens. Recenſuit, varias lectiones, notas, indicem denique graecum in contextum addidit Io. Auguſtus Erneſti. Vol. V. Lipſiae impenſis G. Th. Georgii, impreſſit V. C. Saalbach. 1764. gr. 8. 6. B. mit 3 B. Addendis und 1 B. Vorrede.

Eigentlich geher dieſer Band über den Plan hinaus, welchen ſich der berühmte Herr Herausgeber bey der erſten Uebernehmung dieſer Ausgabe gemacht hatte, indem ſie nur diejenige

Gedichte enthalten sollte, welche in der kleinern Clarkischen Ausgabe befindlich und unstreitig vom Homer sind. Das Publicum muß ihm also um destomehr für eine Zugabe verbunden seyn, nach deren Beyfügung man alles besitzet, was unter Homers Namen auf die spätere Nachwelt gekommen ist. Die beliebte Kürze, die Absönderung und Vorbeylassung alles dessen, was nicht die genausten und eigentlichsten Pflichten eines kritischen Herausgebers alter Schriftsteller mit sich bringen, besonders die Vermeidung solcher Anmerkungen, welche man die kritischen Locos communes nennen möchte, solche, die bey allen ähnlichen Stellen aller übrigen Schriftsteller mit gleichem Rechte wiederholt werden könnten, alles, dieß macht überhaupt das Verdienst auch von gegenwärtigem Bande aus. Da man von den dem Homer zwar fälschlich beygemeßnen, aber doch sehr alten Hymnen keine Handschriften weiter gefunden und zu Rathe gezogen, sondern in allen Ausgaben die erste vom Chalcondylas wieder abgedruckt hat, so haben hier die Verbesserungen und Muthmaßungen von den gelehrten Kunstrichtern, Bernh. Martin, Dav. Ruhnken und Barnes eine größere Aufmerksamkeit verdienet, und auch erhalten; sie sind an ihren Stellen angeführt, kurz, aber scharfsinnig beurtheilt,

ver-

verschiedne in Text eingenommen, und mit einigen eignen Verbesserungen so wohl als Erläuterungen vermehret. Fast auf gleiche Weise sind die Epigrammata und Fragmenta Homers, welche seit des Stephanus Ausgabe gemeiniglich angehängt werden, behandelt. Nach Veranlassung der bisherigen Ausgaben ist gleichfalls das Leben Homers, das man gemeiniglich dem Plutarch zuschreibt, und die Schrift eines Unbekannten von Homers Poesie beygefüget. Der Index der griechischen Wörter, welchem ein Index der merkwürdigen Sachen vorangesetzt ist, ist in einem andern Sinn verfertiget als der Seberische, und enthält nur diejenigen Wörter im Homer, welche aus kritischen Ursachen oder ihrer Seltenheit und Dunkelheit wegen bemerkt oder erklärt zu werden verdienten. Ist er vielleicht nicht so vollständig, als ihn oft die Bedürfniß des Nachschlagenden wünschen dürfte, so ist er doch desto gründlicher und eine vortreffliche Anlage zu einem vernünftigen Homerischen Wörterbuche; allzeit aber gewiß jener unglücklichen Art von Wörterregistern vorzuziehen, welche alle Worte des Schriftstellers enthalten, ohne uns zum bessern Verständniß irgend von einem behülflich zu seyn. Die Corrigenda et Addenda in variis Lectionibus et Notis ma-

chen einen beträchtlichen Umstand bey diesem Bande aus. Ausser verschiedenen ansehnlichen Verbesserungen und Zusätzen zu den verschiedenen Lesarten und Anmerkungen in den vorhergehenden vier Bänden, werden hier abweichende Lesarten aus einer Handschrift der Elisabetbibliothek in Breßlau eingeschaltet. Diese Handschrift ist von der Hand des Michael Apostolius, welcher durch seine Parömien bekannt ist; und ob sie gleich sorgloß und ums Brod verfertiget ist, so ist sie doch, was die Iliade betrift, nach einer nicht zu verwerfenden ältern Abschrift genommen.

Christ. Adolphi Klotzii epistolae homericae Altenburgi ex officina Richteria MDCCLXIV. in 8. 18. Bogen.

Wenn man den Herrn Professor Klotz lieset, so kann man seinen Schriften diejenige lacteam vbertatem, miram iucunditatem, clarissimumque candorem nicht absprechen, die Quintilian in den Werken des Titus Livius bemerkte. Wenn unsre Gelehrten ausser ihren oft unnöthigen Bibliotheken, Landgüter, Meyereyen oder nur ansehnliche Häuser hätten, so würde sich ohnstreitig einmal ein anderer Panormita finden, der eines seiner Gründstücke veräussern würde, um sich des H. Prof. Klotzens Schriften

ten anschaffen zu können. Diese homerischen Briefe sind ein Beweis, daß er noch nicht zu schreiben aufgehört hat, und auch noch nicht aufhören wird, und man wird es zu rühmen wissen, wenn er sich immer gleich bleibt. Sie sind Kinder der goldenen Muse, die die mehresten unsrer Gelehrten nicht kennen sollen, sondern im Gegentheil mit häufigen Arbeiten, wie mit einer schweren Last, beladen werden, die noch dazu oft ihrer Neigung und Willen schnurstraks zuwider laufen. In seinem hortulo fufurbano lieset Herr K. die unsterblichen Werke des Alterthums, und ergötzt sich an ihnen. Daselbst sagt er: ploro cum Sophocle, & cum Euripide moereo: amo et ludo cum Anacreonte: rusticor cum Theocrito: terra relicta, coelum cum Pindaro peto: proelium ineo cum Homero: rideo cum Flacco et Iuuenale: atque mores hominum obseruo cum Terentio. Wahrhaftig man muß sagen:

Ἀπολλον (γλυκυ δ' ἀνθρωπων τελος, ἀρχα τε, Δαιμονος ὀρνυκτος, ἀυξεται)
ὁμεν πα τεοισι μηδεσι τα-
τ' ἐπραξε.

Durch den Beystand dieses guten Gottes sicht-

bar-

barlich geleitet, las Herr K. nicht allein diese Werke, sondern er machte auch einige Bemerkungen, die er uns in diesen Briefen mittheilt, und zwar erstlich über den Homer, denn quemadmodum sagt er, poëtae ab Ioue principium faciunt, ita ego ab Homero. Zwar hat Herr K. keine übertriebene Neigung gegen die Alten, kraft welcher ihnen die Enthusiasten keine einzige Sylbe wollen nehmen lassen, noch vielweniger zugeben, daß sie getadelt werden; er findet auch keine Tadelsucht in seinem Herzen, wie ein närrischer Perault; aber dem allen ohnerachtet, war ich doch auf ihm böse, da ich ihn

χειρας ιμαντι δεδεις

gegen Homeren angerückt kommen sahe, und wurde fast erbittert, da ich hörte, daß er so viel Worte machte, ehe er wirklich auf ihn loß schlug. Wenn es παρ' Ἀλφεῳ geschehen wäre, so würde Hellanodik gesagt haben: Du hast kein Herz, oder willst prahlen: Wenn in der Iliade der hinkende Vulkan den Nektar herumträgt, und von den Göttern ausgelacht wird, so sagt Herr K. non leuibus carmen diuinum maculis adsperfit, quae illi non exiguam deformitatem lectorique molestiam concilient. Allein wenn man bedenkt, daß Homer vermuthlich den feinern

nern Köpfen seiner Zeit dadurch habe zu verstehen geben wollen, daß er das ungeheure System seiner Religion nicht annehme, noch glaube, so ist er hinlänglich entschuldigt. Daß Homer aber eine solche Theologie von Herzen solle geglaubt haben, wird kein Mensch träumen. Aber auch der häßliche Thersites im zweyten Buch der Iliade, ist Herrn K. anstößig, und nach seiner bekannten Lustigkeit giebt er ihm eine Gattinn

Torta comam, labroque tumens, et fusca colore,
Pectore lata, jacens mammis, compressior aluo,
Cruribus exilis, spatiosa prodiga planta:
Continuis rimis calcanea scissa rigebant.

Allein mir deucht, so bald Homer eine Episode anlegen wollte, in der ein Rebelle sollte aufgestellt werden, ein Mensch, dem auch die Person des Königes nicht zu heilig war, selbige zu lästern, so mußte er auch ganze Gemälde von ihm auch so ausmalen, daß es bey allen, die es sahen, einen gerechten Abscheu erwecken konnte. Hätte er bloß gesagt: Θερσιτης μυθος ἐκολωα, so hätte man ihn noch eben nicht verabscheuet; wenn er uns aber überdem auch noch sagt: daß er von scheußlicher Gestalt gewesen, so wird unser Unwille noch größer, dieser Mensch wird uns alsdenn unausstehlich. Von einer solchen Episode

muß

muß man mit dem Didymus sagen: λαμβανεται δε παν επεισοδιον των ποιητη, η πιθανοτητος ενεκεν, η χρειαν, ωσπερ τυτο νυν, η κοσμυ και υψωσεως χαριν. Wollte man aber verlangen, daß Homer lieber den ganzen Rebellen hätte sollen weglassen, so ist dieses ein Zumuthen, das man keinem Meister machen muß. Wenn Herr K. aber im folgenden ein Gemälde vom Titian anführt, der Christum mit seinen Jüngern malte, wie sie zu Tische saßen, und solches dadurch verstellte, daß er Hund und Katze unter den Tisch malte, die sich bissen, so müssen wir gestehen, daß Herr K. in seinen Vergleichungen sehr unbillig sey, welches auch von den übrigen gesagt seyn mag.

Voll Unwillen wider den Thersites endigt H. K. seinen Brief, und voll Unwillen wider eben denselben fängt er auch den folgenden Brief an, und wirft gleichsam ein αναδημα auf den, der ihn vertheidigen würde. Er wird bey dieser Gelegenheit so weitschweifig, daß er die Absicht, homerische Briefe zu schreiben, ganz aus den Augen setzt. Der verzweifelte θερσιτης αμετροεπης bringt endlich H. K. so weit, daß er nicht mehr an den Homer gedenken mag, sondern die Frage aufwirft: an liceat nobis profanorum hominum de Deo rebusque divinis opiniones

in

in carmine adoptare? Zur Entscheidung dieser Frage theilt er mit Recht die Poeten in solche, qui argumentum sacrum tractant, und dann, quorum versus nulla cum christianorum doctrina cognatione coniuncti sunt. Was die erstern anbetrifft, so sagt er, daß es nicht wohl gethan sey, daß sie die heidnische Mythologie, so nahe sie auch mit einigen ihrer Lehren verwandt seyn möchte, z. E. die regna infera, die Strafen und Belohnungen nach dem Tode, u. s. w. in ihre Gedichte annähmen; plane haec abesse volo a carmine, cuius argumentum e religione christiana repetitum est, und wir geben ihm hierinn vollkommen Beyfall. Im folgenden führt er eine Menge von Stellen aus verschiedenen Poeten an, die ihre Gedichte durch eine solche seltsame Einmischung mythologischer Bilder verstellt haben, und man muß in der That lachen, wenn man die große Mühe betrachtet, die sie sich oft gaben, dadurch ihre Werke aufzustutzen, und doch zu ihrem Unglück einen nachtheiligen Effekt dadurch hervorbrachten. Wie sehr sich in diesem Stück einige berühmte Maler des Alterthums versehen haben, zeigt H. K. eben daselbst in einigen Beyspielen. Aber was sollen wir von ihm denken, wenn er im folgenden uns mit aller Macht überreden will, daß die Mythologie aus

je-

jedem andern Gedicht, wohin ohnstreitig das homerische Heldengedicht, die pindarische und horazische Ode, u. s. w. gehört, verbannt werden müsse? und warum? quoniam ab aetate nostra abhorret. Dagegen schlägt er den Poeten vor, daß sie fein den vergötterten Tugenden und Lastern z. B. Pudicitia, Copia, Inuidia u. s. w. in ihren Gedichten einen Platz vergönnen möchten. Da H. K. die Götter deshalb mit aus den Gedichten verbannt wissen will, weil sie Undinge sind, so begreiffen wir nicht, wie er den Tugenden und Lastern den Platz erlauben kann, da sie als Götter betrachtet, eben so wie jene Undinge sind. Wer die großen Vortheile kennt, und die Schönheiten einsieht, die aus dem verständigen Gebrauche der Mythologie entspringen, der wird auch wissen, daß ein Gedicht mit demselben geschmückt, eine Menge Vollkommenheiten eben dadurch mehr bekommt. Man kann die Sache bald mißbrauchen; allein, wenn es mit Ueberlegung geschieht, wenn der Poet mit Verstand die Mythologie anbringt, so hat er doppelte Vortheile zu erwarten. Er überzeugt uns dadurch, daß er mehr als bloße Verse machen kann; er giebt uns einen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Alterthums umgesehe

sehen hat, oder doch umsehen kann, welches unsre Poeten als was ziemlich überflüßiges anzusehen anfangen; und wenn er die mythologischen Bilder in Gedanken verwandelt, und ihnen einen solchen Standort giebt, von dem sie, so zu reden, die glückliche Aehnlichkeit, die darinn liegt, von selbst zeigen, so zeigt er sich von der Seite des Artisten. Wenn man überdem bedenkt, daß die alte Mythologie eitel Fiktion ist, leztere aber hauptsächlich ein Gedicht ziert, so kann sie aus eben dem Grunde nicht wegbleiben. Wenn die mehresten unsrer Poeten ihr Glück nicht machen können, so kommt es daher, weil wir in ihren Gedichten keine Fiktion, die die Einbildungskraft überraschet, antreffen. Es ist mannichmal ein regelmäßiges Ganzes, allein es hat nicht die geringste Abänderung, die entweder die Einbildungskraft oder den Verstand beschäftigen könnte. Hingegen wird man finden, daß ein mittelmäßiges Gedicht mehr als einmal gelesen wird, wenn der Poet klug genug gewesen ist, einen gewissen mythologischen Zug einzuweben, der uns zum wenigsten seinen Witz bewundern heißt. Wenn übrigens die Mythologie aus der pindarischen oder horazischen Ode verwiesen werden sollte, so sehe ich gar nicht, wie sie den Namen einer pindarischen oder hora-

zischen Ode sollte verdienen können. Der Begriff von beyder Art Oden involvirt die Mythologie, ohne selbige ist es nicht möglich, einen vollständigen Begriff davon zu geben, oder wenn sie das nicht zugestehen wollen, H. K., so müssen die Oden eines Gewissen, der nach Ihrem Ausspruch zwar nostro sermone versus bene multos de *Hermanno* scripsit, aber ihn durch dieselben obliuioni aeternisque tenebris tradidit, für wahre pindarische und horazische Oden annehmen. Ich habe schon erinnert, daß man keinen Mißbrauch einführen müsse, sonst würden dergleichen Gedichte mehr mythologische Compendia, als Gedichte seyn. Ich habe auch nichts dawider, wenn die Poeten Gedichte liefern, die sich durch keine mythologische Wendung ausnehmen; allein sie aus dem Gebiete der Poesie ganz verweisen wollen, mag ich nicht zugeben. Wenn diese Neuerung des H. K. Anhänger finden sollte, so wird es nicht nöthig seyn, daß irgend ein Poet sich die Mühe gebe, nach diesem beliebigen Maaßstabe dergleichen zuzuschneiden, weil wir mit Poesien von der Art schon hinlänglich versehen sind. Eben so wenig hat man diese Meynung des H. K. als eine neue Meynung anzusehen, welche würdig wär in einen Paragraph verwandelt, und in die

Me-

Metaphysik der Poesie gesetzt zu werden, da sie alt ist, und weiter nichts dem Publiko sagen will, als daß man doch den Geschmack in der Poesie gern wieder haben möchte, der vor dreyßig Jahren in Deutschland der beste war, und den nur einige alte Poeten noch vertheidigen, weil es ihnen zu mühsam und verdrießlich fallen würde, das System der feinern Poesie zu studiren.

In den übrigen Briefen zergliedert H. K. einige Schönheiten des Homer und anderer Poeten, mit der ihm eignen philologischen Feine. Es herrscht durchgehends in derselben eine wahre Gelehrsamkeit, eine große Kenntniß der Werke des Alterthums, und eine mehr als gemeine Einsicht in die Wissenschaften. Schade, daß dieser Gelehrte nicht deutsch schreibt! Ein eigner Eigensinn, der sich von den Künstlern und Ungelehrten nicht rühmen lassen will, sondern sie weder zu belustigen, noch zu ergötzen fest sich vorgenommen zu haben, scheint.

Christ. *Adolph. Klotzii*, opuscula varii argumenti. Altenb. ex officina Richter. 1766. 330. Seiten in groß 8.

Zuerst zeigte sich Herr K. durch kleine niedliche Werkgen, in denen blos die Einkleidung,

die feine Kenntniß der lateiniſchen Sprache, und die Horaziſche Ader ſchäzbar war, ohne daß man dieſelben als materielle Beyträge zur Litteratur hätte anſehen können. So ware ſeine Mores Eruditorum Genius ſeculi, ridicula litteraria, opuſcula poetica: Stücke, die man als ſchöne Blüthen, nicht aber als nuzbare Früchte betrachten konnte. Man wünſchte von ihm eigne kritiſche Abhandlungen, da man von ſeiner Beleſenheit und dem feinen antiken Geſchmak viel erwartete; er hat einige geliefert, unter denen wir dieſen opuſculis ohne Anſtand den Preis geben. In dieſer Sammlung von 12. kleinen Stücken werden die Liebhaber der Philologie, der griechiſchen und lateiniſchen Muſen, einige ſo ſchöne Aufſäze finden, daß ſie ſie ohne Streit nuzbare Fragmente zur Kritik des Schönen heißen werden.

Wir ſpringen auf einmal in die Mitte. Das ſechſte Stück, von der glücklichen Kühnheit des Horaz, legt die Stelle des Quintilian zum Grunde: at Lyricorum idem Horatius fere ſolus legi dignus. Nam et inſurgit aliquando et plenus eſt jucunditatis et gratiae et variis figuris et verbis *felicissime audax*: und iſt zu dieſem Dichter eine ſchöne Einleitung. Wenn da-

her

Her Kl. ſeine Abhandlung beſchlieſſet : utinam vero hac opera faciliorem jucundioremque Horatii lectionem reddidiſſemus juventuti : ſo können wir dieſe Worte ändern : at vero hac opera nobis quidem jucundiorem illius repetitionem reddidiſti ; utinam et juventuti frequentiorem ! hätte ich dieſes Stück irgendwo ungedruckt, im Manuſcript liegen gefunden : wie hätte ich geeilet, um mir daſſelbe gröſsten-theils in meinem Horaz einzutragen, und dies mit einer ſüſſen Mühe.

Nicht ohne Urſache unterſtreiche ich das Wort gröſstentheils : denn die Einleitung, daß es eine doppelte Kritik gebe, hätte ich ſchon mit den Augen überſprungen : die Betrachtung : daß die Eigenſchaften, Kühnheit und Glück, den alten Schriftſtellern häufig beygelegt werden, wäre ich durchlaufen, und nochmals durchlaufen, weil in dieſer Sammlung von Stellen faſt in jedem Zeugniſſe ſelbſt eine glückliche Kühnheit herrſchet, gleich als wenn jedes ein redendes Zeugniſſe ſeyn ſollte. Dies ſag ich auch von der Rubrick : die Kühnheit iſt den Dichtern nöthig, aber gefährlich : ſie iſt angenehm, wegen der angezognen Stellen, aber übrigens bekannt genug. So iſt auch das ingenium Horatii nach den vorigen Worten Quintilians zuerſt ſchön geſchildert ;

aber die Schönheit liegt mehr im Ausdruck — noch denke ich also nicht an meine Feder.

Der Kunstrichter kommt näher auf Horaz. Er war der erste lyrische Dichter unter den Lateinern, der mit kühnem Schritt auf unbetretne Höhen gieng, und aus Griechenland einen Lorberkranz neuer Art holte. Wir breiten dieses lyrische Neue des Horaz bis auf seine griechischen Sylbenmaasse, aus, die wir hier vermissen: so daß wir auch nicht einmal die prächtige Stelle angezogen finden: —

Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.

"Warum hatten die Lateiner so wenig lyrische Dichter?" Auf diese Frage freueten wir uns; was Hr. Kl. sagt: "daß die Knechtschaft Genies unterdrücke" sagt er schön; thut das aber dieser wichtigen und noch nie recht aufgelöseten Aufgabe ein Gnüge? Ueberhaupt sind die zwey lezten Stücke: Horaz war der erste und fast der einzige lyrische Dichter in Rom: gar nicht ausgearbeitet.

Jezt fängt sich erst der gute Theil der Abhandlung an: Horaz ist kühn in den abgebrochnen Anfängen seiner Oden, in den langen Digressionen, den feurigen Sprüngen, in der verworfnen

nen

nen Wortordnung, und den Uebergängen über die Strophe. Seine zweyte Art von Kühnheit zeigt sich in den edlen, hohen und prächtigen Sentenzen, wozu auch das Lob Augusts, und die Lobsprüche auf sich selbst gehören. Die dritte Art liegt im Ausdruck, und zeigt sich in kühnen Figuren, seltnen, antiken und neuen Worten, wie auch in griechischen Construktionen. — Hier würde unsre Feder selten geruht haben: überall erscheint ein Mann, der seinen Horaz gelesen, verdauet und ganz inne hat: überall eine Menge von Beyspielen, die immer triftig sind, ob gleich jede Rubrik ansehnlich vermehrt werden könnte: überall der feine Geschmack, der den ganzen Horaz gefühlt, und zu kosten giebt. Aber das denke niemand, daß, wer diese Abhandlung gelesen, auch den Horaz lebendig und innig kenne. Blos zum lesen soll diese Schilderung bereiten; und nur durch das eigne Studiren, schmeckt man tausend feine Schönheiten, die dem Kunstrichter entgiengen, oder die er nicht ausdrücken kann.

So sehr wir diese Abhandlung loben: so müssen wir doch sagen: sie ist unvollendet, selbst wenn wir sie blos philologisch betrachten. Nun fehlen uns aber noch die beyden nützlichsten Stücke, der philosophische und praktische Theil der-

selben. Wir schämen uns nicht für dem We
Philosophie, weil wir diese Sache nicht so g
ringe schätzen, als Hr. Kl. an verschiednen O
ten; wir fordern auch einen praktischen Thei
weil wir voraussetzen, daß man den Horaz, na
seiner angebohrnen Sprache und Situati
nachahmen müsse. Ohne diese zwo Zugabe
sind einzelne philologische Anmerkungen aren
sine calce. und noch immer von der Anwen
dung und Nutzbarkeit zu entfernt.

Wir gehen also Hrn. Kl. nach, um seine zer
streute Perlen aufzufädeln. Warum sind di
abgebrochnen Anfänge einiger Oden so natür
lich, da andere einen leisern Schritt nehmen
Sezt dies Abgebrochne des Anfanges eine Reihe
von Gedanken voraus: so stünde hier eine Be
herzigung am rechten Ort: wie genau man sich
in diese Gedankenreihe und lage von Vorfällen
setzen müsse, um begeisternd und nutzbar zu le
sen. Eine Materie, die man aus vielen Bey
spielen beweisen kann, die man doch oft vergißt.
Bey dem zweyten und dritten Stück, den Di
greßionen und Sprüngen würde ich unmöglich
Home's *) Einwurf vergessen haben: "Im Ho
"raz nimmt sich kein Fehler mehr aus, als der
"Mangel an Verbindung; die Beyspiele davon
"sind

* Home's Grundsätze der Kritik Cap. 1.

"sind unzählbar." Diesen Einwurf würde ich nicht so kurz abgefertigt haben, als viele Kunstrichter; ich hätte mich befleißigt, das Wort Ausschweifung und Sprung mehr auf die Natur der Begeisterung zurück zuführen, um vielleicht etwas anders darunter zu verstehen, als frostige Leser, und regelmäßige Nachahmer sich abzirkeln. Die verworfne Wortordnungen würde ich genauer auf die Natur der Sprache reduciren, um es zu unterscheiden, wo es der Gedanke, der Wohlklang, die Composition der Bilder, und das Silbenmaas gefodert? denn oft kann Kühnheit eine Tapferkeit aus Vorsatz, oft ein Muß seyn. In den Strophenübergängen würde ich den Römer gegen die Griechen gestellet, die Gesetze der Sprache, der Phantasien, des lyrischen und musikalischen Sylbenmaasses untersucht, es geprüft haben, ob es Schönheit oder licenz sey; am mindsten aber würde ich alle Einwürfe so abgefertigt haben: certe Grammaticorum filii hanc legem tulerunt. In den Sentenzen, Figuren und kühnen Worten, würde ich die Kühnheit des Horaz mehr subjektivisch behandeln; nicht blos das Kunststück zeigen, sondern zu bemerken suchen, warum und wie weit der Künstler so verfahren mußte: denn jenes findet der Leser selbst, auf dies muß er aufmerksam gemacht werden.

Nun käme der praktische Theil der Abhandlung: vor allen Dingen würde ich im Quintilian das Wort *aliquando*: Horatius insurgit aliquando, nicht überhüpfen, oder gar wie Barth für eine falsche Lesart erklären. Ich würde dem alten bescheidnen Kunstrichter zufolge, die Poesie des Horaz nicht für die Schranken aller lyrischen Kühnheit ansehen, und es aus unsrer Denkart und Stuffe der Cultur wahrscheinlich zu machen suchen, daß er, zum Trost der Odendichter, nicht alles Glück der Odenschwünge erschöpft habe. Ich würde mir mehr Mühe drum geben, wie bescheiden er die Kühnheit der Griechen nur von Ferne nachgeahmt; wie viel Vorrechte er als der erste kühne lyrische Sänger in Rom, hatte; und nun kommt das große Feld, wie weit sind ihm die Neuern an Kühnheit ihrer Nachbildungen nahe gekommen? wie weit verbietet es die Zeit, ihm vorzufliegen, oder ihn zu erreichen? Betrachtungen, wo überall die Parallele zwischen Urbild und Kopie; statt Beyspiel und Erläuterung seyn mußte. — Dies alles hat Kl. in seinen libellum de audacia Horatii nicht einschliessen wollen.

Aus der Mitte thun wir einen Sprung ans Ende des Buchs: von der Bescheidenheit Virgils

gils, eine Abhandlung, wobey uns drey Excursus lockten. "Von den Sitten der Schäfer in "den Eklogen des Virgils:" wir lasen mit Vergnügen, wo sich seine Schäfer gut ausdrücken, und wo nicht; aber wir wandten das Blatt: es war zu Ende. Nun war ich mit mir selbst unzufrieden, daß ich in einem Klotzischen Excursu eine vollendete Materie erwartet hatte. — Auf das kleinere kritische Hausgeräth können wir uns nicht einlassen: sonst würde sich manches Zweifelhafte zeigen, weil Kl. manches Neue in diesen Discursen sagt.

Jezt wanderten wir also zurück, und verglichen die Prolusion: de populari dicendi genere, mit einigen Bearbeitungen dieser Materie von andern Verfassern: denn wenn die neuere Zeit der Litteratur auch keinen Ruhm verdiente, so ists immer der, den Vortrag der Wissenschaften faßlich einzurichten. Verschiedne Schriftsteller haben dies Sujet von verschiednen Seiten betrachtet — Vergleichungen und Aufsätze hierüber würden aber hier zu weitläuftig fallen. Daher kehre ich zum Anfange zurück: pro Lipsii dicendi genere: das erste Opusculum in diesem Bande.

Der Recensent hat von je her sehr viel von diesem Schriftsteller gemacht, und seine Schreib-

art den Manutiis und Bembis immer vorziehen mögen: er giebt alſo der Meynung völlig recht, daß in dem Styl des Lipſius mehr Nerven anzutreffen ſeyn, als in ſeinen lieben Ciceronianiſchen Zeitgenoſſen. Dies ganze Stück: man müſſe den Cicero nicht blind nachahmen: wird jeder mit Vergnügen leſen; gegen das andere: man müſſe ſich ſelbſt einen lateiniſchen Styl bilden, hatte der Recenſent zwar einiges; er vergaß es aber, und gieng zu den Rettungen fort, über die Kürze, alte Wörter, Dunkelheit, Einſtreuung der Verſe, Verderbung des Geſchmacks, die man dem Lipſius vorgeworfen. Nun ſchloß er, überdachte die Materie, und — ſezte folgende kleine Noten dazu, die ihm über dieſen Aufſatz einfielen:

1) Es iſt eine mißliche Sache um das Wort pro! Freylich ſind die Ankläger des Lipſius die Hrn. Scioppius, Mareſius, Voſſius, Morhofius, Stephanus, Velſerus, Pontanus, Scaliger, und wie ſie mehr heiſſen, ſelig entſchlafen, und laſſen ſich alſo ziemlich kurz abweiſen; aber bey einer Vertheidigungsſchrift nimmt jeder Leſer Parthey gegen den Angeklagten, um urtheilen zu können, ob ſein Advokat ihn gut vertheidiget. Nun fällt mir Leipnitz ein, von dem es bekannt iſt, daß eine Abhandlung wider die

Lip-

lipsianisirenden Schriftsteller zu seinen unausgeführten Planen gehöre: ich stelle mir vor, wenn er diese Akroase läse, würde er zufrieden seyn, wenn man Lipsius gegen Dunkelheit schützen will, und sagt: obscuritas est vel objectiva, vel subjectiva — würde ein Leibnitz damit zufrieden seyn?

2) Wenn ich den Titel: pro Lipsii dicendi genere, lese: so denke ich natürlicher Weise, Lipsius Schreibart überhaupt in allen seinen Werken. Und wie vielfach sind diese bey Lipsius? Kann ich mich hier wohl darauf einschränken, seine Briefe zu citiren; oder werde ich mich nicht nothwendig ins Detail herablassen müssen, wie sich seine Schreibart zu seinen kritischen Werken, seiner Politik, Weltweisheit, den Briefen, Gedichten, der Satyre passe: alle diese Arten des Vortrages kann ich ja nicht über einen Kamm scheren, und Kl. redet für Lipsius, als hätte er blos Briefe geschrieben.

3) So wie ich fragen kann: wenn du diesen Schriftsteller beraubest, warum mußt du ihn, wie ein Araber, ganz plündern? so kann ich auch fragen: wenn du ihn vertheidigst, warum mußt du ihn nun ganz und gar vertheidigen, und allen seinen Anklägern nichts lassen? —

Un-

Unpartheyisch zu reden, wählt sich auch hier die Wahrheit, die Mittelstrasse; aber wie schwer ists, diese Mittelstrasse zu treffen, und abzuzeichnen? Es ist ungleich schwerer zu sagen: so weit hat der Gegner recht, und weiter nicht: so weit ist Lipsius fehlerhaft; so weit aber lobenswürdig! dies ist schwerer auszumachen, als ihn in einer lateinischen Redübung, vertheidigen. Gewisse Schönheiten des Styls sind würklich gegen einander constrastirend und ausschliessend: die Ciceronianische Schreibart hat Vorzüge, die die Lipsianische nicht hat, und diese kann wieder in Fehler fallen, davon jene frey ist.

4) Wenn ich Lipsius mit seinen Worten vertheidigen wollte: würde ich mich an einigen Briefstellen begnügen, und die Worte hinschreiben: vellem, ipse Lipsius accusatoribus suis respondisset? Freylich war Lipsius zu bescheiden, so viel Bogen mit Streitschriften anzufüllen, als wenn sonst zwey andre Critici sich bis auf Tod und Grab verfolgen. Aber desto sorgfältiger würde ich auf kleine eingestreuete Vertheidigungen seyn, und ja nicht die Vorrede vor seinen Politicis vergessen, wo Lipsius für seine Schreibart mehr sagt, auf zwey Blättern; als ein andrer gegen ihn auf zween Bogen.

5)

5) Lipsius war in seinem Styl immer ein Phänomenon; von Ciceronianern gebildet — in seiner Jugend, und in seinem ersten Aufsatz selbst ein Ciceronianer — lenkte jezt auf einmal ab, und schuf sich seinen Styl. Hier würde ich es also auf ihn deuten, was der Verf. des Gesprächs: über den Verfall der Beredsamkeit vom Cassius Severus sagt: Flexit ab illa vetere Ciceronis atque dicendi via directa: non infirmitate ingenii, nec inscitia litterarum transtulit se ad id dicendi genus sed judicio et intellectu. Auf diese Gründe seiner Umänderung würde ich zu dringen suchen, seine Lieblingsschriftsteller Seneca und Tacitus nicht blos anführen; sondern den lezten insonderheit nutzen, um seinen Styl zu erklären; denn ihn hat er nicht blos gelesen, verbessert, herausgegeben, sondern auch seine Politica meistens aus ihm zusammen getragen. — Dies alles gehört ja nothwendig zur Vertheidigung.

6) Noch eins, und ich schliesse: die beste Vertheidigung ist, wenn ich meinen Autor mit seinen Tugenden und Fehlern hinmale. So ists ohne Zweifel eine Schönheit bey dem Styl des Lipsius, daß sein ganzer Periode in wenig Worten da steht: ganz, kurz, nachdrücklich;

ohne

ohne Ciceronianische Umschweife. Aber ohne Zweifel ists ein Fehler: daß die Perioden nimmer verbunden sind, sie drängen sich auf einander: sie sind im lehrenden, beweisenden Vortrage verdrießlich. — Halte ich auf diese Art Fehler gegen Schönheiten: so kann ich schreiben, wie ich will. Aber vertheidige ich bloß: so ist es so fremde, wenn Kl. in seinem Latein Lipsius durchgängig vertheidigt; als wenn Leipniz ihn in seinem Latein durchgängig getadelt hätte.

Der Raum verbietet mir, nach diesen 4. Hauptstücken, die kleinern durchzugehen: ich nenne sie blos: 2. orat. de dignitate, jucunditate et utilitate studiorum humanitatis, hier wäre es artig, Stellen anzuführen, wie Kl. von einigen Wissenschaften urtheile. 4. orat. de viris Graecis et Latinis litterarum peritis, qui Academiam Ienensem ornaverunt. 7. Observatio de nemoribus in tectis aedium Romanorum. 8. Ep. de minutiarum studio Grammaticorum quorumdam: das 3. 5. 11. 12. sind Casualstücke, die für uns unbeträchtlich sind.

Wir haben durch unsern Auszug das Urtheil gerechtfertigt, daß diese Opuscula vor seinen übrigen kritischen Schriften den Preis verdienen: denn seinen vindiciis Horatii sehen wir nicht

nicht an: warum Horaz gegen Harduin vertheidigt werden mußte; es sey denn, weil Christ den Virgil gegen ihn vertheidigt hat. In seinen Homerischen Briefen würde wenig bleiben, wenn man die beyden Hypothesen, von der Mythologie und vom Thersites wegnähme, die doch bey einer Prüfung leiden würden. Ueberhaupt wünschen wir von Hrn. Klotz irgend eine ausgeführte und vollendete Materie zu lesen: wie groß wär er, wenn er an Reflexion, allgemeinem Urtheil, und philosophischem Geist das wäre, was er an einzelnen Betrachtungen, seinem Geschmack, Kenntniß der Alten und schönen Vortrage ist.

Des Maximus Tyrius philosophische Reden. Aus dem Griechischen übersetzt durch Christian Tobias Damm, Rektor des köllnischen Gymnasii zu Berlin. Berlin, verlegts Arnold Wever, 1764. in 8. sechs und dreyßig Bogen.

Es kann keine Bemühung der deutschen Gelehrten edler und patriotischer seyn, als diejenige, die es mit mancherley und oft nicht leicht zu übersteigenden Hindernissen übernimmt, die alten griechischen Schriftsteller in unsre Sprache überzutragen, um uns dadurch der herrli-

Bayerische Staatsbibliothek München

chen Schätze und Reichthümer des unsterblich
Griechenlandes theilhaftig zu machen. Für de
gleichen Arbeiten, die einen recht brennende
Eifer, gemeinnützig und dienstfertig zu seyn, z
verrathen scheinen, können fast keine Belohnun
gen, die der Arbeit so ganz angemessen wären
ausgemacht werden. Es wäre aber auch zu
wünschen, daß die Gelehrten, welche dergleiche
über sich nehmen, allemal reine und rechtschaf
fene Absichten haben möchten; sonst wird ih
Dienst zu einer großen Kleinigkeit, ja

turpiter atrum
Desinit in piscem mulier formosa superne.

Herr Damm sagt in seiner Vorrede: "Dieser
"Schriftsteller bleibt in seiner Art allemal schätz-
"bar: und man wird insonderheit auch dies
"daraus gewahr werden, was für einen großen
"Vorzug unsre heutige Art zu philosophiren vor
"der ehemaligen habe; ob gleich ein aufmerksa-
"mer Leser hier überall Betrachtungen finden
"wird, die der Mühe sie einzusehen, würdig
"sind.„

Ich bin weit davon entfernt, daß ich den Maximus nicht für einen vortreflichen Redner und wahren Philosophen halten sollte, der dem Jahrhunderte, worinn er lebte, Ehre macht. Ich

nenne

nenne ihn mit dem Casaubonus melitissimum Platonicorum, und mit dem Petit auctorem inprimis elegantem in Philosophia ac disertum, ja von seiner Dissertation, ob man seinen Beleidiger wieder beleidigen soll? spreche ich aus Ueberzeugung meines Herzens dem Rhenanus nach: Sermo tam sanctus, tam pius, tam christianus, vt si hic auribus vulgo crebrius inculcetur, facile futurum sperem, vt insanis istis bellorum tumultibus, quibus Christiani inter nos concurrimus, aliquando finis imponatur. Allein ich behaupte nun auch im Gegentheil, daß dieser Philosoph solche falsche und verkehrte Principia habe, wie sie nur unsre Modephilosophen haben können, welche Wolfen und Baumgarten wechselsweise mit Füssen treten. In seiner dritten Dissertation: da Gott alles gut macht, woher kommt das Uebel? zeigt er zwar so viel, daß es nicht von Gott, nicht vom Himmel komme; Οὐ γαρ ἐξ ὐρανυ μα Δια, ὐκ ἐξ ὐρανυ. Φθος γαὰρ ἐξωθεν τυ χορυ ἱσαται, sondern daß die Menschen die Ursach alles Bösen wären, wie Homer sage:

Σφησιν ἀταισθαλιησιν ὑπερ μορον ἀλγε ἐχυσι,

und daß der Grund davon theils in den Eigenschaften der Materie, theils in der Freyheit der

Seele liege. Die Uebel und das Unglück, worüber wir uns beschweren, sagt er, müssen zur Erhaltung des Ganzen das Ihrige beytragen, und also müssen die Theile leiden. Der Baumeister der Welt hat sich nur die Erhaltung des Ganzen vorgesetzt: um die einzelnen Theile bekümmert er sich gar nicht. Pest, Erdbeben, Ueberschwemmungen, die Ausbrüche des Aetna, tragen alle zur Erhaltung des Ganzen etwas bey. Das moralische Uebel erkläret er mit einem seltsamen Gleichnisse, wodurch die Güte und Heiligkeit Gottes nicht im geringsten gerettet wird.

In der fünften Dissertation verdammt er das Beten, als eine höchst überflüßige und lächerliche Sache, statuiret das Fatum, und läugnet die Vorsehung Gottes über einzelne Dinge. In der Dissertation, wie man frey von Bekümmerniß leben müsse, wird gar nichts ausgemacht. In der sechs und dreyßigsten Dissertation hält er dem Soldatenstande einen großen Lobspruch, nennt den Ackerbau eine niedrige, eine elende Lebensart, eine große Kleinigkeit, und in der darauf folgenden Dissertation hält er dem Ackerbaue einen Lobspruch, und macht den Soldatenstand herunter, wovon wir gar keinen Nutzen absehen, und welches uns eben so abentheuerlich vor-

vorkommt, als wenn Rousseau hintritt, und mit aller Beredsamkeit wider den Selbstmord donnert, da er ihn doch vorher mit gewaltigen Gründen vertheidiget hatte. Oppositа iuxta se posita magis eluceſcunt könnte man sagen. Allein die wahre Ursach ist wohl die, daß man dem Unwissenden, das Verkehrte zu vertheidigen, mit Gründen an die Hand gehen will, die ihnen ihr hirnloser Kopf nicht vorstrecken konnte. Also sollte ich, fragt Herr Damm, den Maximus gar nicht übersetzen, weil er falsche und verkehrte Principia hegte? Ja, sie sollten ihn übersetzen; nur aber fodern wir, daß sie nicht allein hätten anzeigen sollen, wo er verkehrt spricht, sondern sie hätten ihn kurz und gründlich widerlegen sollen. So aber lassen sie es bloß bey der Anzeige, zugeschweigen, daß sie es nicht einmal allezeit thun, und wenn es hoch kommt, so sagen sie bloß: es ist albern, welches zwar ein Schimpfwort, aber nicht hinlänglich zur Widerlegung ist.

Was die Uebersetzung selbst anbetrifft, so ist sie ein Beweis, daß man ein alter gelehrter Deutscher seyn kann, ohne deutsch zu verstehen; daß man den Genius der griechischen Sprache wissen kann, und ihn in seiner Muttersprache nicht überzutragen vermögend ist, und daß man

Charaktere der Alten sehr wohl ausstudirt hab
kann, und wenn sie in eben denselben Kleider
in unserer Sprache erscheinen sollen, wir ihne
oft ein Gewand umwerfen, in dem sie kei
Mensch kennt. Und bey dem allen muß Her
D. gleich anfangs seine Schuld dadurch vergrö
ßern, daß er λογοι, welches der lateinische Ueber
setzer durch Dissertationes giebt, Reden übersez
zet. Wenn man nun diese Reden zu Hand
nimmt, ja was muß man da von der Beredt
samkeit des Maximus denken:

In der ersten Dissertation heißt es zu Anfang:
Περι μεν δαιμονων ἀμφισβητων λογον λογω φερω,
και ἀνεχομαι την κρισιν und Heinsius übersetzt es
vollkommen anständig: de natura Daemonum
cum disputatur, rationem rationi facile patior
opponi, nec contentionem hanc reprehendo.
Nun höre man H. D. "Wenn wegen der Geister
"untersucht wird, so rede ich mit, ich dulde auch
"allerley Einwendungen." Nicht weit hievon
steht eine vortrefliche Stelle, die im Griechischen
sowohl, als in der lateinischen Uebersetzung voll
Geist und Leben ist. In H. D. Uebersetzung
kennt man sie gar nicht mehr. "Da der allerbe-
"redteste Plato, wenn man ihn auch gegen einen
"Homer vergleicht, dennoch nicht genung Glau-

"ben

"ben, in seinen Abhandlungen von Gott, gefun-
"den hat, sondern man die Gedanken des Plato,
"von andern Personen zu vernehmen sucht; so
"kann ja wohl niemand, der nur ein wenig Ver-
"stand hat, auf seinen Vortrag viel Vertrauen
"gründen: man müsse denn etwa einem Dur-
"stenden, der einen reinen und wasserreichen
"Strom vor sich hat, der ergötzend ist im An-
"schauen, lieblich im Trinken, sattsam im Er-
"quicken, aus einem kleinen und an allen diesen
"Eigenschaften mangelhaftern Bache lieber schö-
"pfen, und dem Durstenden den nöthigen Trunk
"darbringen wollen.„ Ist das wohl eine gute
"deutsche Redensart? einen gegen einen verglei-
chen. Und wo ist da ein gesunder Verstand, wenn übersetzt wird: man müsse denn etwa ei-nem Dürstenden u. s. w. aus einem kleinen Bache lieber schöpfen, und dem Dürstenden bringen.

In der ersten Dissertation nach der deutschen Ordnung, sagt eigentlich der griechische Maximus: φιλοσοφε λογω der Lehre des Philosophen, das heißt hier so viel: Die Philosophie, ὡδεις ἀποτετμηται καιρος ἰδιος, ist an keine Zeit gebunden. Herr Damm übersetzt: für die Lehre der Vernunft ist keine bestimmte Zeit fest gesetzt; als wenn die Philosophie lediglich die Vernunft, und nicht auch den Verstand beschäftigte. Oder

als wenn zur Einsicht philosophischer Wahrh
ten bloß nur Vernunft, aber kein Verstand e
fodert würde. Es ist ja ein Unterschied, wen
ich die Verbindung der Wahrheiten begreif
und hernach das Mögliche derselben deutlich ei
sehe. Das erste gehört für die Vernunft, da
andere aber für den Verstand. Kurz hierau
steht im Text: τὰ δὲ τῶν ἀνθρώπων βίᾳ α
ἀφέλῃς λογον, οἰχήσεται κατὰ χειμένων τινῶν πονηρα
καὶ ἀσαφεις ὁδὸς καὶ τραχειας, das heißt, sag
H. D. Benimmt man dem Leben des Menschen
die vernünftige Lehre, so weichet es ab auf böse
finstre, rauhe Wege, es geräth ins Stürzen,
da es doch besser gewesen wäre, zu sagen: der
Mensch kommt zum Fall.

Auf der 12. Seite sagt Maximus: wär die
Hoffnung nicht, so würde der Soldat nicht mehr
dienen, und der Kaufmann nicht mehr zu Schiffe
fe gehen, ἐπαυσατο ὁ ἐμπορος πλεων, zu Schiffwer
ken, sagt H. D. Ελαττον γαρ το λαβειν τῶν προσ-
δοκωμενων, d.i. Der Besitz ist gegen die Hoffnung ein
Nichts, umschreibt H. D. sehr matt: Des noch
zu erwartenden ist immer mehr, als des schon
erhaschten. Auf der 95. Seite ist auch eine
sehr verworrne Periode anzutreffen. "Gleichwie
"aber in Ansehung der menschlichen Leiber, jene

"ehe-

"ehemalige für die Kunst leichter zu besorgen "waren, wegen ihrer gesunden Lebensart; diese "neuern hingegen einer veränderten Heilungs- "methode bedürfen: als auch die Seele ehemals, "wegen ihrer edlen Einfalt, oder wie wir es itzt "nennen, wegen ihrer dummen Einfalt, hatte "damals nur u. s. w.„ Dergleichen μακρολογιαι liebten die Jonier, und es ist kein Verdienst, ihnen selbige ablernen wollen. Eben so sehr muß man sich des Juristenstils enthalten, den H. D. auf der 80. S. annimmt, nämlich: Laß die Götter unbehelliget; laß das Schicksal unbehelliget; laß das Glück unbehelliget; laß die Kunst unbehelliget.

Der Anfang der Dissertation, wie man aus Unglück Vortheil ziehen könne, liefert uns eine eben so verworrne Periode, wie die vorhergehende war. "Es ist ja ein Elend, heißet es, daß "die Gottheit zwar dem Menschen zum Vortheile, das Gute vom Uebel genau abgesöndert, "und verordnet hat, daß keines von beyden sich "mit dem andern vermengen, sondern ihr Wesen "eben so verschieden seyn sollte, als das Wesen "des Tages von der Nacht und des Lichts von "der Finsterniß, und des Wassers vom Feuer, "(denn wollte man eins von diesen zu seinem Gentheile bringen, und ihre Verschiedenheit in

"ein gemeinschaftliches Wesen vermischen; so
"würde man die Eigenschaft aller beyden ver-
"nichten) daß aber die Menschen selber, die doch
"nach einem glückseligen Leben trachten, allerley
"widriges zu demselben hinzusetzen." Zwar ist
die Periode im Original selbst etwas verworren;
aber kann das eine Entschuldigung für den Ue-
bersetzer seyn? Er kämpfe so lange mit seinem
Autor, bis er mit einer verständlichen und wohl
zusammenhangenden Periode über ihn gleichsam
gesiegt hat. Wenn H. D. diese Regel vor Au-
gen gehabt hätte, so würde er folgende nicht min-
der verworrne und platt übersetzte Periode hin-
geschrieben haben. Der Grieche will untersu-
chen, ob wohl ein Mensch einer vollkommnen zeit-
lichen Glückseligkeit theilhaftig werden könne,
oder nicht. "Denn sagt H. D. (da es doch hei-
"ßen muß) es liegt vielerley im Wege, so wie
"einem leichtlaufenden Manne Graben, und stei-
"le Anhöhen, und tiefe Löcher, und andre Ab-
"schnitte, aufstoßen, bey welchen ein unkundiger
"des Weges, oder der bald matt wird im Laufe,
"oder der zu schwach ist darüber zu springen, oder
"der leicht fällt, wenn er über was weglaufen
"will, bald gehemmet wird, oder irret, oder
"zaghaft wird: hingegen ein muthiger, im Lau-
"fen geübter, des Weges kundiger Mann, lau-
"fet

"fet wegen seiner Stärke schnell, wegen seiner "Känntniß richtig, wegen seiner Geschicklichkeit "sicher vor fallen." Es trägt zur Undeutlichkeit dieser Periode nicht wenig bey, daß H. D. die Kommata fast stets am unrechten Ort gesetzt har. Ἀρετη ψυχης, sagt Maximus in eben dieser Dissertation, και μοχθηρια, αἰνται πηγαι d. i. Tugend und Rechtschaffenheit sind die Quellen u. s. w. Herr D. Tugendhaftigkeit und Untugendhaftigkeit, edle und unedle Beschaffenheit der Seele sind die doppelten Quellen. Aus fünf nachdrucksvollen Wörtern so viele matte und unbedeutende Wörter zu machen!

Am Ende der ein und vierzigsten Dissertation will Maximus so viel sagen: Wenn die Seele von sinnlichen Begierden überwältigt gleichsam krank wird — welches Uebel stets weiter um sich frißt — so ist das beste Mittel, daß der Mensch die sinnlichen Begierden, die zum Theil mit aus dem Bau des Körpers entstehen, unterdrücke. Herr D. übersetzt: Bey wem die Seele unterkötig und angefressen und faulend ist, die immer das nächste mit ansteckt und verderbet, einer solchen Seele müssen die Leibeskräfte abgenommen werden, u. s. w. Was sind Leibeskräfte der Seele? δυναμεις των σωματων kann das wahrhaftig

haftig nicht heißen. Das sind die sinnlich
Begierden, die thierischen Triebe, die zum Th
ihren Grund in dem menschlichen Körper habe

Die mir bestimmten Gränzen lassen mi
nicht weiter gehen. Ich will also nur noch e
nige sonderbare Ausdrücke bemerken, nämlich
ein ungefähretes Leben, nicht lauterlich, Kau
fahrerschiffe, das Zusammenhangsmäßige, di
wohlanständig-ertragne Ausbauung, die Be
fleißigungen, die wohlabgemeßne und wohl au
einander passende Herumdrehung der daselbs
(im Himmel) befindlichen einander ungleiche
musikalischen Körper, der krummen Betrug, die
stimmenden Kinder, die immer quellenden Schen
ken, die Gelübden, welche Menschenfreundschaft
lich sind. Eben so könnte man ihm auch seine
sonderbare Rechtschreibung vorhalten, wenn er
Ere, an statt Ehre, Son, an statt Sohn, ann
für an, Sele für Seele u. s. w. spricht: kurz,
Herr D. versteht das Griechische so, wie ein ur-
alter Scholiast, kann es aber keinesweges ver-
ständlich und schön übersetzen. Möchte doch
dieser Gelehrte diese Sprache und seine Gelehr-
samkeit überhaupt so anwenden, daß er, wie
Young sagt, nicht durch sie umkomme.

Strato-

Stratonis aliorumque veterum Poëtarum graecorum Epigrammata nunc primum a *Christ. Adolpho Klotzio* edita. Altenburgi ex officina Richteria MDCCLXIV., fünf und einen halben Bogen.

Wir können diese Ausgabe füglich in zwey Hälften Theilen. Die erstere enthält die Vorrede, die andere die Epigrammata selbst und einige Anmerkungen zu denselben, wie auch den Index.

In der Vorrede spricht Hr. K. von der Anthologie und ihren Sammlern, verweiset aber auf die Gelehrten, die weitläuftig davon geschrieben haben, und redet alsdenn, nachdem er verschiedenes Unnöthiges dazwischen geworfen, z. E. vom Thyllitius und D. Reiske, und oft scioppisch geworden, von dem Strato selbst. Die Epigrammata selbst hat er aus einem Kodex der Weimarischen Bibliothek abgeschrieben, der hundert und sechs und zwanzig Stück in sich enthält, unter dem Titel: Excerpta ex Anthologia Graecorum epigramatum, quae est in biblioth. Is. Vossii. Diejenigen Epigrammata des Strato, quae virginibus puerisque ingenuis recitari non possunt, hat Hr. K. weggelassen: warum er aber die gelieferten nicht

über-

übersetzt hat, davon sagt er kein Wort, und m
könnte zu seiner Entschuldigung sagen, wie
auch selbst versichert, daß er sie nur für die G
lehrten herausgegeben habe, die sie ohne Ueb
setzung verstehen müssen. Zuletzt wünscht e
daß sich jemand finden möchte, der die Anthol
gie vom neuen herausgebe, wodurch nicht n
den Gelehrten ein Gefallen geschehen, sonde
der Herausgeber selbst Vergnügen genug dabe
finden würde. Quot, ruft er aus, leges ca
mina, omni melle dulciora, quae Musae Gra
tiaeque poëtis dictasse videntur! Ja, aber auc
einen großen Theil nicht!

Die Sammlung selbst besteht nicht aus lau
ter Sinngedichten vom Strato; es sind in der
selben auch einige vom Meleager, eins vom Al
cäus, Automedon, Polystratus, Rhianus und
andere.

Die Anmerkungen, die er auch nur Notulas
nennt, betreffen meistentheils Lesearten, Kom
mata, Punkte, Kola, und sie werden einem zum
Verständniß der Sachen wenig oder nichts hel
fen. Ja man lieset mehr als einmal, non in-
telligo, non capio, non assequor sensum,
non liquet u. s weiter. Ich wollte also lieber
daß Herr K. notas geschrieben, und nicht in der

Vorrede gesagt hätte: neque opus fuit (notis) neque nunc ob alia negotia nobis licuit. Das erstere ist offenbar unwahr, und das letztere will ich wohl glauben; und ich hätte deshalb gewünscht, daß Herr K. die ganze Herausgabe so lange aufgeschoben hätte, bis er Zeit genung erhalten, seinen Autor zu erklären und zu erläutern. Das viele Bücherschreiben dienet zu nichts. Man läßt vieles unvollendet und unausgeführt, und macht manches nur halb. Ich weiß nicht, ob die Entschuldigung eines Gelehrten angenommen werden kann? Ich hätte es wohl vollkommner machen wollen, wenn ich Zeit gehabt. Der Richter wird immer sagen: Du hättest dir welche nehmen, oder die Sache so lange anstehen lassen sollen, bis du Zeit und Muße bekommen. Martial sagt:

—— —— facile est epigrammata belle
Scribere, sed librum scribere difficile est.

Vielleicht hat das Hr. K. von der Uebersetzung abgehalten.

Des Flavius Arrianus sieben Bücher von den Feldzügen Alexanders des Großen, nebst dessen Indischer Geschichte. Aus dem Griechischen übersetzt, und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von Gebhardt Chr. Ludew.

Timäus,

Timäus, Rector an der Stadtschule zu Hameln. Leipzig und Erfurt, bey G. C. Gsellius, 1765. in 8. 636. Seiten ohne die Vorrede.

Bald werden sich die Franzosen nicht mehr rühmen können, daß sie allein die alten Schriftsteller in Uebersetzungen aufweisen können. Seit einiger Zeit beschäftigen sich unsre Gelehrten mit solchen Arbeiten, die den Franzosen jenen Rang in kurzen streitig machen, ja von einer andern Seite betrachtet, ihnen denselben vielleicht ablaufen werden, ich meyne, daß wir vielleicht beßre Uebersetzungen von den Alten werden aufweisen können, wenn unsre Uebersetzer mit derjenigen Treue zu arbeiten, fortfahren werden, mit welcher einige derselben angefangen haben. Aber woher kommts, könnte man fragen, daß die Deutschen bisher lauter Uebersetzungen der griechischen Prosaisten geliefert haben? Woher kommt es, daß ihre Uebersetzungen der alten Poeten, so sie ja eine oder die andre zu Markte fahren, schlecht, ja oft höchst elend sind? Ohnstreitig aus keinem andern Grunde, als weil zu der erstern Art Uebersetzungen eine mäßige Känntniß der griechischen und deutschen Sprache erfodert wird, zu der letzten Art aber, außer diesem noch weit mehr. Wenn der Prosaisten-

über-

übersetzer seine Feder geschärft hat, setzt er sich hin und übersetzt ohne eben viel Mühe. Unbekümmert um die feine Wahl der Wörter des ästhetischen Ausdrucks, welches alles, ihm sein Originalnal nicht zu verlangen scheint, geht er von Zeile zu Zeile fort, und die Seite ist herunter. Die Gesetze, die den Poetenübersetzer fesseln, treffen ihn nicht. Er giebt sich nicht die Mühe, wie dieser, erst den oft schweren Text und denn die Kommentarien durch zu studiren, oder auf der Waagschaale die Wörter zu wägen, ihre Stellung ängstlich zu suchen, noch mit der Wahl der poetischen Farbe, mit ihrer Mischung u. s. w. Stunden lang zuzubringen. Er findet nie die hohe Begeisterung in seinem Autor, welche auszudrücken, jenen die Federn und Nägel zu zerreißen zwingt; nein, keine dieser Dornen ritzt auf dem Wege seine Schenkel, er wandelt geruhig auf grünen Matten fort, und tritt er ja auf einen kleinen Kiesel, o so braucht er zur Wegwälzung desselben seine Schultern nicht. Dies ist ohnstreitig die Ursache. Ein Lamm, oder eine Ziege zu würgen, braucht man kein Alcides zu seyn. Doch ist unter den alten Prosaisten auch einiger Unterschied, der nach Maaßgebung die Sache schwerer macht. Man nehme die großen Redner und Philosophen des Alterthums, man

wird sehen, was man wird zu kämpfen haben, wenn man sie in unsrer Sprache verständlich und schön reden lassen will. Man wird sehen, daß man die Uebersetzung derselben, ich meyne eine gute, nicht ohne ein langes Studium wird hervorbringen können, und deshalb eben haben wir auch von ihnen noch keine Originalübersetzungen, so wenig wie vom Homer, Horaz, Virgil, Theokrit u. s. w.

Um dem Leser einen Begriff von dem Arrian zu machen, will ich seinen Charakter aus dem Photius hersetzen.

"Dieser Scribent giebt keinem der besten Schriftsteller etwas nach. In der Kürze zu erzählen, ist er vortreflich. Er unterbricht den Faden der Geschichte weder durch unzeitige Ausschweifungen, noch durch häufige Parenthesen. Er ist neu und zierlicher in der Zusammensetzung der Rede, als in den Worten, so daß seine Erzählung weder deutlicher noch evidenter seyn kann. Weil sein Ausdruck bezeichnend, wohlklingend und rund ist, so findet sich überall eine Gleichheit, die der Hoheit seiner Schreibart vollkommen angemessen ist. Das Neue in seinen Redensarten ist nicht weit hergeholt, sondern er läßt den Worten ihre Bedeutungen, die verständ-

ständlich sind, und so er sie ändert, scheint er mehr, ihnen ein neues Gewand umzuwerfen, als sie wirklich zu ändern. Daher entstehet eine gewisse Deutlichkeit, und zwar nicht in der Rede allein, sondern selbst in dem Stoffe zu derselben, in der Ordnung, und in der Zusammensetzung der Erzählung, als worinn die große Kunst der Deutlichkeit besteht. Der elliptischen Tropen bedient er sich nicht so, daß er ganze Glieder der Perioden wegläßt, sondern nur einzelne Wörter, und zwar dergestalt, daß man ihre Weglassung nicht merkt. Wollte man aber das Fehlende hinzusetzen, so würde es scheinen, daß man mehr etwas Ueberflüßiges angesetzt, als die wahre Ergänzung gefunden habe. Er ist nicht minder mannichfaltig an Figuren, und zwar nicht so, daß er die eigentliche Bedeutung auf einmal und gänzlich ändert; sondern er flechtet die figürlichen Bedeutungen allmählig und gleich vom Anfange mit ein, so, daß er weder durch ihren gar zu großen Ueberfluß Eckel, noch durch ihr Gedränge Verwirrung erweckt. Kurz, wenn jemand nach ihm andre Geschichtschreiber durchlieset, so wird er selbst unter den Alten einige antreffen, die weit unter ihm sind."

Soll ich überhaupt ein Urtheil über diese Uebersetzung des Arrian fällen? Nun so sage ich, daß

ihr Verfasser Griechisch und Deutsch wohl ver
steht, und es gereicht ihm zu so viel mehr Ehre,
daß er das letztre weis, da Leute von seinem
Stande in den mehresten Fällen diese Sprache
nicht kennen. Die mehresten Schulmänner
sind Pedanten und sehr unwissend in der deutschen
Sprache, und ich habe schon mehr als einmal
bemerkt, daß ein solcher bey Verfertigung eines
deutschen Aufsatzes, schnell aus dem Rektor ein
Quartaner ward.

In der gegenwärtigen Uebersetzung hingegen,
äußert sich bey einer ziemlichen Kenntniß der
Sprache, ein Gefühl der edlen Einfalt des Ori-
ginals. Und ein von dem gewöhnlichen Schul-
witz unverdorbener Geschmack an dem Schönen
seines Schriftstellers. In Absicht auf die Spra-
che ist die Kürze der Perioden, der Deutlichkeit
und Leichtigkeit der Erzählung in unserer Spra-
che überaus vortheilhaft. Die Bindewörter
möchte ich vielleicht, noch sparsamer gebraucht
zu sehen, wünschen: so viel fließendes sie in die
lateinische und griechische Sprache hineinbrin-
gen, so viel schleppendes und mattes veranlassen
sie bey einem gewissen häufigen Gebrauche in
unserer Sprache.

Die Vorrede giebt einige gute Bemerkungen
über die griechische Sprache, über die Verände-
run-

rungen und über die Schicksale, die sie erlitten. Es wird auch in derselben kürzlich Arrianus Leben beschrieben, und von den veranstalteten Ausgaben seiner Geschichte und dergleichen mehr gehandelt, welches zu behalten und kürzlich zusammen zu fassen, mir ohnmöglich ist, da der Herr Rektor so weitschweifig, ausgedehnt, schwatzhaft und wortreich ist, daß er mich ganz verwickelt hat. Es kommen unter andern auch in dieser Vorrede Klagen über die schlechten Besoldungen der Schulleute, und was weis ich mehr, vor. Ich würde mich für berufen halten, dem Hrn. R. deshalb einen Verweis zu geben, wenn er nicht selbst am Ende den Leser, mithin auch mich, um Verzeihung dieses Fehlers gebethen hätte. Ja ich vergebe es ihm nicht allein, sondern wünsche ihm noch oben drein, daß er bald ein akademischer Professor werden möge, der den kleinsten Hen so hoch muß aufschwellen können, wie ein geschickter Roßtäuscher die zusammengeschrumpften Pferde. Wenn er lieber nicht so weitschweifig gewesen wäre, und dafür seine Uebersetzung zweymal durchgelesen hätte, so hätte er nicht nöthig gehabt zu sagen: ich habe sie nur einmal durchgelesen. Auf diese Rechnung wird also schon das nachfolgende geschrieben werden müssen.

In Arrians Vorrede findet man folgende un verständliche Periode. Beyde schrieben, nach dem Alexander bereits gestorben war, da sie als weder durch einige Nothwendigkeit gezwungen noch durch die Hoffnung einiger Belohnung ge reizt werden konnten, die Sachen anders, als sie sich wirklich zugetragen, zu beschreiben. Man gebe es ganz natürlich. Beyde schrieben, da Alexander bereits gestorben war, mithin wur den sie weder durch Noth noch Hoffnung gelei tet, anders zu schreiben, als sich die Sachen zu getragen hatten.

Im 3. K. wird vom Ister gesagt: ἔθνη μαχιμωτατα ἀπειργει, und man übersetzt: er sondert die streitbarsten Völker von einander ab; da doch das Verbum so viel sagen will, als ἐγκλειω ich schränke oder schließe ein, folglich kann es heissen: und durch seinen Lauf die streitbarsten Völker einschleußt, vornehmlich die Celten, in deren Gebiet er auch entspringt, bestimmter als unter welchen; denn ich sage nicht: die Elbe entspringt unter den Schlesiern, sondern im Gebiete der Schlesier.

Im 6. K. wird gesagt: ἐπισησας ἐπι τη ὀχθη τας μηχανας, Alexander ließ das schwere Geschütz ans Ufer pflanzen. Ich weis nicht, ob

man

man die Katapulten, die hier gemeynt werden, schweres Geschütz nennen kann, zum wenigsten hätte der Uebersetzer in einer Anmerkung sich hierüber erklären sollen, damit nicht etwa der Ungelehrte, oder der Schüler, vor die er nach seinem eignen Bekänntnisse übersetzt hat, unsre Kanonen u. s. w. darunter verstehen möchten.

Im 8. K. ist abermal eine verwirrte Periode. Dieser trieb die Thebaner wieder in die Stadt zurück, und ihre Flucht geschahe so eilfertig und unordentlich, daß man, als sie durch die Thore in die Stadt gejagt wurden, nicht einmal daran gedachte, die Thore zu verschließen, daß also die Macedonier, so viel ihrer den Flüchtigen nahe waren, zugleich mit ihnen, in die Mauer drangen, als welche, wegen der vielen Vorposten, nicht besetzt waren. Ich weis gar nicht, wozu die vielen und am unrechten Orte stehenden Kommata helfen sollen? Der Grieche sagt οἱ δε ὠθουσιν κ. τ. λ. und das οἱ wird fälschlich zu φαλαγγι gezogen, es gehört zu dem vorhergehenden τους μεν αὐτους. Man setze die Periode also: Sie trieben die Thebaner wieder in die Stadt, und ihre Flucht geschahe unter solchem Schrecken, daß man die Thore, durch welche sie gejagt worden, zuzuschließen vergaß. Die verfolgenden Macedonier drangen

also zugleich mit den Flüchtlingen in die Stadt. Das εἰσω τϛ τειχϛ kann hier so gut in die Stadt übersetzt werden, als vorhin das εἰσω των πυλων.

Im 12. K. steht im Griechischen: Αλεξανδρος ϗτε ξυν ἀλλω ἐστρατευσεν das heißt wohl: Alexander hatte niemals Hülfsvölker gehabt. Unser Uebersetzer sagt: Alexander führte seine Kriege nie unter einem andern, welches ich nicht verstehe.

Nicht weit hievon sagt Arrian von sich selbst: ich halte mich selbst nicht für unwürdig unter denen ersten der griechischen Scribenten zu seyn. Der Herr Rektor übersetzt: ich halte mich zur Beschreibung der wichtigsten Dinge, die jemals in griechischer Sprache sind geschrieben worden, nicht unwürdig. Die beschriebnen Dinge will er noch einmal beschreiben? das wäre zum wenigsten sehr überflüßig. In der beygefügten Anmerkung sagt der Uebersetzer, daß ihm die erste Uebersetzung, die er ausgestrichen habe, in dem Munde eines Mannes von dem Charakter des Arrian, eines Schülers des Epiktet, der so bescheiden vorher gesprochen, etwas anstößig vorgekommen; als wenn durch seine zweyte Uebersetzung nicht eben der Vorwurf Platz finde. Man nehme welche man will, so lobt sich Arrian immer. Ich vor mein Theil mache ihm

deshalb keinen Vorwurf. Sein Stolz gründete sich auf wahre Verdienste, und war also vielleicht erlaubt.

Im 13. K. Wir werden mit dem Uebersetzer eher fertig seyn, als sie sich in Ordnung stellen können. Um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, hätte Uebergang müssen gesetzt werden.

Im 14. K. giebt der Uebersetzer: ξενοι μισθοφοροι durch gemiethete fremde Fußvölker, da doch kein Mensch sagt, eine Armee miethen, sondern in Sold nehmen.

Ich überschlage bis zum siebenten Buche, allwo im 27. K. steht vom Gifte, das dem Alexander beygebracht werden sollte: ἐν ἡμιονου ὁπλῃ ἐκομισε, welches übersetzt wird, er habe es in dem Hufe eines Maulthiers vermehret, da es doch heißen muß, gebracht.

Im 29. K. will Arrian so viel sagen: daß Alexander seine Fehler bereuete, das hatte er vor allen Königen, die vor ihm gewesen sind, voraus, und daher rechne ich es ihm als etwas Großes und Vortreffliches an. Diese Periode wird übersetzt: daß er seine begangne Fehler bereuet, das weis ich, unter allen alten Königen, allein dem Alexander, als ein Zeichen seines guten Gemüths, beyzulegen, welches zwar dem Grie-

chischen getreu, aber auch zu sklavisch und zu
matt ist. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß
Herr Timäus oft dem Griechischen zu getreu ist
und eben deshalb in eine gewisse Steifigkeit ver-
fällt, die wir an den Werken der Griechen nicht
gewohnt sind. Sie sind ein Abdruck der Sim-
plicität und des Ungezwungenen, und man ver-
stellt sie nothwendiger Weise, wenn man ihnen
diesen Karakter raubt.

Ich wünschte auch hin und her ein wenig
mehr grammatische Genauigkeit; besonders be-
leidigen die Verwechselungen der dritten und
vierten Fallendungen, die häufigen Auslassun-
gen des Hülfszeitworts machen viel Unannehm-
lichkeit. Allein hierinnen kann man nicht alle-
zeit unterscheiden, was eigentlich dem Verfas-
ser, oder was dem Setzer, zuzurechnen ist.
Denn es ist zu bedauern, daß der Verleger nicht
mehr, so wohl auf Schrift und Papier, als auch
ins besondere auf Correctur gewendet hat. Viel-
leicht sind einige von andern Unrichtigkeiten und
Nachläßigkeiten, die ich hin und her bemerkt ha-
be, eben so wenig dem Uebersetzer beyzumessen.
Die Autonomen S. 4. machen keinen Namen
eines Volkes aus; das eingeschlossene freye Thra-
cier sollte allein an dessen Stelle gesetzt seyn. S.
5. — unter dem Phalanx — je dichter sie gestel-

let

let wäre. S. 8. "Alexander schickte die Beute "in die Seestädte zurück, und trug die Besor- "gung davon dem L. und P. auf." Dieß ist nach der lateinischen Uebersetzung gegeben. Παρα- δὺς διατίθεσθαι, heißt: ließ sie durch den L. ver- kaufen; S. 9. auf dem rechten Flügel, wo sie sich am meisten hervorgegeben hatten. Eben das. der Phalanx der Fußvölker, welche die übri- ge Reuterey vor sich her gestellt hatte, führte er selbst auf ihre Mitte an. S. 10. Apanathigon- ten zweymal. S. 12. Was die mit Stroh ausgestopften Häute sollen, weis man aus der Verbindung der Worte im Deutschen nicht leicht; die Soldaten schwammen nämlich darauf über den Strom, wie aus dem Griechischen erhellet. Eben das. wie er die mehresten davon zusammen hatte, soll heißen: eine große Anzahl beysammen hatte. Doch wir wollen eine andere Stelle vor uns nehmen. Im III. B. 21. Kap. vom En- de des Darius: S. 225. "indessen führe Bessus "an seiner statt die Regierung." In diesen Umständen waren die Sachen noch nicht: Το κρατος ist die höchste Gewalt. S. 26. "und "das Königreich zum gemeinen Besten erhalten;" nach dem Griechischen: die Oberherrschaft ge- meinschaftlich zu behaupten zu suchen. S. 228.

Darius

Darius starb kurz an seinen Wunden. S. 229. "so würde er seine Unterthanen doch nicht haben "plagen können." Wie weit ist dieß von ὑβρίζειν entfernt? S. 230. "So war das Schicksal ꝛc." Man vergleiche dieß mit der Kürze und der Wendung im Original.

Hiermit sey Herr Timäus entlassen. Ich versichere nochmals, daß ers so gemacht, daß wir mit ihm zufrieden seyn können, und meine zum Theil geäußerte Unzufriedenheit hat er sich selbst zuzuschreiben, weil er seine Uebersetzung nur einmal wieder durchgelesen, und also gleichsam auf der Flucht verfertigt hat. Es ist ihm zu rathen, daß er in diesem Fache zu arbeiten fortfahre, nur aber etwas mehr Fleiß auf den Ausdruck und die ganze Uebersetzung wende, ins besondere sich selber keine Ketten schmiede, wohl aber gewisse Regeln der Uebersetzungskunst anwende, unter denen diese vielleicht oben ansteht:

Non verbum verbo reddas.

Arrians Epictet, aus dem Griechischen übersetzt, von J. G Schultheß. Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1766. 1 Alph. 15. Bogen in 8.

Arrian ist für den Epictet eben das, was Xenophon für den Socrates ist. Wir würden

den von beyden würdigen Philosophen, da sie selbst nichts geschrieben haben, wenig wissen, wenn nicht Xenophon die Merkwürdigkeiten seines Lehrers Socratis, und Arrian die Reden seines Lehrers Epictets gesammlet hätte. Aus dem mehr bekannten und gleichfalls vom Arrian herausgegebenen Enchiridio Epicteti ist bereits die populäre, gesunde und dem Geist des Christenthums nahe Moral dieses stoischen Weltweisen bekannt. Zu diesem Handbuche nun können die vom Arrian gesammlete Reden (λογοι, ὁμιλιαι oder διατριβαι) Epictets gleichsam zum Commentar dienen. Es sind derselben von 12 Büchern noch 4. vorhanden, welche zusammen 92 philos. Discurse enthalten. Unter dem Titel nun: Arrians Epictet liefert der Uebersetzer so, wohl das Enchiridion Epicteti als seine Reden. Wir können nicht anders als die Wahl seines Autors billigen: denn Epictet verdient in jedermanns Händen zu seyn. Was die Uebersetzung selbst anlangt, so läßt sie sich noch so ziemlich lesen. Kein Muster ist sie zwar nicht: doch sind der Stellen auch so viel nicht, wo man merkt, daß man eine Uebersetzung liesst. Treu ist sie auch, wie wir aus Vergleichung einiger Abschnitte des Handbuchs mit dem Original versichern können: sie hält das Mittel zwischen einer furchtsamen

An-

Anhänglichkeit an die Worte, und einer weitschweifigen Paraphrase. In der Vorrede rühmt der Uebers. des Hrn. Heyne Ausgabe vom Enchiridio, und wünscht, daß er auch auf gleiche Art die Reden Epictets ediren möchte. Wir treten diesem Wunsch bey, weil sie wirklich verdienen, durch einen Herausgeber, wie Hr. Heyne ist, bekannter zu werden.

Orpheus.

Von denjenigen Stücken, darinnen die Griechen zuerst von dem didactischen Tone abgewichen sind, und eine wirkliche Fabel untergelegt haben, ist die Epopee des Orpheus von den Argonauten. Ich gebe ihr diesen Namen um der Form willen, weil ich sie doch einmal zu keiner andern Gattung rechnen kann. Dieß Gedicht hat wirklich, wie Gesner behauptet, alle Merkmale des orphischen Zeitalters, und ich finde die Anmerkung des Herrn Ruhnkens [a] eben so gegründet, als Gesners Urtheil, der sie unterschreibt. Sollte auch wirklich Onomakrit, oder ein anderer, dem Stil eine andere Form und Wendung gegeben haben, so verräth doch die Erfindung selbst einen Dichter, der sich zu dem Homer verhält, wie ein griechischer

a) Ep. Crit. 2. p. 69. 15.

griechischer Künstler in der Kindheit der Kunst zu einem Phidias und Polykler.

Die Erzählung von der Schifffahrt der Argonauten unter dem Jason geht ihren Weg ununterbrochen, und ist mehr eine poetische Reisebeschreibung mit Mythologie und Geographie, als eine Fabel, wo der Poet mitten in die Handlung hineingreift, und den Leser mit einer angenehmen Täuschung überrascht. Das Wunderbare ist bis zum Magischen und Abentheuerlichen getrieben, und verdient von dieser Seite mit dem Ariost und andern italienischen Werken verglichen zu werden, wo man der Einbildungskraft, auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, den freyen Lauf läßt. Man muß sich gefallen lassen, ein Schiff zu besteigen, das von der Juno, aus besonderer Nachsicht, das Talent der Beredsamkeit in einem vorzüglichen Grade erhalten hat, von den sanften Accorden des musikalischen Orpheus gerührt über das Meer dahin schlüpft [b], und wenn es die Noth erfodert, seinen Helden, die darüber erstaunen, eine scharfe Moral [c] in prophetischen Hexametern ließt, deren sich weder das Roß des Achilles, noch die in Nymphen verwandelten Schiffe des Virgils schämen dürften. Man sieht hier horchende Wälder, die von dem

b) Orph. Argon. v. 267. c) v. 1156.

dem Gipfel der Gebirge herabsteigen[d], den Orpheus in der thessalischen Grotte belauschen, und von ihm entzückt werden, wenn er unter dem lauten Beyfall des Chiron, der centaurisch mit dem Hufe auf die Erde stampft, den Ursprung der Dinge, das Chaos und Götter und Helden besingt.

Ich leugne gar nicht, daß darinnen erhabne Stellen und große Beschreibungen vorkommen, die Apollonius von Rhodus und Valerius Flaccus zu brauchen gewußt haben. Wenn es nicht zu verwegen wäre, so würde ich so gar behaupten, daß Ovid[e] den Gott des Schlafes und die Göttinn des Neides nach dem Entwurf des Orpheus gebildet habe: wenigstens findet sich zwischen dem reisenden Schlafe des Orpheus[f] und dem Neide eine Aehnlichkeit der Wirkungen, die diese Meynung zu rechtfertigen scheint. Dennoch bemerkt man überall, besonders in den Sitten und Charakteren, einen Dichter, der vor dem Homer war, und bey allen Gelegenheiten eine sichtbare Bescheidenheit und Zurückhaltung verräth. Man wird mir antworten, daß die Medee[g] des Orpheus eine Buhlerinn ist, die alle Gese-

ze

d) — — v. 911.

e) Metamorph. XI. 592. seqq. II. 791.

f) Argon. v. 1000.

g) V. 880.

he der Schamhaftigkeit übertritt; uneingedenk der Pflichten gegen einen Vater, sich einem ausländischen Räuber in die Armen wirft, wollüstige Thränen vergießt, ihre Unschuld aufopfert, und in der Verzweiflung bis zu einem Morde ihres Bruders ausartet. Ich werde die Medee nicht retten, und mich nicht einmal auf die Züge berufen, darinnen der Dichter [h] die Schuld der Medee auf Juno und Cythere, und also auf die einmal angenommenen irrigen Begriffe von der verfälschten natürlichen Religion, und auf eine Nothwendigkeit zurück wirft. Ich will nur das sagen, daß er den Charakter schildert, und die Handlung erzählt, ohne ihr Beyfall zu geben, und daß er durch die Beywörter [i], durch die er sie bezeichnet, einen Widerwillen gegen ihre Handlungen verräth, und ausdrücklich diese Verbrechen, als den Grund der Rache des Jupiters ansieht. Und hätte er auch diese Behutsamkeit nicht gebraucht, so läßt er wenigstens seine Liebe zur Unschuld aus der oft aufwachenden Reue der Verführten, die über ihre Verbrechen erröthet, und sich in ihren Schleyer hüllt [k],

h) V. 877 - 865 - 1224.

i) Von dieser Art sind das oft wiederholte αἰνογαμος, αἰνολεχης, παρθενος αἰνη. 876. 1025.

k) V. 1220.

aus den einzelnen Zügen einer noch nicht ganz verloschenen Unschuld, und aus andern Rollen seines großen Trauerspiels errathen. Die Tochter der Sonne, von den Verbrechen der flüchtigen Medee unterrichtet, nimmt sie mit einem Gemisch von Mitleid und Abscheu auf [l], und verschleußt ihr ihren Pallast, und das Gastrecht, so lange sie nicht feyerlich mit den Göttern versöhnt ist. Alcinous und seine Gemahlinn dringen auf feyerliche Hymeneen [m]. Juno entdeckt der Medee den Willen des Alcinous. Der Dichter vermählt Medeen und Jason, und zeichnet diese delicaten Verhältnisse mit vieler Enthaltsamkeit und Bescheidenheit [n]. Hier sind noch nicht die wollüstig ausgezeichneten Gemälde, bey denen man es dem Maler ansieht, daß er sich darinnen gefällt, und vorsetzlich dabey aufhält. Hier ist die Dichtkunst noch in ihrer jugendlichen Unschuld, sie singt die Fehler des menschlichen Herzens, und schildert die Laster, aber sie erröthet unter der Vorstellung. Eben dieses Urtheil könnte man auch von der Episode der Hypsipyle fällen [o], die Apollonius von Rhodus in seinem Gedichte [p], nach der Anlage des Orpheus

l) V. 1224.
m) V. 1317.
n) V. 1330.
o) V. 475.
p) Argon. I. 853.

pheus, weitläuftiger ausgeführt hat. Wollte man um des Zeugnisses des Ovids willen den Orpheus zu dem ersten Urheber der unnatürlichen Liebe, und dadurch seinen Charakter verdächtig machen, so werde ich hierauf den Martyn zum Virgil q, und den Dryden antworten lassen, und wenigstens so viel mit Gewißheit behaupten, daß man in den orphischen Schriften keine deutliche Spur von diesen verderbten Sitten finde.

ΟΡΦΕΩΣ ΑΠΑΝΤΑ. Orphei Argonautica, Hymni, Libellus de lapidibus et Fragmenta, cum notis Stephani et Andr. Christ. Eschenbachii: Textum ad codd. MSS. et Editiones veteres recensuit, notas suas et indicem graecum adiecit. *Ioh. Matthias Gesnerus.* Curante *Ge. Christo. Hambergero.* Lipsiae, sumt. Casp. Fritsch. 1764. 1 Alph. 15. Bog. 8.

Wir hohlen dieses Buch noch nach, um unsrer Bibliothek die möglichste Vollständigkeit zu verschaffen. Denn wir glauben, daß dasselbe bereits bekannt genug in unserm Vaterland sey. Wir befinden auch nicht für nöthig, etwas zum Lobe eines Mannes zu sagen, welcher durch

q) Georg. IV. 520.

seine kritischen Arbeiten Deutschland lange Ze
Ehre gemacht hat. Es ist genug, wenn wi
hinzusetzen, daß diese Ausgabe denen vollkom
men ähnlich sey, welche uns der sel. Gesner
von Lucian, Claudian, und andern Autoren ge
liefert hat. Er hatte diese Arbeit bey seinem Le
ben zwar geendigt, aber der Tod erlaubte ihm
nicht das Vergnügen, die Ausgabe des Orpheus
selbst, welche in den lezten Tagen seines Lebens
seine angenehmste Beschäftigung war, gedruckt
zu sehen. Daher hat auch Herr Prof. Ham
berger diese Ausgabe mit einer Vorrede beglei
tet, in welcher er unter andern die Hülfsmittel
nahmhaft macht, deren sich der sel. Gesner bey
der Verbesserung des Textes bedient hat. Hier
her gehören die verschiedenen Lesarten, welche er
aus einer leydenschen Handschrift, aus einem
Codex des berühmten H. Askew, und aus alten
Ausgaben gezogen hat, wovon in der Vorrede
gnugsame Nachricht mitgetheilt wird. Hierauf
folgen: I. M. Gesneri prolegomena Orphi-
ca, in societ. scientt. Gotting. praelecta, a.
d. IX. Iun. 1759. Merkwürdig haben uns fol
gende Worte geschienen: (S. 24.) Nihil esse
in his libellis a me animadversum, quod re-
pugnet illis temporibus, quibus fuisse dicitur
Thracius ille Orpheus, qui in omnibus tan-

quam

quam e ſua perſona loquens introducitur: non urbium, non hominum nomina, non inventorum aut cuiuscunque rei denique mentionem, quam recentorem eſſe Traianis temporibus demonſtrari queat : Aber ſollte nicht der Charakter des Ausdrucks und der Ton der Sprache einen neuern Dichter verrathen, als Orpheus ſeyn kann, wenn man jenen mit der Sprache des Homers vergleicht? — Von dem Text ſelbſt und den beygefügten Anmerkungen ſagen wir weiter nichts, als was wir bereits gemeldet und was auch der Titel des Buchs ſelbſt anzeigt. Von S. 357 — 411. ſteht eine groſſe Menge von Fragmenten, welche aus vielen alten Autoren zuſammen geſucht ſind. Dieſen ſind zwey Abhandlungen de Phoenicum extra Columnas Herculis navigationibus angehängt, welche der ſel. Gesner in der Göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften abgeleſen hatte. Das Regiſter iſt vollſtändig und mit Fleiß verfertiget.

Iſocratis Panegyricus. Recenſuit et animadverſionibus illuſtrauit *Sam. Frid. Nath. Morus*. Lipſiae apud Weidmanni Haer. et Reichium, 1766. 8. 10. Bogen.

Iſocrates iſt zwar unter den griechiſchen Rednern einer von denen, welchen man die Schu-

le ein wenig ansieht und die mehr die Beredsamkeit erkünstelt, als dem Genie zu danken gehabt haben. Vielleicht kam es eben daher, weil er in der Redekunst Unterricht gab, daß er sich zu der ängstlichen Ausarbeitung und Feilung verdung, bey welcher das Genie erlöschen und die Lebhaftigkeit des Geistes erstickt werden mußte; So wie sich überhaupt zweifeln läßt, ob der große Charakter der Beredsamkeit, jenes Feurige und Begeisternde, das den Zuhörer hinreisset und zum Beyfall zwingt, sich bey demjenigen finden sollte, der zugleich Redner und Rhetor seyn will. Kunst ist das, worinnen er seine ganze Größe setzt. Er ist nicht zufrieden, durch sie Eindruck auf die Gemüther gemacht zu haben, sondern er fügt auch noch selbst bey, daß er hier Kunst bewiesen habe und fodert die Zuhörer auf, es zu bemerken. Wenn er z. B. unter mehrern Beweisgründen die wichtigsten wählt, so schickt er einen Satz voraus zu erweisen, daß man unter mehrern Gründen die wichtigsten und stärksten aussuchen müsse. Er giebt also auch noch als Redner Unterricht über die Wohlredenheit: ein Fehler, der sehr leicht zu begehen und sehr natürlich ist. Der Hr. M. Morus kennt den Charakter seines Schriftstellers sehr wohl; er bemerkt selbst das Trockne und Unfruchtbare, das

Kraft-

Kraftlose und langweilige an demselben; er fand selbst, daß er so einförmig ist, sich so oft selbst wiederholt, und daß er stets in eben dem Kreise sich herumtreibt. Salamis und Marathon, und Marathon und Salamis sind immer wieder bey der Hand.

Allein Herr M. zeigt uns auch seine gute Seite und seinen Werth. Eine vortrefliche Kunst in der Disposition, Deutlichkeit durch Ordnung und Wahl, Richtigkeit und Genauigkeit in Gedanken und Ausdruck, die ganze Politesse und Anmuth des feinen attischen Ausdrucks, etwas Natürliches und Einfältiges mitten in der Kunst und dem Schmuck, sind keine zu verachtenden Eigenschaften. Allein unter allen seinen Reden gehört der Vorzug der Lobrede auf sein Vaterland, auf welche er, einer bekannten Erzählung nach, zehen, andern nach, gar fünfzehn Jahre gewendet haben soll! eine schöne Zeit, in der man viel verbessern — auch viel verderben kann. Einen andern Vorzug zeigt Hr. M. M an ihr an; sie ist, so zu sagen, die Basis vom ganzen Isocrates; gleich als wenn er sich darinnen erschöpft hätte, kömmt er in allen seinen übrigen Reden immer wieder auf die Beweisgründe, auf die Gemeinsätze zurück, die er in jener bearbeitet hat. Wenn man also den Panegyricus durchstudirt

hat, so hat man nicht nur seinen Charakter, son
dern fast den meisten Stoff zu seinen übrige
Reden weg; folglich muß auch eine geschickte Er
klärung desselben zugleich eine Erklärung des
ganzen Isocrates seyn. Hr. M. M. hat also in
der That sich durch gegenwärtige Ausgabe des
Panegyricus einen Verdienst um den ganzen Iso
crates gemacht; und doch wünschen wir gar sehr,
daß er die Hoffnung, die er zum ganzen Isocra
tes einmal giebt, erfülle. Es ist dieß kein Re
censentencompliment, das wir ihm machen; kei
neswegeS. Sondern wir haben einen Ton der
Kritik und der Erklärung bey ihm angetroffen,
welche ein bestimmtes Talent für diese Art der
Gelehrsamkeit anzeigt. Nicht blose Sprach
kenntniß und Philologie, wie man es im gemei
nen Leben nennt, sondern reife Erwägung und
Beurtheilung der Sachen selbst; genaues Durch
studieren der Geschichte, aus der sein Schrift
steller erklärt werden muß; Genauigkeit und Prä
cision sowohl im eignen Ausdruck als in der Be
stimmung entweder der Begriffe seines Schrift
stellers oder der Bedeutung seltner, merkwürdi
ger oder feiner Ausdrücke. Mit einem Worte,
wenn Herr M. M. alles das leisten soll, was
sein Talent verspricht, so hat das Publicum
noch eine große Anfoderung an ihm, und ein Iso
crates

crates sowohl durch andere kritische Hülfsmittel, als besonders aus der Geschichte seiner Zeit erläutert, wäre auf gewisse Art das Angeld darauf.

Wir wollen den Leser mit seiner Art von Erklärung und Kritik ein wenig bekannt zu machen suchen, wenn wir vorher von einer vorausgeschickten Muthmassung über das Jahr, in welchem der Panegyricus öffentlich abgelesen oder sonst bekannt gemacht worden ist, gedacht haben. Es sind Stellen in dieser Rede, welche von Vorfällen handeln, die bis in Olymp. 100, 1. fallen. Im 35. Kap. wird der Einnahme von Cadmea, der Festung zu Theben, Olymp. 99, 3. ferner des Kriegs mit den Olynthern, die sich Olymp. 100, 1. ergeben mußten, und des Kriegs mit den Phliasiern um eben diese Zeit, Olymp. 100, 1. gedacht. Ja nach einer andern Erwähnung vom egyptischen Feldzuge des K. Artaxerxes, wenn sie so genommen wird, wie es vom Hrn. M. M. geschieht, müßte sie gar bis Olymp. 100, 3. hinaus gesezt werden. Allein auf der andern Seite ist im 39. Kap. eine Stelle, vom Krieg des Artaxerxes mit dem Evagoras, König in Salamin, in Cypern, die entscheidend ist, und der zu Folge Isocrates seine Rede in Olymp. 98, 3. herausgegeben haben muß, da die Stelle auf keinen andern Zeitpunkt

gedeutet werden kann, als auf die Zeit nach dem Antalcidischen Frieden Olymp. 98. 2. und vor der Capitulation des Evagoras Olymp. 98, 4. Hr. M. M. hatte die Muthmassung, daß in der andern Stelle im 35. Kap. zu dem einen Exempel von den Mantineern, von einer fremden Hand noch die folgenden Exempel eingeschaltet, und in der Stelle vom egyptischen Krieg Kap. 39. gleichfalls einige Zeilen untergeschoben worden wären. Allein er verläßt diese Muthmassung nachher selbst, wenigstens in Ansehung der ersten Stelle, weil alles in der gegenwärtigen Zeit, als noch jezt geschehend, angeführt wird, und weil weder zu Isocrates Zeiten noch nachher eine Interpolation dieser Art wahrscheinlich sey.

Uns scheint sie indessen dadurch noch nichts von ihrem Anschein zu verlieren. Die ganze verdächtige Stelle hat eine solche Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit der Stelle im Diodor XV, 23. daß man sich kaum entbrechen kann, eines oder das andre anzunehmen; entweder hat Diodor den Isocrates in Gedanken gehabt, aber welche Verwirrung in der Geschichte setzte man nicht dadurch voraus? oder ein Rhetor oder andrer Leser hat aus jener Stelle des Diodors, mit Vernachläßigung der Zeitordnung, mehrere

Bey-

Beyspiele von der Lacedämonier Uebermuth beygebracht. Die andre Stelle Kap. 39. von den egyptischen Unruhen hält Hr. M. M. mit mehrerer Sicherheit für verdächtig. Wir glauben indessen, daß sich von dieser weniger etwas mit Zuversicht sagen lasse. Wir haben von den verschiedenen Versuchen, welche die Perser gemacht haben, die aufrührerischen Egypter wieder unter das Joch zubringen, gar keine umständliche Nachricht, als nur von der leztern. Können wir also nicht annehmen, daß bey den erstern Versuchen eben die drey persischen Feldherrn nach Egypten sind geschickt worden und daß sie drey Jahre fruchtlos daselbst zugebracht haben? Wie viele andre Umstände von diesem Feldzuge und dem cyprischen Kriege kommen nicht gleichfalls beym Isocrates vor, von denen wir sonst nichts finden. Man sehe Kap. 43. und S. 111. 100. 96. Wenn man liest, Isocrates habe zehn oder fünfzehn Jahre an seiner Rede gearbeitet, so läßt sich leicht auf die Vermuthung fallen, Isocrates könne Vorfälle von verschiednen Jahren als solche, die eben jezt vorgiengen, in seiner Rede angezogen haben. Mit Recht findet Herr M. M. eine Erniedrigung für den Redner in einer so widersinnigen Zeitverwirrung. Und gewiß der ganze Geist der Rede ist so beschaffen, daß sie

nicht

nicht sowohl in einer langen Reihe von Jahren, sondern innerhalb der Zeit, gleich nach dem Antalcidischen Frieden geschrieben seyn muß, da die Lacedämonier einer eingebildeten Größe und Macht eigennütziger Weise den Ruhm und die Freyheit Griechenlands aufgeopfert, und wider alle Klugheit der Uebermacht der Persischen Könige das Uebergewichte gegeben, die Athenienser aber wieder auf Herstellung ihrer Seemacht zu denken angefangen hatten, besonders seitdem die Seemacht der Lacedämonier im Treffen bey Enidus Olymp. 96, 3. zu Grunde gerichtet war. Die Erzählung von der zehn oder fünfzehnjährigen Ausarbeitung möchte also wohl den Grammatickern an das Gewissen zu legen seyn. Wollte man sie indessen behaupten, so müßte man sagen, Isocrates habe nach Befreyung Athens von der Lacedämonischen Abhängigkeit durch den Thrasybul Olymp. 94, 2. (und das war noch keine bequeme Zeit an einen Entwurfe zu einem Feldzug wider die Perser zu denken,) oder Olymp. 96, 1. das Jahr, da Agesilaus nach Asien übergieng, seine Ausarbeitung angefangen. So kämen bis Olymp. 98, 3. zehen Jahre heraus, und die Eifersucht der Athenienser auf das Glück der Lacedämonier war damals sehr hoch gestiegen, so daß Isocrates sehr leicht auf den Vorwurf seiner Rede fallen konnte. Um

Um nun auf die Einrichtung und die Eigenschaften dieser Ausgabe selbst zu kommen, so ist des Herausgebers Augenmerk sowohl die Richtigkeit des Textes, als dessen Verständniß gewesen. Er hat den Text mit einem kritischen Auge betrachtet, die Wahrheit der Lesart aufgesucht, den Verdacht aber über andre Stellen samt bequemen Verbesserungen in den Anmerkungen angezeigt; er hat die erste Ausgabe des Isocrates zu Mayland 1493. und die Aldinische 1513. auch die Hagenauische 1533. selbst verglichen, die Wolfischen kritischen Arbeiten sich zu Nutze gemacht, auch die Stephanische und Cambridgische Ausgabe gebraucht; von denen und einigen andern nach der Vorrede eine kritische Nachricht vorgesezt ist. Auch die Stellen andrer Schriftsteller, welche entweder die Worte des Isocrates angeführet oder vor Augen gehabt haben, sind aufgesucht und angeführt. Beyspiele kritischer Verbesserungen oder Muthmassungen auffer ihren Stellen im Zusammenhang, haben zwar nie etwas unterhaltendes: doch wir wollen nur auf eines und das andre weisen. S. 44. ist συνελοντας eine sehr bequeme Verbesserung, wenn nicht noch von ανελοντας eine hieher schickliche Bedeutung sich ausfinden läßt. S. 45. macht die Ausstreichung des ωστε

ogleich Deutlichkeit. S. 35. g) S. 93. a) sind, unsrer Einsicht nach, die Perioden sehr gut voneinander gesöndert. S. 28. im 10. Kap. a) deucht uns die Verbesserung nicht nöthig zu seyn; man darf nur so die Worte ordnen: ἀρχην των ευεργεσιων επoιησατo, εὑρειν τροφην τοις δ. ἥνπερ χρη scil. εὑρειν.

Von dem Gespräche, das die Anmerkungen führen, die zur Erklärung dienen, haben wir bereits vorher gedacht. Sie sind nur bey Stellen angebracht, die einer Erklärung bedürfen, aber die vorzüglichsten sind diejenigen, die solche Stellen erläutern, bey welchen der gemeine Haufen oder wenigstens flüchtige Leser, keine Schwierigkeit gewahr werden. Geschichte und Kenntniß des Eigenen und des Feinen in der attischen Sprache, sind die besondern Quellen, welche nächst den allgemeinen Hülfsmitteln der Auslegungskunst gebraucht werden. Unter den dunklern Stellen, die in ein Licht gesetzt sind, wollen wir nur auf S. 13. 14. l) m) verweisen. S. 21. würden wir τα μεν των δε lieber umgekehrt verstehen, ersteres von der jährlichen Feyer der Eleusinischen Geheimnisse, das andere von der Getreidefrucht. Für junge Leser, die einer Erläuterung in mehrern Fällen bedürfen, ist in einem angehängten Index gesorgt. Hin und her

sind

sind in den Anmerkungen von seltnern oder fei-nern Wörtern kurze allgemeine Erläuterungen eingemischt; so wie S. 6. von φιλοσοφειν, im allgemeinen Verstand, studiren, auch in Dich-tern. Und S. 9. φιλοσοφια eine jede Disciplin, jedes Studium. S. 17. von der ἡγεμονια, wenn sie in den ältern Zeiten den Athenienfern beyge-legt wird; S. 33. c) von λογοι, in so fern es den Vortrag praktischer Wahrheiten bedeutet, welches aus der Mitte des 13. Kap. noch deut-licher erhellt; S. 14. n) von παρα. S. 55. p) von απο. S. 75. παραχας ποιειν und ποιεισθαι. S. 95. ηπειρος von Asien, in Beziehung auf den Archipelagus. S. 105. οἱ επι θαλαττης auf ähn-liche Weise. S. 109. e) ξεναζεσθαι, aber kurz vorher d) mußt τρυφαν wohl mehr auf die Weich-lichkeit und Verzärtelungen, selbst um des Ge-gensatzes willen, gedeutet werden. S. 114. χρηματιζειν, agere publice aliqua de re. Ei-nige seine Bemerkungen vom Unterschied der Idiotismen der griechischen und der lateinischen Sprache finden wir S. 11.

S. 36. o) äussert Herr M. M. seine Gedan-ken über die Veränderungen, welche sich in ei-ner Stelle finden, die Isocrates aus dem Pa-negyricus in einer andern Rede περι αντιδοσεως wiederholet hat. Sie sind voll Scharfsinn. In-

deß

deß glauben wir doch immer noch, daß die A
schreiber und Rhetoren, welche diese Reden e
klärten, diese doppelten Lesarten veranlaßt h
ben können, und daß die Rede περι α. wenige
Veränderungen erfahren habe als der Panegy
ricus, der viel gelesen und oft abgeschrieben
ward; so wie erstere auch in der That verschied
ne bessere Lesarten in gedachter Stelle, unserm
Urtheile nach, enthält. So würden wir S.
38. a) γνωμην allzeit dem ξωμην vorziehen, ob
gleich dieß fremder klingt, so auch S. 61. i)
ΦΘηναι statt οΦΘηναι.

Eine vorzügliche Anmerkung ist bey Kap. 31. b) daß die 70. Jahre nicht von der Herrschaft zur See, sondern von dem Zeitlauf vor den Cylonischen Unruhen zu verstehen ist. Nur die falsche Abtheilung und Anhebung eines ganz neuen Hauptstücks hat diese Bemerkung vor den Augen andrer verbergen können, so natürlich, aber desto rühmlicher für den, der sie bemerkt, ist sie. Nur würden wir die richtigere Berechnung der Jahre beym Corsini lieber zum Grunde legen.

Dürfte S. 78. k) nicht den Verstand haben: da wir Euböa so gut, als Athen selbst, in unsrer Gewalt haben. S. 104. d) wo vom Agesilaus gesagt wird, er habe sich der Truppen des jun-

jungen Cyrus bedient, würden wir kein Bedenken tragen, es im einfachsten Verstand anzunehmen, da allerdings bey dem Heer, das er in Kleinasien vom Thimbro übernahm, sich die griechischen Truppen, die unter dem Cyrus den Zug gegen den Euphrat gethan hatten, befanden. Verglich. auch Xenoph. Feldzug, S. 615. der Hutchins. Ausg.

Noch verdient einer rühmlichen Erwähnung, daß das Griechische nicht nur sehr sauber, sondern auch correkter und richtiger abgedruckt ist, als es bey manchen griechischen Ausgaben in Deutschland zuweilen geschehen. Ein einzigsmal scheint S. 132. die Interpunktion falsch gesezt zu seyn, und es muß wohl in einem Stücke fortgehen: χρη πολεμειν τους μ. π. επιθυμουντας

Tyrtäus

Horaz und die Zeitrechnung leiten mich vom Homer auf den Tyrtäus, der wider die Gewohnheit der Dichter den Feind mit Elegien schlug. Man darf nur den Plutarch in Lykurg oder die Rede des Lykurgs a) lesen, und einen Blick in den Polyb, in die Geschichte der lacedämonischen Kriege werfen, um sich einen Begriff von dem kriegerischen Geiste eines Staats zu ma-

a) In Leocrat. p. 160. ed. Wechel.

machen, der durch rauhe Sitten die sanfte Musen verscheuchte. Dieser ernsthafte Charakter, der noch zu den Zeiten des peloponesischen Krieges sich erhielt, und den Witze des Aristophanes Gelegenheit gab, in seinen Vögeln den Contrast der attischen Weichlichkeit und lacedämonischen Rauhigkeit zu machen, zeigte sich vornehmlich in den meßenischen Kriegen [b]) — Da, wo der Helm und Panzer der Schmuck eines Bürgers ist, wo Tod fürs Vaterland, und glorreiche Wunden eines Vaters oder Gemahls, einem lakonischen Mädchen fühlbare Thränen ablocken, da wagts Amor nicht, eine Stirne mit Rosen zu kränzen, die sich nie aufheitert, als wenn sie einen Wall ersteigen, oder Lager stürmen soll — Und mit dem Geiste schrieb Tyrtäus, da er das geschlagene Heer zu einem Triumphe erweckte. Alles athmet den Kriegsgott. Hier sieht man nichts als Krieger, die mit edlem Unwillen sterbend noch in den Sand beissen, Greise, die mit jugendlicher Stärke an der Spitze des Heers stehen, und durch bittere Ironien die Zaghaftigkeit einer wehrlosen Jugend versporten, junge Krieger, die nur darum einen Blick auf die unschuldigen Reize einer keuschen Gemahlinn zurückwerfen, um sich zur tapfern

Vers

b) Justinus III. 5.

Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Kinder zu erhitzen. Fuß an Fuß gestellt, und Helm auf Helm gebogen, Brust auf Brust gestoßen, und Schild auf Schild geheftet — so streiten sie wider die Feinde. Hingerissen von den Gedanken der Unsterblichkeit nach dem Tode — Kurz, hier herrscht der Geist der Iliade zusammengedrängt in wenig heroische Lieder, aber entblößt von den lachenden Zügen, die der zärtliche Homer bisweilen einstreuet, um das Herz seines Lesers von den blutigen Schlachten ausruhen zu lassen, wie er durch einen Blick von dem Ida auf die friedfertigen Scythen seinen Jupiter ausruhen läßt. Man sieht gar leicht aus diesen Gemälden, daß man hier nichts weniger, als die attische Weichlichkeit und verderbte Sitten zu erwarten hat. c) Wenn Tyrtäus nicht ausdrücklich ein Lied zum Lobe der Unschuld gemacht hat, so hat er doch wenigstens diejenige Tugend erhoben, von der jene eine immerwährende Begleiterinn ist, und seine Verachtung gegen alles das errathen lassen, was dem Muthe, der Treue, der Vaterlandsliebe, und der kriegerischen Abhärtung unmittelbar zuwider ist. Ich würde den Tyrtäus noch nicht verlassen, wenn nicht sein Charakter durch die sorgfältige Kritik des Herrn

c) Il. XIII. 5.

geheimten Raths Klotz, durch die geistreiche Uebersetzung des vortrefflichen Weiße, und durch die eben so kühne als glückliche Nachahmung des preußischen Grenadiers, genug bestimmt wäre.

Τυρταιου τα σωζομενα. Tyrtaei quae restant omnia, collegit, commentario illustrauit. *Chr. Adolph. Klotzius* Bremae, impensis G. L. Foersteri, 1764. 232. S. in 8. ohne das Register.

Tyrtaei quae supersunt omnia collegit — *Klotzius*. Altenburgi, ex officina Richteria, 1767. 260. Seiten in gr. 8.

Beyde Ausgaben sind dem K. Preuß. Obersten Hrn. Quintus Icilius zugeeignet, den Hr. Kl. mit Recht belli pacisque artibus illustrissimum benennet. Da wir vom Tyrtäus nur vier Elegien nebst wenigen Fragmenten übrig haben, so möchte man sich wundern, wie daraus ein Buch von 260. Seiten hat erwachsen können. Aber Hr. Kl. hat nicht allein einen weitläufigen Commentar, welcher wegen der Menge von Allegationen eine sehr gelehrte Mine macht, hinzugethan; Er hat noch dazu in der zweyten Ausgabe, in diesem Commentar verschiedne Epigrammen (aus einer in der Leipziger Rathsbibliothek

liothek befindlichen noch ungedruckten Antholo-gie) eingeflickt, ohnerachtet sie weder auf den Tyrtäus, noch auf dessen Auslegung die gering-ste Beziehung haben, und hat zwo Dissertatio-nen de Tyrtaeo und carminibus bellicis quo-rundam populorum angehängt, die ungefähr die Hälfte des Buchs ausmachen.

Wer gelesen hat, mit wie vielem anscheinen-dem Eifer für den guten Geschmack, Hr. Klotz hin und wider die Compilationen, unnütze Wort-erklärungen, geschmacklose Auslegungen, unnö-thige Citationen und den ganzen Flitterstaat ei-ner gelehrten Charlatanerie sich zu erklären af-fectiret, der sollte doch wohl vermuthen, daß er diese Fehler, die er andern so spitzig aufzumu-tzen weis, selbst werde zu vermeiden gesucht ha-ben. Aber es zeiget sich leider das Gegentheil. In dieser Bibl. VIIten Bds Iten Stke S. 85. und f. ist gezeigt worden, welche unförmliche Compilationen voll unverdauter Gelehrsamkeit, seine beyden Historiae Nummorum sind, aber sie sind wahrlich gegen den Commentar über den Tyr-täus, für ausgearbeitete zierliche Werke zu rech-nen.

Hr Klotz sagt in der Vorrede: "Toto in hoc "negotio nihil spectaui aliud quam vt graeca-

"rum literarum ſtudio inſeruirem, illius ar
"dorem in Germania accenderem aut — au
"gerem certe." Um dieſen Zweck zu erreichen
iſt es ſehr unſchicklich, den Text in einen Sei
tenlangen Commentar zu erſäufen, der nebſt gan
gemeinen Dingen, eine Menge trockner Allega
tionen enthält, die wahrhaftig in den Büchern
ſelbſt nachzuſchlagen, kein Leſer des Tyrtäus der
Mühe werth halten wird. Es wäre dazu eine
ganz kurze Erklärung der Stellen, die dem Leſer
einigermaßen zweifelhaft vorkommen können,
hinlänglich geweſen, denn wenn der Leſer bey
ſolchen Stellen nicht aufgehalten wird, ſo wird
er das Ganze weit eher verſtehen, und weiter zu
leſen Luſt bekommen. Aber ſo buntſchäckigt ge
lehrt des Hrn. Kl. Noten ausſehen, ſo hat er
doch weislich über die Stellen, wo andere vor
ihm nichts wußten, auch nichts geſagt, ſondern
iſt ganz ſachte darüber weggeſchlichen. So könn
te er z. B. erklären haben, was S. 32. in der
zweyten Elegie der 22te Vers *)

Ἀεγκ-

*) Hr. Kl. hat die Verſe nicht mit Zahlen bezeich
net, wie es doch nöthig geweſen ſeyn würde,
um ſich in den Seitenlangen Commentar, der in
der 2ten Auflage nicht unter dem Text, ſondern
hinter jeder Elegie ſtehet, zurecht zu finden.

Ἀργαλεον γαρ ὀπιθε μεταφρενον ἐςι δαιζειν etc. bedeute, anstatt, daß er uns S. 47. aus dem gangem Verse blos das Wort ἀργαλεον anführt, und ohnerachtet die bey diesem Worte gesetzte Noten sechs ganze klein gedruckte Seiten betragen, so ist doch nicht ein Wort zur Erklärung des Verses gesagt.

Hr. Kl. führt eine Stelle des Scholiasten des Aristophanes an, daß ἀργαλεος von ἀλγος Schmerz, herkäme, und wäre ihm eingefallen, daß es andere von ἐργον herleiten, so hätte ers auch hinsetzen können. Anstatt nun weiter etwa den Vers zu erklären, so will er eine Inscription in Sponii Misc. verbessern, oder wie er sehr sinnreich sagt, ihre *vulnera sanare*, will ferner über ein anders Epigramm eine Muthmaßung mittheilen, wobey er eine Menge Allegationen und Verse aus Dichtern anführt, darauf schlägt er sich mit dem Muratori herum, der ein paar Verse in einem griechischen Epigramm unrecht soll übersetzt haben, rückt zwey griechische Epigrammen ganz ein, eins aus des Salingre thesauro rom. und eins aus einer ungedruckten Anthologie des Strato. Erinnert sich recht erbaulich seiner Sterblichkeit und redet seine Freunde an:

"Klotzii quoque tumulo dabitis olim, o mei!

"rosas et lilia." Ficht wieder des Muratori Uebersetzungen von ein paar Epigrammen an, setzt zum Beweis, daß der mos amicorum sepulchra complectendi notus sey, eine Stelle aus dem Prudentius, hin, führt Paciaudi Monim. Peloponens. an, verbessert noch ein Epigramm, das Gruter und Burmann angeführt haben, und nachdem er also a propos des Worts αργαλεον sechs Seiten voll des unförmlichsten Gewäsches hingeschrieben, so sagt er auf der sechsten Seite (52) in der That ein wenig zu spät: "Sed de-"sinamus. Nam etiam in his est modus te-"nendus." Wer nun den Vers, darunter diese Note steht, etwa dunkel gefunden hat, wird ihn vermuthlich nunmehr wohl besser verstehen.

Eben so könnte mancher Leser einigen Zweifel haben, was in eben dieser Elegie v. 33. πεπαλημενος und v. 36. σφαλλετε bedeute, aber über ersteres wird gar nichts gesagt; von letztern sagt Hr. Kl. weiter nichts, als daß er es dem in in andern Ausgaben stehenden βαλλετε vorziehe. Er setzt hinzu, daß man einen Soldaten, der Steine wirft, in Gorlaei Dactylotheca Tom. II. p. 634. abgebildet finden könne, (gerade als ob nicht jedermann wüßte, was ein Schleuderer ist) und rückt ein ungedrucktes Epigramm an

die

die Liebesgötter ein, worinn aber zum Unglücke nicht σφαλλετε sondern βαλλετε vorkommt.

Wir befürchten, daß Noten, worinn so vieles unnütze, zur Sache gar nicht gehörige *) Geschwätz vorkommt, und worinn das, was man etwa wissen möchte, immer übergangen ist, Anfängern die Lust griechische Schriftsteller zu lesen, eher verleiden, als sie dazu aufmuntern möchte. Wollte Hr. Kl. aber für geübtere Leser schreiben, sollte er sich nicht vollends geschämt haben, ihnen in seinen Noten, oft die trivialsten gemeinsten Dinge vorzusagen die jeder Schulknabe wissen muß. Z. B. wer sollte wohl glauben, daß S. 32. in der obengedachten zweyte Elegie v. 24. die Worte: νεκυς κατακειμενος ἐν κονισσι ein todter liegend im Staube, einige Erläute-

*) Es ist S. 76. lustig zu lesen, daß bey dem Worte: μειλιχομηνις ein fünf Seiten lange Note, von Honig und Bienen steht. Wie kommt diese hieher? μελι heißt freylich Honig, aber μείλιχος sanft, μειλιχομηνις sanftredend, sind doch ganz andere Wörter. Wann Hr. Kl. eine so lächerliche Ungereimtheit, bey einem Burmann, Grillo oder Walch oder Walch oder andern Leuten, denen er nicht gewogen ist, fande, wie hoch würde er nicht über sie herfahren, wie weise würde er nicht von gutem Geschwack und Beurtheilungskraft reden.

rung nöthig hätten, da sie jedermann deutlich sind. Gleichwohl hat Hr Klotz darüber eine sehr gelehrte Note gemacht. Er sagt: "Usur-"patur frequenter τοτνθαι de caesis, de mor-"tuis." Ja freylich, da die Erschlagenen und Todten, weder fliegen noch laufen, noch stehen noch sitzen, so ist es wohl kein Wunder, daß das Wort, das liegen bedeutet, oft gebraucht wird, wenn man von Todten redet, dies brauchte wohl nicht angeführt zu werden, noch weniger ist ein Beweis, oder Beyspiele davon nöthig. Gleichwohl führt Hr. Kl. durch viele Beyspiele und Citationen einen Beweis; man höre: Il. ' Υ. 389. "κειται 'Οτρυντειδη παντων εκπαγλοτατ' ανδρων E. "469. κειται ανηρ ὁν — Φ. 119. κειτο ταθεις (nam "εκταδην κεισθαι propria est graecorum formu-"la docentibus id Dorvillio ad Chariton. p. "642. et Valkenar. ad Eurip. Phoeniss. quem-"admodum etiam ὀρεχθηναι hoc sensu dicunt. "Vid. Gataker ad Antonin. IV. 3. p. 124.) "Lys. Orat. II. p. 40. οι προγονοι των ενθαθε κειμε-"νων. Eurip. Orest. 1489. νεκροι δ' ε πιπτον δι "δ' εμελλον, οι δ' εκειντο. Aelian. XIII 1. και ὁ "μεν εκειτο et XII. 21. επινθανοντο τυς παιδας "αὐτων εν τη μαχη κεισθαι. v. Fabrum ad Aristoph. Eccles. 533. Elsnerum in obs. ad Luc. "XXIII. 53. Abresch in dilucid. Thucyd. p. "236.

"236. Sic etiam qui occisi sunt, dicuntur προ-
"κεισθαι Soph. Ajac. 1078. θανοντες ἀν πρωκει-
"μεθ' ἑχθιστω μορῳ vide Virum eruditum in
"observ. miscell. Vol. VIII. T. 1. p. 84. Pa-
"riter usurpant Latini verbum *jacere*: (Frey-
"lich, denn auch in Rom haben die Todten alle-
"mal gelegen.) id quod Burmannus aliquoties
"notavit, ut ad Petron. III. p. 666. Ovid. Me-
"tam. II. 268. Quintil. Decl. I. 23. Phaedr.
"Fab. I. 24. adde Drakenborch. ad Sil. It. II.
"594. et XIII. 469." Was soll ein vernünftiger Leser von einer solchen Note voll Citationen denken? Soll man im Ernste sich überreden, daß Hr. Kl. aus unbeschreiblicher Sorgfalt, den Dorville über den Chariton, den Valkenaar über den Euripides, den Gataker über den Antonin, den Faber über den Aristophanes, den Elsner über das Evangelium Lucä, den Abresch über den Thucydides, den Burmann, den Drakenborch, und wer weis was für Bücher mehr, wirklich nachgeschlagen habe, um recht gewiß zu seyn, daß — die Griechen und Römer von den Todten gesagt haben, daß sie liegen. Oder konnte er sich überreden, daß ein einziger von den Lesern der sehr klaren Stelle des Tyrtäus, wird Lust haben, diese Bücher aus der angeführten Ursache nachzuschlagen. Wozu dient es denn

also, mit einer Gelehrsamkeit zu prahlen, die keinen Nutzen hat und offenbar blos aus Randglossen und Registern zusammengesucht ist. Und wie kann das Hr. Klotz thun, der sich die Mine giebt, sich über dergleichen Aftercritici *) weit hin,

*) „Den meisten Antiquarien ist kein Name, wenn „er auch selbst in Rom unberühmt gewesen wäre, „zu unerheblich, kein Umstand, wenn er auch „weder zur Erläuterung der Geschichte noch der „Sprache etwas beyträgt, zu klein, daß sie es „nicht für ihre Schuldigkeit halten sollten, von „beyden alles, was sie wissen, und was sie nicht „wissen, zu sagen. Man trägt aus andern Büchern zusammen, was mit der Materie einige „Verwandtschaft hat, man schweift in unnöthigen Muthmaßungen aus, wiederholt das oftmals schon von andern gesagte, und auf diese „Art bringt man in kurzer Zeit auch über nichtswürdige Dinge ein Buch zu Stande, welches „durch die vielen Citationen ein gelehrtes Ansehen gewinnt.„ Dies sind Hrn. Klotz eigene Worte in einer tadelnden Recension von Walchii Commentatio de Deo Taranucno, die er in die allgem. deutsche Bibl. (V. 1. 121.) unverlangt einschickte, zu gleicher Zeit, da er eben diese Commentation in seinen Actis litterariis lobte. Der unpartheyische Mann! der seinen Freund und Wohlthäter freylich öffentlich ins Gesicht schmeichelt, aber die erste beste Gelegenheit ergreift, ihn hin-

hinweg zu setzen, und wahren guten Geschmacke in die Philologie und Kenntniß der Alterthümer einzuführen. In seinem Tractat: Ueber das Studium des Alterthums sagt er S. 14. von denen, die sich bemühen durch die Gelehrsamkeit zu ersetzen, was ihnen an Genie fehlet — die wenig denken und viel schreiben, folgende Worte: "Eine weitläufige Belesenheit, eine Kenntniß vieler Schriftsteller, eine bewundernswürdige Geduld, jede "Seite ihrer Schriften mit unzähligen Namen "der gelesenen, und auch gar oft ungelesenen "Bücher zu zieren, und die Fertigkeit, eine große Menge Stellen, aus alten und neuen Autoren in kurzer Zeit anzuführen, macht ihr ganzes Verdienste aus." Es scheinet wahrlich, als wenn er hier, seine eigene Noten über den Tyrtäus habe schildern wollen, denn sie sind alle, so wie die angeführten, voll von ganz gemeinen oder zur Sache gar nicht gehörigen Dingen, sie sind mit unzähligen Allegationen bebrämt, von Büchern, die Hr. Klotz ohnmöglich zu dem Zwecke, wozu er sie anführet, kann nachgeschlagen ha-

ter den Rücken und unerkannt zu tadeln. Der unpartheyische Mann, der unnöthige Citationen, Wiederholungen und Muthmaßungen an Walchii Comm. de Deo Taranucno so einsichtsvoll tadelt, aber sie in seinen Noten über den Tyrtäus, für sehr erlaubt, und lobenswürdig hält.

haben, *) sondern die er aus Registern und Randglossen anderer Gelehrten auf guten Glauben abcopiret, um sich ein gelehrtes Ansehen zu geben.

Und

*) Wir haben einige seiner Citationen nachgeschlagen, aber sehr oft fast gar nichts zur Sache gehöriges gefunden. Wir wollen nur ein einziges Beyspiel anführen, weil uns der Raum zu mehreren fehlet: S. 80. heißt es „ὁρων positum est prō „ὁραν, vt saepe sic solent Graeci. „ Wäre es wohl nöthig gewesen, die allen Anfängern bekannte Anmerkung, daß die Griechen das Participium für den Infinitivus zu brauchen pflegen, Zeugnisse anzuführen? Aber Hr. Kl. mußte ja allegiren! Er sagt also: „Vide Perizon. ad Aelian. V. H. III. „17. p. 234. et in Ind. Kuhnium ad XIII. 41. „και ἀγαπας μετα Φωκιωνος ἀποθνησκων. „ u. s. w. Wir schlagen den Perizonius auf, finden aber auf der angeführten Seite nichts, das hieher gehöret, wohl aber S. 205. (der Ausgabe zu Leyden 1701.) ganz gemeine Sachen, wie sie etwa jeder Commentator bey einer Stelle von der Art zu sagen pflegt. Es heißt ferner: *in Ind.* Wer nun Lust hat den zwölf Bogen starken Perizonischen Index durchzulaufen, der thue es, denn bey dem Worte aus der angezogenen Stelle, sucht man vergebens Trost. Wir schlagen ferner Kuhnium ad Ael. V. H. XIII. 41 nach. Nun höre man, was der Leser des Tyrtäus aus dieser Citation lernen soll: „Est ἀποθνησκων hoc loco elegan-

Und wenn man Hrn. Kl. auch den Fleiß zutrauen wollte, daß er so viele unnütze Stellen selbst nachgelesen hätte, so würde ein Kenner, dessen was zur kritischen Ausgabe eines alten Schriftstellers gehöret, dennoch des Hrn. Kl. Fleiß und Aufmerksamkeit an viel wesentlichern Orten vermissen. Er hat über schwere Stellen fast gar keine Kritick, Erklärung oder Verbesserung beygebracht. Ja wenn man den Text des Tyrtäus, wie ihn Hr. Kl. hat abdrucken lassen, ein wenig ansiehet, so weis man manchmal nicht, ob man es der Nachläßigkeit oder der Unwissenheit Schuld geben soll, daß Sachen übergangen sind, die in die Augen fallen. Z. B. S. 4. in der ersten Elegie v. 10. πασα δ' ἀτιμια *) und S.

„ter positum pro ἀποθνησκειν more Attico. „ Das ist alles. So will sich Hr. Kl. mit seinen Citationen das Ansehen einer großen Belesenheit geben, und er glaubt, es keck thun zu können, weil er vermuthet, daß sehr wenige Leser sich die Mühe geben werden, die Stellen nachzuschlagen, die er selbst nicht nachgeschlagen hat.

*) So will hier Hr. Kl. anstatt ἀθυμια lesen, welches andere Ausgaben haben. Ἀθυμια giebt aber offenbar einen weit stärkern Sinn. Zudem steht im vorigen Verse ἀισχυνει τε γενος, welches beynahe eben das sagt, als πασα ἀτιμια so, daß dies nicht noch einmal dürfte wiederholet werden.

S. 32. in der zweyten Elegie v. 21. ἐσσ', αἰ μὲν αἰσχρὰ πάθῃ. Wer das Silbenmaaß versteht, oder darauf acht giebt, konnte dies unmöglich stehen lassen. Es muß ἄτιμα und ἢν geschrieben werden. Ferner S. 4. und 5. in der ersten Elegie v. 21. und folg. und sonderlich v. 27. u. f.

Hr.

Hingegen verbindet Tyrtäus offenbar πασα αδυμια mit κακοτης. Es ist sehr unnöthig, daß Hr. Kl. wieder S. 13. mit einer Menge gelehrter Citationen beweiset, daß diejenigen bey den Alten für geschändet gehalten worden, „ qui *stationem* „*reliquerant* turpiterque aufugerant.„ Dies hätte wohl keines Beweises bedurft, denn das versteht sich von selbst. Hier ist aber wahrhaftig gar nicht von solchen Leuten die Rede, sondern von einem Manne, der nicht an seine Vertheydigung denkt, und welcher wartet, bis ihn der Feind „von Stadt und Land vertreibt, der zu betteln genöthiget ist, der herumirren muß mit seiner „Mutter und altem Vater, mit seinen Kindern „und seiner jungen Frau, dem Brod gebricht, der „in äusserster Armuth ist. Er schändet sein Geschlecht, Angst (oder Verzweiflung) und jedes „Uebel folgt ihm auf dem Fuße nach.„ Hr. Kl. muß die Stelle gar nicht gelesen haben, weil er sagt: „„Sermonem esse apparet de turpitudine et ignominia, quae perferenda sit homini ignavo, timidoque, non de *desperatione animi*.„ Wahrhaftig, wer sich mit seiner ganzen Familie in den oben

Hr. Kl. hat, wie man S. 22. siehet, zwar aus Ernesti Note über Il. X. 71. gelernet, *) daß die Stelle im Tyrtäus mit der eben angeführten Stelle des Homers ganz übereinkommt, und vermuthlich nachgeahmt ist; aber er hat entweder nicht Aufmerksamkeit, oder nicht Beurtheilungskraft genug gehabt, um den rechten Sinn dieser ganz verstellten Stelle aus dem Homer einsehen zu lernen. Wie elend ist v. 27. Hrn. Klotzens Uebersetzung: νεοισιν δε παντ' επεοικεν in iuuenibus omnia *commode conspici* ab aliis possunt. Läßt es sich wohl denken, daß Tyrtäus, der

angezeigten Umständen befindet, der wird zwar auch Schande ertragen müssen, aber Traurigkeit, wo nicht Verzweiflung (beydes kann ja ἀδυμιαι bedeuten) ist wohl unfehlbar sein Loos. Deswegen hat auch Hr. Weiße diese Stelle sehr richtig übersetzt:

Und ihm folgt Angst und Kummer nach
In jeglicher Gestalt.

Diese Stelle ist eine Probe unter vielen, wie wenig Hr. Kl. anwendet, wenn er verbessern will.

*) Da sonst Hr. Kl. so unermüdet im Citiren ist, so hat er für gut befunden, hier Hrn. Ernesti nicht zu gedenken. Er thut ganz kalt, als wenn er der erste wäre, der diese merkwürdige Parallelstelle im Homer gefunden hätte.

der in den vorigen Versen auf eine so edle Ar
den erschlagenen Greis schildert, " der seine
"Scham mit den Händen bedeckt, welche mit
"den Augen anzuschauen höchst unanständig ist."
nunmehr im Gegensatze sagen wolle: "Ein Jüng-
"ling könne sehr füglich, alles (auch die Scham)
"von jedermann beschauen lassen." Wie hat
doch Hr. Kl. dem Tyrtäus etwas so ungereimtes
und unanständiges zutrauen können? Wir wür-
den eben so, wie in der angeführten Parallelstel-
le Homers stehet, lesen: νεῳ δε τε παντ' (d. i.
κατα παντα, παντως) ἐπεοικεν „einem jungen
„Manne ist allerdings anständig, „ nicht seine
Scham zeigen, wie Hr. Klotz wähnet, sondern
το μετα προμαχοισι πεσοντα κεισθαι, „unter den
„zuvorderst Streitenden erschlagen zu liegen, „
wie v. 21. von dem Greise gesagt wird. Nach
ἐχῃ v. 28. muß ein Punkt stehen, wie man ihn
auch in der Wintertonschen und andern alten
Ausgaben findet. Wir möchten weiter wohl
wissen, was für eine Wortfügung Hr. Kl. machen
wollte, um aus v. 29. Ανδρασι μεν δυητοισι etc.
wie er S. 23. thut, die Uebersetzung herauszu-
bringen: „ Iuvenis et vivens viris muliebri-
„busque amabilis visu, et in prima acie cadens
„pulcher est. „ Die griechische Stelle hat noth-
wendig eine Verbesserung nöthig, weil sie gar

kein

keinen Sinn giebt. Man könnte z. B. lesen:

Ἀνδρεσσιν μεν ἀγητος ἰδειν, ἐρατος δε γυναιξι

d. i. " Männer sehen ihn mit Bewunderung, "und Weiber finden ihn liebenswürdig. " Auf diese Art hat doch die Stelle einen richtigen Verstand.

Es sind mehr dergleichen dunkle und zweifelhafte Stellen, bey denen Hr. Kl. seine Gelehrsamkeit und Beurtheilungskraft hätte zeigen können, wenn er sie erkläret und verbessert hätte. Er würde dadurch den Lesern wirklich einen Dienst erzeiget haben, anstatt daß die vielen triviale, unrichtige unnütze Dinge, die vielen trockne und ganz unbrauchbare Citationen, die angeführten Stellen aus alten Autoren von Sachen, die meist dem Tyrtäus gar nichts angehen, und die verliebten Epigrammen aus einer ungedruckten Anthologie, die er bey der zweyten Auflage eingeflickt hat, keinem Leser, der den Tyrtäus verstehen will, etwas nützen. Wenn er diese ebengedachten Epigrammen etwa blos als einen Anhang besonders hinten an gesetzt hätte, so könnte man nichts mehr sagen, als daß verliebte Gedichte ein sehr unschicklicher Anhang zum Tyrtäus wären. Hr. Kl. könnte denn allenfalls antworten, daß er nur die erste beste Gelegenheit wahrgenommen habe, um etwas ungedrucktes

bekannt zu machen. Aber die Art, wie er itzt die Epigrammen in seinen Commentar über den Tyrtäus eingeflickt hat, ist höchst ungereimt. So steht, wie wir oben angemerket, im Tyrtäus das Wort βαλλετε; sogleich wird ein ungedrucktes Epigramm hingesetzt, worinn βαλλετε vorkommt. S. 112. werden die, so für das Vaterland sterben, ἡμιθεοι genennet. Hr. Kloß ist gleich bey der Hand, und versichert uns, daß „apud poetas amatorios comparantur pueri „atque poetae„ (ist ohnstreitig ein Druckfehler und soll puellae heissen) „cum Diis et Deabus. Und ápropos dieser Bemerkung setzt er sechs Epigrammen aus seiner ungedruckten Anthologie hin, worinn etwas von Knaben, Mädchen und Göttern vorkommt, und bebrämt sie mit kritischen Verbesserungen und gelehrten Citationen. Die allerlustigste Art aber, mit der Hr. Kl. ein Epigramm mit Gewalt in seinen Commentar zwinget, ist folgende: S. 71. der Text hat Θρηικιον βορεην. Hier sagt Kl.: „*Quemad-*„*modum Boreae violentiam tribuunt* Poetae, *ita* in „Anthologia inedita Dioscorides *Zephyro leni-*„*tatem tribuit*„, „ und was kann nun anders kommen, als ein ungedrucktes Epigramm, worinn es heißt: Zephir, du sanftester der Winde! Wahrhaftig solch *quemadmodum* und *ita* ist nicht mit

Gel-

Gelde zu bezahlen, man kann schwarz mit weiß, den thracischen Boreas mit dem sanften Zephir, des Tyrtäus Kriegslieder mit verliebten Epigrammen, des Hrn. Geh. R. Klotz guten Geschmack, seine Kritick und richtige Beurtheilungskraft mit seiner unwiderstehlichen Neigung zu compiliren, zu citiren, zu allegiren, zu commentiren und alles hinzuschreiben, was ihm in den Kopf kommt, durch solches *quemadmodum* und *ita* ganz vortreflich vereinigen.

In den angehängten beyden Abhandlungen ist alles zusammengetragen, was Hr. Kl. vom Tyrtäus, und von den Kriegsliedern verschiedener Völker hat auffinden können. Ueber einige Citationen*) ließe sich manches sagen, aber wir

*) Wir wollen nur eins anführen: die Stelle aus den Strabo, Plato, Athenäus, Plutarch, Maximus Tyrius, Aristides, Pausanias, Justinus, Orosius, Acron, Porphyrio, Suidas, Polyan, Julias Pollux, Harpocration und Quintilian, die vom Tyrtäus etwas berichten, und die Hr. Kl. von S. 142. bis 156. mit grossem Prunk ausführlich in seine Abhandlung einschaltet, wie viel Mühe müssen sie dem fleißigen Manne nicht gekostet haben, aus so vielen und so mancherley Büchern zusammen zu lesen, die Stellen noch ungerechnet, die S. 158. und folgl. eingeschaltet sind. Gleich'

sagen auch wie Hr. Klotz: „Sed desinamus. „Nam etiam in his est modus tenendus.„

Am Ende ist noch Hrn. Weiße Uebersetzung des Tyrtäus in Versen beygefügt. Ein kurz Register wohl hätte sich Hr. Kl. viele gelehrte Mühe, Aufsuchen und Nachschlagen sparen können, um diese Stellen zusammenzufinden; denn fast alle Stellen, die Hr. Kl. von S. 142. bis 156. anführet, sind in dem Buche: Carmina IX. illustrium et VI. Lyricorum, Elegiae Tyrtaei et Mimnermi, &c. ex Bibl. Fulvii Ursini Antverpiae. ex officina Chr. Plantini MDLXVIII. in 8. S. 219. bis 223. nacheinander angeführt, bis auf wenige unerhebliche: verschiedne von Hrn. Kl. auch eingeschaltete Stellen der Alten stehen in eben diesem Buche S. 344. bis 374. Hr. Klotz hat aber leider diese Ausgabe aller Mühe ohnerachtet nicht auftreiben können. Er versichert selbst S. 179.: „Librum diu multumque, atque etiam iis in Locis „quaesitum, ubi omnia plena rarissimis Libris „famae crediderat, nanciscinunquam potui. „ Er führt an, daß Joh. Chr. Wolf schon berichte, daß diese Ausgabe schon lange immenso pretio verkaufet werde, ja daß sie Weßeling nicht habe erhalten können. Kein Wunder also, daß Hr. Kl. diese Ausgabe für sehr rar gehalten, und vielleicht am wenigsten geglaubt hat, daß sie ein Recensent seiner Ausgabe des Tyrtäus vor sich haben und nachschlagen werde.

gister macht den Beschluß. Die zweyte Ausgabe macht der Richterschen Officin in Altenburg wegen ihrer ungemeinen Sauberkeit Ehre. Sie ist mit in Kupfer gestochenen Abbildungen von geschnittenen Steinen geziert, die aber eigentlich zur Erläuterung des Tyrtäus nichts beytragen.

Plinius Naturgechichte. Uebersetzt von Joh. Daniel Denso. Erster Band. Rostock und Greifswald, in Anton. Ferd. Rösens Buchhandlung 1764. 4. 3. Alph. 16. B. mit 2. B. Vorrede.

Seit langer Zeit ist uns kein grösseres wichtigeres und nützlicheres Unternehmen in dem Reiche der Litteratur vorgekommen als die Veranstaltung einer Uebersetzung des Plinius ist. Dieser Schriftsteller macht allein eine Bibliothek aus, und, um in seinem Ton zu reden, wenn wir ihn in Händen haben, so söhnen wir uns wieder mit dem Schicksale aus, dessen Eifersucht uns eine so große Anzahl der größten Schriftsteller des Alterthums nicht gegönnet, und an deren Stelle so viele entbehrliche oder gar elende Schriften aufbehalten hat in deren Schutte wir nun die Trümmern von den Werken jener grosen Geister aufsuchen und dabey Zeit und Mühe, und oft gar Scharfsinn und Genie verlieren

und einbüßen. Wir hielten also dafür, daß wenn unsern Landsleuten das Lesen des Plinius erleichtert, und folglich dieser Schriftsteller fleißiger gelesen würde, so müßten nicht nur viele Nachrichten der Alten und viele Känntisse unter uns allgemeiner werden, sondern es müßten sich auch alsdenn unsre Naturkündiger und Naturgeschichtsbeflißene einen Ausdruck, Vortrag und Schreibart angewöhnen, worinnen uns die Natur nicht als ein geiferndes altes Weib, sondern als Königinn in ihrer Hoheit und Majestät erschien, und uns sogleich durch den ihr vom Schöpfer beygelegten Character der Größe und der edlen Einfalt, Ehrfurcht und Erstaunen einprägte. Die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung fielen gleichwohl gar zu leicht in die Augen. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Sachen, welche er abhandelt, und welche nicht leicht ein Mensch in den Umfang seiner Studien und Känntnisse einschließt, die Gelehrsamkeit und Belesenheit, mit welcher die Quellen, aus welchen er geschöpft hat, aufgesucht und mit dem Text verglichen werden müßten; denn oft erhält dieser nur durch dieses Mittel die Deutlichkeit, den Mangel einer kritischrichtigen Ausgabe dieses edlen Schriftstellers; und, um alles übrige zu vergessen, seine Schreibart selbst —

dann

dann cecidere animi, nec iam amplius armis, sed votis precibusque iubent exposcere pacem. Denn was seine Schreibart anlanget, so ist diese noch sehr wenig charakterisirt, wenn wir sie als die Art eines Schriftstellers aus dem silbernen Zeitalter der lateinischen Sprache und wie es weiter lautet, beschreiben. Nein, es ist diejenige Art, welche Männern eigen ist, die Staatsleute sind, viel in öffentlichen Angelegenheiten gearbeitet, sich unter der Ruthe der Staatskunst viel Erfahrung und Känntniß der Welt erworben, sich besonders zur Betrachtung über die menschliche und bürgerliche Gesellschaft, und zu einem ernsten Nachdenken über alles, was um ihnen ist, angewöhnet, und dadurch eine reife, ruhige, praktische Beurheilungskraft erworben haben. Solcher Leute Ausdruck wird allzeit männlich, sentenzenreich, körnicht und blumicht seyn, oft auch da, wo er es nicht seyn sollte, oder wo der Witz erst das Gerüste dazu verfertigen oder den Weg bahnen muß. Plinius war bey diesem allen noch ein speculativischer Philosoph, welcher in einem verdorbenen Zeitalter, an einem der verdorbensten Höfe, unter einem schrecklichen Tyrannen gelebt hatte. Von einem solchem Mann ist es wohl nicht zu verwundern, wenn er mit dem, was er in der

Gesellschaft und im wirklichen Leben sieht, dasjenige vergleichet, was Weltweise auf ihren Studierstuben von der Vorsehung und Regierung der Welt aus allgemeinen Gründen voraussetzen. Es sind Zeiten und Umstände im menschlichen Leben, und diese sind nichts weniger als selten, wo auch ein Christ in Verwirrung gesetzet wird. Es ist also keine blos witzige und freygeisterische Declamation, wenn Plinius so oft Betrachtungen dieser Art einmischt, die nie ein Stubenphilosoph zu machen die Gelegenheit gehabt hat, dem freylich in dem kleinen Kreise, in welchem er sich herumdrehet, und bey der geringen Gewohnheit, die er hat, seine Sätze mit der Erfahrung zu vergleichen, sehr wenige Abweichungen von seinem theologischen oder metaphysischen Heischsystem aufstoßen. Indessen wollen wir gern zu geben, daß dem Plinius auch etwas von seinem Zeitalter anhänget: Ja noch mehr, daß er einen gewissen Tic zu moralisiren und paradoxe Dinge zu sagen haben mag. Diesen, in vielem vielleicht fehlerhaften, allezeit aber originalen Character dieses Schriftstellers soll doch gleichwohl ein Uebersetzer ausdrücken, bey dem allen das Genie seiner Sprache nicht außer Acht lassen, und nie affectirter, nie unverständlicher, als die Urkunde seyn, viel eher diese in solchen Fällen verbessern.

Un-

Unter diesen und dergleichen Betrachtungen haben wir den Muth des Hrn. Prof. Denso bewundert, und wir glauben, wenn wir ihm auch einige andere Verdienste bey seiner Arbeit mehr anwünschen müssen, als sie bewundern können, so müssen wir ihm doch für diesen Muth, für diese Kühnheit verbunden seyn, — fontis qui non expalluit haustus. Nach demjenigen, was wir voraus erinnert haben, wird uns wenig zu sagen übrig bleiben. Da uns aber allzeit ein Urtheil, so wie über eine jede Arbeit, also auch insbesondere über eine Uebersetzung fehlerhaft zu seyn geschienen hat, wenn man sich mit einzelnen hin und her aufgelesnen Abweichungen, Unrichtigkeiten, Uebereilungen et quae humana parum cauit follertia, aufhält, und nach diesen die Vorstellung vom Ganzen zu machen suchet, so wollen wir zum voraus diesen übersetzten Plinius als einen Schriftsteller in unserer Sprache ohne Rücksicht auf die Urschrift ansehen, dann bemerken, wiefern uns der Charakter des Schriftstellers in der Uebersetzung erreichet und behauptet, die zu einer solchen Arbeit erforderlichen Hülfsmittel genutzet, und endlich in einigen einzelnen Stellen der Sinn des Schriftstellers erreichet zu seyn scheine.

Eine Uebersetzung kann, als eine Schrift überhaupt betrachtet, einen Werth haben, den sie als Uebersetzung nicht hat, indem sie einen Leser von den in ihr enthaltenen Sachen einen hinlänglichen Begriff und Unterricht giebt, ob gleich nicht mit der Deutlichkeit, dem Nachdruck und der Stärke, der Fülle und dem Schmuck, der Anmuth und der Schönheit, als die Urschrift hat. Unsrer Empfindung nach ist der deutsche Plinius grösten Theils eine sehr ermüdende, und an vielen Stellen gar eine unverständliche, übel zusammenhängende und oft ungereimte Schrift. Wir wollen nichts von der Zueignungsschrift sagen; denn diese ist in der That wegen der vielen gar zu witzigen Wendungen, zu welchen Hofleute gar zu oft gezwungen sind, um fein zu loben ein schwer zu verstehendes und noch schwerer zu übersetzendes Stück; allein an mehrern andern Orten wußten wir aus dem Deutschen keinen Sinn herauszubringen; annoch viel mehrern beleidigte uns Sprache und Ausdruck. Wir wollen einige Seiten vom Ende des zweyten Buchs durchgehen. S. 68. "Und wir haben die Nachricht, (accepimus) daß dieselbe (die Sonne) ein Gestirn männlichen Geschlechtes sey, welches alles trocknet und auszehret. So werde durch deren (der Sonne) Gluth

in

in das weite Meer der Geschmack des Salzes eingekocht; oder, weil das Süße und Dünne; welches die Gewalt des Feuers leichtesten an sich ziehet; herausgezogen, das Schärfere und Dickere zurück gelaßen wird. — oder weil die Natur der Erde das Wasser mit der Specerey erfülle, (aut quia terrae natura, sicut medicatas aquas, inficiat nämlich mare.) S. 73. Die Felder in Mohrenland bey dem Berge Hesperius, glänzen die Flammen der Felder bey Nacht wie Sterne, — ob dasselbe gleich in der Tiefe angenehm ist; — bis eine Gesandschaft des Raths dieß Uebel ausgesöhnet hat; S. 74. Wo ist die Natur, welche ꝛc. Eben daselbst. Eine ewige Esche bedecke grünend diesen feurigen Quell. S. 78. Wenn es nur nicht zu bewundern ist, daß derjenige, welcher ein Mensch gebohren ist, nicht alles wisse, S. 79. Das Meer habe den Anblick seiner Natur geändert. Eben das. und als ob er ein Vergnügen fände (der Fluß) öfter hervorzukommen, fließt er in das atlantische Weltmeer aus." Aber so kömmt er nur einmal zum Vorschein.

Vielleicht sind wir so unglücklich gewesen, so oft wir das Buch aufgeschlagen haben, auf dergleichen dunkele Stellen zu gerathen. Wir sehen auch, daß sie da, wo Plinius blos erzählt,

seltener sind, als da, wo er Reflexionen einmischet. Viel trägt gleichwohl zur Undeutlichkeit bey, der Mangel der Reinigkeit und selbst der grammatischen Richtigkeit des Deutschen, und Beybehaltung der lateinischen Periode, und doch ohne dem Gebrauch der Mittelwörter, vermittelst deren sie hauptsächlich so gedrungen zu seyn pfleget. Allein diese wirkliche Uebertragung der lateinischen Struktur ist offenbar mehr die Folge der Eilfertigkeit, mit welcher man übersetzet hat, und der Gleichgültigkeit gegen einen gewissen Grad der Vollkommenheit, den man entweder nicht gekannt hat, oder nicht hat kennen wollen, als die Folge der Absicht, den Charackter des Schriftstellers beyzubehalten. Wir bemerken in gewissen Stellen, z. E. am Anfang des siebenden Buchs, wo uns Plinius ein so interessanter Declamator wird, das Feuer, die Stärke, auch noch in der Uebersetzung, und sehen mit Vergnügen, daß es nicht unmöglich ist, etwas von seinem Charakter zu erreichen; allein an so vielen Orten sieht man, daß der Uebersetzer über diesen Umstand sehr ruhig, und daß er vollkommen zufrieden gewesen ist, wenn er nur die lateinischen Worte in deutsche übertragen hat. Jedoch eine andere Art von Sorglosigkeit können wir gar nicht begreifen. Ein

jeder

jeder Uebersetzer bedient sich der besten Ausgabe seines Schriftstellers, oder ziehet sich wenigstens zu Rathe. Harduin ist gar oft sehr kühn mit dem Plinius umgegangen; indessen hat er viel Handschriften gebrauchet, viel Belesenheit und vielen Scharfsinn in seiner Ausgabe bewiesen. Diese hat gleichwohl der Herr Professor ganz und gar nicht gebraucht, und was für Gründe sind dieß nicht, die in der Vorrede ** 3. und f. Seite hiezu angeführet werden! Besäßen wir nur ein wenig Muthwillen, so würde sich hier der Herr Professor in keiner rühmlichen Blöse zeigen. Es ist noch ein großes Feld zwischen einem sklavischen und einem kritischen Gebrauche selbst der harduinischen Muthmasungen; allein diese sind das Geringste, was bey seinen Verdiensten um den Plinius in Betrachtung kömmt. Allerdings ist es wahr, eine kritische Untersuchung der Richtigkeit des Textes, den man übersetzen will, und der Gebrauch der Hülfsmittel zum richtigern und sichern Verstand derselben, kosten Mühe und Zeit. Dieß ist die einzige Entschuldigung die der Herr Prof. für sich anführen kann. Die Zueignungsschrift, so wie sie in der Uebersetzung aus der ältern Ausgabe, oder eigentlich aus der Ausgabe Lyon 1561. nach welcher übersetzt worden ist, hier gelesen wird, ist ein so übel zusam-

sammenhängendes Gewebe unverständlicher Dinge, daß man sich wundern muß, warum man doch nicht wenigstens hierbey um die Richtigkeit des Textes besorgt gewesen ist.

Gleich im Anfange derselben: "ein Werk — welches ich in meinen neulichsten Bemühungen verfertiget habe. (Warum nun nicht, die Frucht meiner letztern Arbeiten, opus natum apud me proxima fetura.) du pflegtest ja meine Kleinigkeiten einer gnädigen Achtung zu würdigen: damit ich im Vorbeygehen einen Ausdruck des Catulls, meines Feldnachbars mildere. Du kennest diesen Soldatenausdruck; denn er hat, wie du weissest, seine Worte durch Veränderung der beyden ersten Sylben etwas härter klingend gemacht, als er bey seinen Veranioleti und Fabulern das Ansehen haben wollte." Wir wünschen demjenigen Glücke, welcher sich von dem allen deutliche Begriffe machen kann. Indessen liegt meist der Fehler am Texte, und die Lesart der ersten Ausgaben ist unstreitig vorzuziehen, wie die Einsicht der Stelle im Catull Carm. XII. und XXIII und die harduinische Anmerkung gar leicht belehren konnte; auf welche wir auch hier verweisen müssen, da es zu weitläuftig seyn würde, den Text selbst herzusetzen, und das Ungereimte in jeder Zeile zu zeigen. Ue-

herdieß ist weder Conterraneus ein Feldnachbar, noch letzteres ein Soldatenausdruck. Bequemer wäre unser Wort: landsmann; und die ganze Stelle würde folgenden Sinn haben: du pflegtest meinen Kleinigkeiten einen Werth beyzulegen. Ja damit ich mich hinter dem Catull, meinem Landsmann, verschanze. (schon wieder ein Soldatenausdruck, wirst du sagen,) denn da ihm in der ersten Stelle seiner Gedichte (Carm. XII.) sein Schnupftuch ausgetauscht worden war, stellte er sich sehr aufgebracht an, um zu zeigen, wie hoch er dasselbe, als ein Geschenk seiner Freunde, des Veranius und Fabullus schätzte. Gleich darauf soll der Verstand seyn, was du mir als in einem andern dreisten Briefe von mir versäumt vorgeworfen hast; oder verständlicher: "Auserdem gedenke ich mit dieser kühnen Zuschrift dasjenige gut zu machen, "was du an einem andern dreisten Briefe von "mir ausetztest, und allen Menschen zeige, da "ich meinem Werke, indem ich es dir widme, "das Ansehen einer öffentlichen Urkunde gebe, "wie herablassend deine Gnade gegen uns ist;" nach den Worten: "auf was für einem gleichen Fuße "du mit deinen Unterhanen lebest." Gleich darauf soll es weiter heißen: "allein eine noch glänzendere That, als dieses alles! aus Achtung ge-

gen deinen Vater, und nicht weniger gegen den Ritterstand, übernimmst du die Stelle eines Obersten der kaiserlichen Leibwache. Alles dieß zum Heil des Staates! Gegen uns bist du in dessen noch eben derjenige, der du im Felde warest." In den meisten der hier angeregten Fällen konnten ihm Harduins Anmerkungen von guten Nutzen seyn. War es Stolz, war es Bequemlichkeit, daß man sie nicht zu Rathe zog? denn in der That, Harduin träumet nicht immer. Eine kritische Berichtigung des Textes ist bey keinem Schriftsteller wichtiger, bey keinem nöthiger, als beym Plinius. Von diesem einzigen wünschten wir uns noch eine recht kritische Ausgabe. In seinen geographischen Büchern, bey den vielen Namen von fremden Thieren und Gewächsen, bey so vielen Kunstwerken, muß man sich auf einzelne Worte oft einlassen. Die Namen in der Erdbeschreibung im zweyten und folgenden Büchern sind voll Unrichtigkeiten, viele auch durch Druckfehler: in Böotien und Eleusina in dem ardanischen Felde in agro arpano, S. 71. In der Insul Cydonien, wo Lesbos ist ꝛc. ante Lesbon, die vor der Insul Lesbos vorlieget. — S. 72. Der Stein Tyereus, S. 73. Bey dem cestischen Volke, welches an Persien gränzte. — Allein es ist uns unmöglich, solche

che Kleinigkeiten zu sammeln. Vielleicht rechnet uns der Herr Uebersetzer auch längst schon unter die, welche er "Haarklauber ausgedrückt hat.

Da wir indessen unser Urtheil bestättigen müssen, daß Herr D. mehr eine Uebersetzung für einen Buchhändler, als die Uebersetzung eines Plinius für das Publicum geliefert habe, so wollen wir nur einige Beyspiele anführen. Man pflegt im Anfang einer Arbeit gemeiniglich die meiste Aufmerksamkeit zu haben; wir wollen also die Zuschrift an den Titus Cäsar vor die Hand nehmen. S. 2. Nach allem dem, was bereits vorher angeführt worden ist, folget: "Da nun "alles dieß, dich zu verehren, allen in die Augen "leuchtet, so bleibt mir nichts übrig als die "Kühnheit allein, dich mit mehrerer Vertraulich"keit zu verehren. Das Platte dieser Gedanken sollte den Uebersetzer stutzig machen. Nach dem Texte soll es heißen. "Da alle diese ein"leuchtenden Verdienste andre mit Ehrfurcht ge"gen dich erfüllen, so konnte nur die Kühnheit "allein mich verleiten, so gar auf eine vertraute"re Weise mich dir zu nähern." S. 3. "Und "nun, wer kann dieses ohne Furcht ermessen, wann "er sich vor dem Urtheil wagt, vor ein Urtheil, "das durch Niedrigkeit noch dazu aufgebracht "seyn kann." Die Folge giebt ja deutlich an die

Hand, daß iudicium praesertim lacessitum bl
die Auffoderung durch eine Zueignungsschri
angeht. Gleich darauf: "müßte ich nicht bill
"sagen ꝛc. ist wieder kein Zusammenhang: Tu
possem dicere. "in jenem Falle würde ich sage
"können." Weiter unten: "welche sich som
"nicht mit Wissenschaften beschäftigen, studio
rum otiosis. Allein dieß sind was wir Gelehr
te nennen, Leute, welche von allen Geschäfte
entfernt, blos dem Studieren obliegen. — "Ich
"weiß es, daß dich auch die, welche dich grüssen,
"mit der tiefsten Ehrerbietung antreten." Was
dieß für eine Begegnung ist! Te religiose adi-
ri etiam a salutantibus scio. — Aber wie kön-
nen wir alles durchgehen! Nur noch eines ge-
gen das Ende der Zuschrift: "Und damit es
"nicht das Ansehen habe, als ob ich überhaupt die
"Griechen beschuldige (ne videar Graecos infe-
"stari) so wünsche ich, daß man mich nach jenen
Erfindern der höchsten Mahlerey und Bildhau-
"erkunst beurtheile. (ex illis pingendi fingen-
dique conditoribus.) "Welche über vollkom-
"men gemachte Werke (absoluta opera) und
"auch über die, welche wir zu bewundern nicht
"satt werden können, (quae mirando non sa-
tiamur, die wir nicht genug bewundern können)
"in zweifelhafter (unbestimmter) Aufschrift
"schrie-

"schrieben: Als er machte dieß wie Apell oder "Polyclet." Wenn Herr Prof. Denso nicht über Hals und Kopf geeilt hätte, so würde er dieß ganz gewiß nicht gesetzet haben: pendenti titulo inscripsisse, vt Apelles faciebat, aut Polycletus.

Doch wir sind weit entfernt dieser Uebersetzung allen Werth und allen Nutzen abzusprechen. Es bleibt allzeit ein wichtiges Geschenk für das deutsche Publicum; welches der unsäglichen Mühe und Arbeit des Hrn. Professors Erkänntlichkeit schuldig ist, und einen großen Theil der Mängel der Natur der Sache und Schwierigkeit der Arbeit zuschreiben muß. In tausend Fällen im Naturreiche wird man sich nunmehr in unsrer Sprache geläufiger auszudrücken wissen; nach und nach werden die Namen von so vielen Naturalien auch im Deutschen gegen das lateinische richtiger bestimmt werden können; und da es ungleich leichter ist, eine vollkommene Uebersetzung zu liefern, wenn schon eine andre vorhergegangen ist, so sind wir derselben nunmehr um einen großen Schritt näher gekommen, wenn einmal ein kritisches Genie, das zugleich beyder Sprachen kundig, in der Naturgeschichte erfahren, und sich Zeit und Mühe nicht gereuen zu lassen gesonnen ist, sich

einer so rühmlichen Arbeit widmen sollte. Allein vor allen Dingen, müßte es nicht in der traurigen Nothwendigkeit seyn, sich vorher mit dem Herrn Verleger besprechen zu müssen.

Wir müssen endlich noch gedenken, daß eine Vorrede von sechs Blättern vom Herrn Uebersetzer vorangesetzt ist, welche so ziemlich einen Haft von Dictatis in einem Collegio ähnlich sieht, ob wir gleich geglaubet hatten, eine so große Vertraulichkeit mit dem Plinius, als diejenige ist, welche sein Uebersetzer mit ihm errichtet; müßte einigen Einfluß auf den Anstand, das Edle und das Sinnreiche des letztern in seinem eigenem Ausdrucke haben. Sie hat folgende Rubriken: Die Veranlassung zu dieser Uebersetzung; Wie ich in dieser Arbeit verfahren habe; Wozu diese Uebersetzung dienen könne. Unter diesem letzten Rubro sehen wir mit vielem Vergnügen, daß der Herr Professor einen Vorsatz gefaßt hat, bey dessen bloser Ankündigung wir erzitterten. Nach glücklich vollbrachter Uebersetzung will er in einem dritten Bande, "und sein Herr Verleger hat bereits "deswegen mit ihm völlige Abrede genommen," doch was hat der Herr Verleger hierein zu sagen? — der Herr Professor will also in einem dritten Bande "theils die nöthigen Verbesserun-

"gen

"gen bey dem Plinius anbringen, theils die nach "ihm geschehenen Entdeckungen aufzählen (dieß ist vermuthlich, vom Herrn Verleger erborgt!) "theils daraus die völlige Gestalt der Naturge- "schichte unserer Zeiten darstellen." Ein gro- ßes, edles und kühnes Vorhaben! Eine Art von Code de la Nature, eine Art Pandecten der Natur, ein Inbegriff aller menschlichen Känntnisse der alten und neuern Zeiten im Naturreiche und in der Naturgeschichte, wäre das wichtigste Werk, das unser Jahrhundert gesehen hätte. Doch unser Muth sank nicht wenig wieder, als wir am Ende beygefügt fanden, "man "glaube versprechen zu können, daß die fortge- "setzte Naturgeschichte des Plinius, in einem "Jahre nach dem völligen Abdrucke der Ueberse- "tzung folgen solle." Hier, dachten wir, redet der Herr Verleger wieder!

Plinius Naturgeschichte. Uebersetzt von Joh. Daniel Denso. Zweyter Band. Rostock und Greifswalde in Anton Ferdinand Rösens Buchhandlung 1765. 4. Vier Alph. 16 B. mit 2 B. Vorrede.

Hier haben wir den Rest des Plinius'schen Werks vor uns. Was für ein Vergnügen

sollte es nicht für uns seyn, wenn wir unsre Wünsche darinnen erfüllt, oder in diesem Band die bey dem ersten gerügten Mängel vermieden sähen! Wir thun es sehr ungern, einem Manne, der eine so saure und mühselige Arbeit vollendet hat, auch nur in einem Stücke nicht unsre vollkommenste Zufriedenheit zu bezeugen; da der allgemeine Beyfall noch das einzige seyn könnte, was seine Mühe belohnte. Doch wir sind nicht sowohl auf ihn, als auf seinem Verleger böse, der ihm eine so kurze Frist gesezt hat, in welcher es unmöglich war, dem Werke eine Vollkommenheit zu geben, der es sich unter günstigern Umständen vielleicht hätte nähern können. Gewiß der Herr Professor würde seinen Schriftsteller alsdenn genauer und fleißiger studirt, sich um die Richtigkeit und den wahren Sinn des Textes bekümmert, die Hülfsmittel, zu beydem zu gelangen, zur Hand genommen, seinem Deutschen ein wenig mehr das Rauhe, Holprichte, Verworrene, Schielende uud Schwerfällige benommen und dagegen einen leichtern, verständlichern, doch dabey edlen, männlicheu, körnichten, bald spruch- und sinnreichen, bald spitzfindigen und ausgeklügelten Vortrag angenommen haben, just wie die Urschrift verlangte. Die Schwierigkeiten sind zu viel, zu mannichfaltig,

zu

zu dicht gesäet, als daß sich darüber hinweg gleiten ließ. Wo wir aufschlagen, fallen uns die Beyspiele in die Hände. Wir wollen die Materie vom Ackerbau vor uns nehmen: B. 18, 1 Kap. wie verwickelt ist der erste Paragraph gleich! mehr als das lateinische! und die Worte: welche (die Kräuter) uns jene (die Erde) der menschlichen Wohlfahrt und ihrem (vielleicht der Wohlfahrt?) Vergnügen zu gute hervorbringt.— "Ob gleich aber die innere Beschaffenheit ihres (der Erde) Stoffes uns zu der Erwägung zwingt, daß sie auch schädliche Dinge gebähre. Quoniam tamen ipsa materia intus accendit ad reputationem &c. Auch Harduin konnte hier lehren, daß es heissen soll: da der Inhalt des Buches selbst, wenn wir in demselben weiter hinein kommen werden, uns auf die Erwägung führen wird ꝛc." — "so nimm blos den Menschen aus und sage, welches von ihnen tunkt sein Gewehr in Gift? quod tamen eorum tela sua (seine Waffen, als Hörner ꝛc.) excepto homine, venenis tingit. —„ selbst die Luft, von welcher wir leben — das verhüte der Himmel, daß diese Kunst allgemein werden sollte! aber durch die Luft leben wir. — "sondern da vielmehr viele Arten desselben durch Menschenhände gemacht werden: etenim quando plura — fiunt. Doch es fällt

in die Augen, daß quanto geschrieben werde muß.— „Ja wird in Menschen nicht selbst w ein Gift gebohren? Quid? non et *homines* quide (v. quidam) *ut venena nascuntur?* „Einiger Zung führet ein schwarzes Gift, wie die Schlangen und der berührte Gift ihres Gemüthes verheere alles, was sie tadeln. *Atra* ceu serpentium *lingua vibrat*, tabesque animi *contrectata adurit* culpantium omnia, ein wenig Aufmerksamkei auf den Sinn konnte schon lehren, daß der be rührte Gift keine Idee des Plinius ausdrücken kann, und alsdenn findet man leicht, daß man verbinden muß: tabes animi adurit contrecta-ta, h. e. ea, quae contrectavit. Plinius fährt fort: ac, dirarum alitum modo, tenebris quo-que suis et ipsarum noctium quieti invidentium, gemitu, quae sola vox eorum est; ut, inauspicatorum animantium vice, obvii quo-que vetent agere aut prodesse vitae. Dieser gekünstelte, aber sehr mahlerische Satz, wie ist er vom Herrn P. D. ausgedruckt! „sie handeln nach Art der unglücklichen Vögel, verbergen sich auch in ihre Finsternissen, und durch das Seufzen, dadurch sie selbst die Ruhe der Nächte beneiden; denn dieß ist ihre einzige Stimme; so verhindern sie, wenn sie statt jener unglückbringender Thiere begegnen, daß auch nichts han-

deln

dein oder den Leben nützen kann.„ Statt einer ecklen Kritik aller Kleinigkeiten mag hier blos der verschiedne Druck genug seyn; das Unverständliche des Satzes selbst fällt in die Augen. Das folgende ist sehr gut gegeben: „Sie kennen auch kein anderes Vergnügen ihres abscheulichen Geistes, als alles zu hassen. Aber die nächsten Worte gleich sind wieder undeutsch: „ Doch eben hierinnen (nach dem Plinius: Jedoch auch hierinnen, wie in allen andern Dingen,) zeigt sich die Hoheit der Natur, daß sie eben so mehr gute und rechtschaffene gezeuget hat, als sie in Erzeugung der Pflanzen, welche vergnügen und ernähren, fruchtbarer ist. In Erwägung dieser und in Freude darüber, wollen wir jene Schaaren Menschen bey ihrem Eifer lassen und die der Gesellschaft nützliche Dinge ausüben (wider den Verstand wird hier nichts gesagt; und damit wollen wir zufrieden seyn; ohne weiter zu gehen und zu fragen, ob nicht hier das Gezwungene und Fremde der Wortfügung sogleich eine Uebersetzung verrathe, und ob nicht das Original eine fliessendere Folge und nachdrücklichere Worte habe: relictis *aestuationi* suae istis hominum turbis, pergemus excolere vitam) und dieß um so viel standhafter, die wir mehr nach nützlichbeliebter Arbeit, als nach Ruhme streben.

Statt,

Statt, da ich mehr Nutzen zu schaffen, als Ruhm zu erjagen suche. Quo operae nobis major, quam famae, gratia expetitur.— So weit das erste Kapitel dieses Buches. Die Leser verlangen gewiß nicht, daß wir weiter gehen sollen; und wir eben so wenig, auch schon um deswillen, weil wir Beyspiele von Eilfertigkeit und Abwesenheit der Gedanken und von einer solchen Gleichgültigkeit gegen das Original anführen müßten, daß es schöner seyn würde, in der Mäßigung zu bleiben. Was läßt sich aber nun erst in den letzten Büchern erwarten, wo Plinius von den Materialien der Künste, von Künstlern und Kunstwerken handelt. Wir bewundern den Muth dessen, der sich an diese Bücher so früh wagt, ehe noch der Text, der an so vielen Orten unrichtig ist, weder durch Handschriften und andere kritische Hülfsmittel gehörig verbessert, noch durch mehrere Männer erläutert ist, welche Kunstverständige und Humanisten zugleich sind. Denn ein Uebersetzer verspricht nicht weniger, als alles dieß zu ersetzen, wann es noch nicht voraus von andern geschehen ist. Doch auf dieß alles könnte der Herr Verleger des Herrn P. D. freylich nicht warten, und der Contrakt gieng auch nicht eigentlich dahin; wider welchen ohnedem nichts einzuwenden wäre, wenn nur

der-

dergleichen Verträge auf Unkosten des Publicums gemacht würden. Allein den Theil des Texts, welcher richtig, verständlich, deutlich ist, konnte doch der Herr P. gehörig, wenigstens verständlich übersetzt liefern. Man nehme gleichwohl das Werk zur Hand, und schlage eine Seite auf, welche man wolle, so ist man über den Verstand der Stelle verlegen. Wir wollen nur zum Beyspiele auf den Anfang vom fünf und dreyßigsten Buche verweisen; denn uns wieder in einzelne Stellen einzulassen, würde zu ermüdend seyn. Bey dem allen müssen wir dem Herrn Uebersetzer den Ruhm zugestehen, daß er selbst in diesen Büchern überaus glücklich ist, die Kunstwörter und eigentlichen Ausdrücke zu treffen; und das in der Vorrede versprochene Plinianische Wörterbuch wird auch ohne Rücksicht auf den Herrn Verleger, dem kein Schade dabey zuwachsen soll, ein nützliches Werk seyn. Gebe doch der Himmel, daß unsere künftigen Uebersetzer eine eben so zärtliche, gewissenhafte und treue Sorgfalt und Achtung für das Publicum tragen, als der Herr Uebersetzer des Plinius für seinem Herrn Verleger trägt! Omnis in Ascanio cari stat cura parentis: munera praeterea __ ferre iubet.

C. Pli-

C. Plinii Secundi Historiae naturalis libri XXXVII. accedit Chrestomathia indicibus aliquot copiosissimis exposita, curante *I. P. Millero*, T. I. - V. Berlin 1766. Auf Kosten der Haute und Spenerischen Buchhandlung.

Herr R. Miller hat sich durch seine Handausgaben der alten Schriftsteller in der angeführten Buchhandlung ein Verdienst um unsre Landsleute erworben; und auch dieses ist kein geringes, daß er den Plinius, diesen so vernachläßigten Schriftsteller und der doch den Verlust aller der übrigen lateinischen Schriftsteller ersetzen könnte, durch diese Ausgabe hoffentlich der Jugend, und man darf sagen den Gelehrten selbst, mehr in die Hände geliefert hat. Der Text ist sauber, nach Maaße der übrigen Millerischen Ausgaben, abgedruckt; er füllt die ersten drey Bände aus, ausser daß noch am Ende aus der Harduinischen Ausgabe das Verzeichnis der von Harduin veränderten Lesarten, mit den Lesarten der vorhergehenden Ausgaben, angehänget ist. Den vierten und fünften Band nimmt die Chrestomathie ein, welche dem Herausgeber viel Mühe gekostet haben muß, aber gleichwohl dem Begriff kein Genüge thut, den man sich von einer plinianischen Chrestomathie machen könnte.

Sie

Sie begreift einige Indices. Der erste ist Bibliotheca Pliniana, ein Verzeichniß der von Plinius angeführten Schriftsteller; 2. Index geographicus; 3. nomina propria numinum, virorum, feminarum &c. 4. Index rerum ac sententiarum. Ein gut ausgearbeitetes plinianisches Wörterbuch würde ein vortreffliches Dictionnaire encyclopedique seyn. Man müßte von einer Sache die Hauptstelle vorausschicken; dann folgten alle aus einzelnen Stellen, auch wo der Sache beyläufig gedacht ist, aufgesuchte und in einer überdachten methodischen Folge angeführte Attribute und Determinationen derselben Sache, mit allen den historischen Umständen, den prackrischen Bemerkungen, dem Gebrauch s. w. — So wie sie beschaffen sind, diese Indices, sind immer noch eine nützliche und brauchbare Arbeit. Der Verf. hat sich freylich sehr viel bey Erklärung bekannter Sachen aufgehalten; ob wir gleich für verschiedene gute Anmerkungen nicht unerkenntlich seyn wollen; Aber schwerlich lassen sich doch unter Lesern des Plinius Anfänger in der Litteratur denken.

Eine methodische Stellung und Ordnung der unter jedem Artickel ausgezeichneten Sachen und Stellen vermißt man ganz. Wie viel hätten nicht

so

so viele reiche Artickel, als: Natura, Tellus Ovum, Sidus s. f. durch eine gute Anordnung gewinnen können! Selbst zum bessern Verständnis des Plinius hätte dieses gar vieles beygetragen. — Die Latinität müßte entweder gar für einen Index gespart oder um vieles vollständiger beygebracht werden; und ein solcher Index, philosophisch von einem der lateinischen Critick kundigen Kopfe gedacht, nicht blos geschrieben, wäre ein so nützliches Werk als wenig andre, selbst in so fern es das Lesen des Plinius gar sehr erleichtern würde. — Einige müßige Artickel würden in einem solchen Index wegbleiben; Wozu z. E. der Artickel Rex, mit allem was darunter verzeichnet ist? Wer wird Rex *Pyrrhus* s. f. aufsuchen. Auch das würde zu wünschen seyn, daß nicht die Seiten, sondern das Buch, Kapitel und Abschnitt angeführt wäre. Wiewohl zu wünschen wäre, daß die Ausgaben des Plinius nicht durch so ungereimte Abtheilungen verstellt wären. Wie beschwerlich wird das Nachschlagen z. E. im

35 B. 36 K.?

Plinianisches Wörterbuch, nebst einem Vorberichte von der Schreibart des Plinius, von Joh. Daniel Denso. Greifswald in Ant. Ferd. Rösens Buchhandlung, 1766. 4. just 1 Alph. und 1 Bogen.

Hr. Denso, in Gesellschaft seines Hrn. Verlegers, liefert hiemit das versprochene Plinianische Wörterbuch. Freylich ist es ganz etwas anders, als man hätte erwarten können. Aber offenbar ist dieses dem Hrn. Verleger und nicht dem Verf. zuzuschreiben. Zwar darinnen waren sie beyde einig, daß sie kein Verzeichniß der merkwürdigen Sachen beyfügen wollten; je nun, so hätten sie ihr ganzes Wörterbuch können bleiben lassen; denn eben dieses Verzeichniß war bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der Sachen im Plinius das wichtigste. In dem zweyten Stück war der Hr. Verleger, wo nicht klüger, als Hr. Denso, doch auf seinen Nutzen besser bedacht: ein bloßes Verzeichniß der am Rande ausgezeichneten Wörter würde zu sehr das Ansehen gehabt haben, als hätte der Hr. Verleger seine Käufer zum Besten, und er wollte ihnen offenbar eine Sache zweymal verkaufen. Nun mußte Hr. Denso auf ein Mittel denken, wie eben dieß geschehe, ohne daß doch die Sache

so gar deutlich in die Augen fiel, und nun haben wir ein Verzeichniß der am Rande der deutschen Uebersetzung angeführten Wörter mit den lateinischen Worten des Plinius zur Seite, einmal lateinisch-deutsch, und nachher deutsch-lateinisch. Allerdings hat Hr. Denso darinnen etwas rühmliches geleistet, daß er die Namen von natürlichen und künstlichen Dingen oft so glücklich übertragen hat; ein alphaberisches Verzeichniß dieser Namen ist auch mit allem Dank anzunehmen; aber erfüllt dieß den Sinn, und die Bedeutung eines Plinianischen Wörterbuchs? Nein, Hr. Denso, sagen Sie ihrem Hrn. Verleger, daß er sich künftighin nicht wieder dareinmischt, und Ihnen Vorschriften giebt, wie die Anlage eines Buchs zu machen sey. Ihr Hr. Verleger versteht von der Sache nichts. So etwas muß er Ihrer Einsicht und Beurtheilung überlassen. Jammerschade ist es, daß eine so schöne Idee, als ein Plinianisches Wörterbuch, so elend ausgefallen ist. Der Hr. Verf. schickt eine Abhandlung von der Schreibart des Plinius voraus. Als Ursachen seiner Schreibart werden angegeben die Zeit, worinn er lebte, wo die Sprache schon sehr durch Ausländer gelitten hatte; die Uebertragung der griechischen Worte und Wortfügungen, da er meistens griechische

Schrifts

Schriftsteller vor sich hatte; drittens die Neuheit der Wissenschaften, von denen er schrieb, endlich die vierte Ursache sein melancholisch-cholerisches Temperament. Hierauf wird ein merkwürdiges Verzeichniß der seltnen oder im ungewöhnlichen Verstande angebrachten Wörter des Plinius angehängt. Hr. D. gedenkt noch am Ende seiner Vorrede, daß er sein Exemplar des lateinischen Plinius zu einer neuen Ausgabe in den möglichsten Stand gesetzt habe. Eine tüchtige Ausgabe, auch nur eine Handausgabe wäre immer noch ein artiges Geschenk für das Publikum, aber hierbey müßte der Hr. Verleger ganz aus dem Spiele bleiben. Mit der Kritik wollten wir den Hrn. D. auch nicht bemühen. So gar bis zur Unkenntlichkeit sind doch durch den verkehrten Fleiß der Kunstrichter so viele lieben Alten eben nicht verunstaltet. Ich bin, sind des Hrn. D. eigene Worte (hier spricht der Hr. Verleger nicht mit) von der Kritik selbst ein geringfügiger Liebhaber; bin aber in dieser Kunst von so blöder Hand, daß ich an den alten Schriftstellern nicht gern unbarmherzig schneiden, sondern vielmehr sanft heilen mag. Und daran thut auch Hr. D. sehr wohl.

Πολυβιου τε Λυκορτα ἱςοριων τα σωζομενα. Polybii Lycortae F. hiſtoriarum quae ſuperſunt, interprete Iſaaco Caſaubono ex recenſione Iacobi Gronouii, cum notis Cauſabonorum, Vrſini, Valeſii, Palmerii et Iacobi Gronouii. Acceſſit Aeneae Tactici comm. de obſidione toleranda cum interpr. & notis Iſaaci Caſauboni. Praefationem & Gloſſarium Polybianum adjecit Io. Auguſtus Erneſti. Lipſiæ, 1764. apud Io. Paul. Krauſium, Bibliopol. Vindobon. gr. 8. T. I. qui continet libros V, cum notis in eos variorum, anderthalb Alph. mit 2 Bogen Zuſchrift und Vorrede. Tom. II. qui continet Eclogas lib. VI - XVII. & Legationum cum notis in eas variorum. 2 Alph. 17½ Bog. T. III. qui continet Excerpta Valeſii, mit deſſen Anmerkungen, Fragmenta (und einige Anmerkungen vom De Valois, Gronov, Paumier. Cauſaboni Hiſtoriae Polybianae, Synopſis chronologica, Aeneae commentarius poliorceticus, mit Caſaubons Anmerkungen. Die berühmte Zueignungsſchrift des Polybius von dieſem Mann an Heinrich den vierten) et Indices, d. i. Index hiſtoricus und Lexicon Polybianum. 2 Alph. 3 B. nebſt 7½ B. welche das Lexicon beträget.

Dieſe

Diese ausführliche Aufschrift ist allein schon hinlänglich genug, eine allgemeine Nachricht von gegenwärtiger Ausgabe zu geben, welche zur Hauptabsicht hat, die Exemplarien dieses praktischen Geschichtschreibers in Deutschland häufiger und leichter zu erhalten zu machen. In dieser Absicht wünschten wir indessen, daß der Preis mehr darnach eingerichtet seyn möchte, zu dessen Verminderung unter andern die Weglassung des Aeneas Abhandlung von der Vertheidigung einer belagerten Stadt, welche gar nichts mit dem Polyp gemein hat, als daß sie den vorhergehenden Ausgaben beygefüget ist, beygetragen haben würde. Die Herren Verleger sind hierinnen gar zu oft den Herren Autoren ähnlich, es ist ihnen nur um die Anzahl der Bogen zu thun. Um sich eine noch vollständigere Vorstellung von dieser Ausgabe zu machen, darf man nur die Gronovische, Amsterdam 1760. in die Hände nehmen, von welcher sie der Abdruck ist. Es bleibt bloß übrig, noch dasjenige anzuzeigen, was sie durch des Herrn D. Ernesti Besorgung Eigenes und Vorzügliches hat. Der Text selbst ist ganz nach der Gronovischen abgedruckt, und nur in solchen Fällen geändert, wo offenbare Druckfehler vorhanden waren. Noch einige andre bequemere Einrichtungen sind gemacht; allein der wichtigste Zusatz ist das Glos-

farium Polybianum und die Vorrede. Polyp ist ein Schriftsteller von einem edlen und anstandvollen Ausdrucke; allein er hat nicht mehr die attische Reinigkeit, nicht mehr die dem historischen Vortrag angemessene und eigne Schreibart; es ist der Styl eines Mannes, der sein Leben mehr in Geschäften zugebracht, als sich im Schreiben geübt, dabey viel gelesen und noch mehr gedacht hat. Da er den Stof seiner Gedanken und Reflexionen, den er durch die Erfahrung und reifes Nachdenken nachmals bearbeitete, sich durch Belesenheit erworben und aus Philosophen, Staatsleuten, Dichtern erborget zu haben scheint, so hat er aus eben diesen seine Ausdrücke entlehnet, um seine Gedanken in ihrer Stärke und mit Nachdruck auszudrücken; und aus eben diesem Grunde vermuthlich ist diese Stärke von einer ganz andern Art, als das Energische des Thucydides, der noch ausserdem ein Attiker war. Polybius hat gleichwohl einen eignen Ton in die Geschichte eingeführt, den Diodor, Dionyß von Halicarnaß, Dio Caßius, Josephus, angenommen haben, er ist der Vater der in neuern Zeiten genannten praktischen Geschichtkunde, und hat auch unsre besten neuern Geschichtschreiber gebildet, bis Hume und gewissermaßen auch Voltaire eigne Bahnen gebrochen haben.

haben. Da er gleichwohl eine Menge Ausdrücke und Redensarten hat, die in andern Geschichtschreibern vor ihm nicht vorkommen, viele, die er neu und ungewöhnlich gebraucht hat, so entstehen daher Dunkelheiten und Schwierigkeiten. Das vom Herrn D. Ernesti beygefügte Glossarium, ein Stück voll gründlicher kritischer Gelehrsamkeit, verbreitet ein Licht auf unzählige Stellen. In der lehrreichen Vorrede wird eine kritische Geschichte der Ausgaben und der Ergänzungen des Textes des Polybius voraus geschickt. Wir finden hier eine neue Bestättigung, daß die Hoffnung vergeblich ist, aus der Wiener Bibliothek vom achtzehenden und neunzehenden Buche einige Ergänzung zu erhalten. Es wird ferner angeführt, was noch von einem Manne geleistet werden könnte, welcher eine vollkommene Ausgabe des Polybius zu veranstalten gedächte, und endlich eine Nachricht von demjenigen gegeben, was bey dieser Auflage geleistet worden ist. Bey Gelegenheit des Glossariums wird ein mit reifer Einsicht abgefaßtes Urtheil von des Polybs Styl beygefüget.

Chionis Epistolae Graecae: ad Cod. Mediceos recensuit, castigauit, notas et indicem adjecit *Io. Theoph. Coberus* A. M. Gymn. Budissensis Conrector 1765. Dresdae et Lipsiae apud Grollium 8. 6. Bogen.

Heraclea, mit dem Zunamen Pontica, eine in Bithynien am Pontus Euxinus ehemals gelegne ansehnliche freye Handelsstadt, war unter die eigenmächtige Herrschaft eines Clearchus gerathen. Als dessen Grausamkeiten unerträglich wurden, machten zwey junge Bürger von Scande, Chion und Leonides, eine Verschwörung, ihr Vaterland durch den Tod des Tyrannen zu befreyen. (Justin. XVI, 3-5. Diodor. XV, 81. und XVI, 36.) Beyde waren Schüler des Plato. Ein neuerer Sophist hat unter des erstern Namen Briefe geschrieben, welche zwar ihrem Inhalte nach nicht sehr wichtig sind, aber doch vieles von dem Vernünftigen, Geschmückten und Blumenreichen der spätern griechischen Schriftsteller haben, ob sie gleich oft in das Gekünstelte und Kostbare fallen. Es wird darinnen, obgleich nicht allzeit mit Beybehaltung der Wahrscheinlichkeit, und zuweilen sogar mit chronologischen Widersprüchen, vorausgesetzt, der junge Chion sey auf Reisen gegangen;

gen; Er schreibt von Byzanz, Chios und Athen aus an seinen Vater, Matris, nach Heraclea zurück. In Byzanz ist er zugegen, als Xenophon mit seinem Heer, das aus Asien zurück kömmt, durchzieht. III. Brief. Als er nach einem fünfjährigen Aufenthalt zu Athen von der Unterdrückung seiner Mitbürger hört, geht er nach Heraclea zurück, mit dem Entschluß, sein Vaterland zu befreyen. Diese Briefe des Chion befinden sich bereits in der Sammlung, griechischer Briefe, vom Aldus Manutius 1499. und Genf 1606. und sind einzeln vom Joh. Caselius, Rostock 1583. 4. herausgeben worden. Zu gegenwärtiger neuen Ausgabe, hat der Herr Herausgeber verschiedne Lesarten aus drey Florentinischen Handschriften gesammelt, welche zwar nur vom fünzehnten Jahrhundert sind, aber um deswegen noch mehr gebraucht zu werden verdienen, weil nach dem Aldus niemand weiter Handschriften über diese Briefe zu Rathe gezogen hat. Der griechische Text ist aus dem Aldus, zwar nicht ganz ohne Druckfehler, doch mit ganz artigen Lettern, abgedruckt, bis auf einige Stellen, wo der Herr H. theils aus seinen Handschriften, theils aus Muthmassungen, den Text zu verbessern geglaubt hat. Aus den Handschriften sind folgende die wichtigsten Verände-

rungen: S. 9. ἄλης statt ζάλης. S. 20. φιλοχρημοσυνην statt φιλοπραγμασύνην, S. 47. ἄπορον statt ἔυπορον. S. 54. ἡσυχίας statt φιλοσοφίας. Wir wollen auch von des Herrn Herausgebers Verbesserungen die beträchtlichsten anführen: Brief II. §. 5. ist das εἶναι ganz müßig, ob es sich gleich grammatisch vertheidigen läßt. Die mediceische Handschrift hat μενοῦν, Herr Cober muthmasset μὲν νῦν. II. §. 15. ὧν καὶ οἱ νικῶντες τοὺς πολεμίους ἡττῶνται ist eine zu willkührliche Verbesserung desselben im Text selbst, statt τοὺς πολέμους, indem dieses gar gut stehen kann, wenn man annimmt, daß κατὰ darbey zu verstehen ist. VI. 1. steht eine andere Verbesserung im Text ταριχοῦ Ῥοδίου, statt τ. Ῥοδιᾶν; eben daselbst wird statt des unbekannten τοῦ Μεσσίνου ὄνου glücklich gemuthmasset τοῦ Μυσίνου ὄνου. IX. §. 4. ist οὐτε αὐτὸ mit Recht in αὔτε αὐτὸ verändert, und S. 29. ἥρμοσται in ἥρμοσαι Aber S. 40. hätte αὐτὸς nicht gleich in dem Text eingerückt werden sollen; denn αὐτὸ τοιμὺν ἐφ' ἑαυτοῦ giebt keinen unächten Sinn; und in eben dem Brief §. 6. kömmt wieder τὰ μὲν οὖν ἐμὰ ἐφ' ἑαυτῶν σκοπῶν vor. S. 41. sehen wir die Schwierigkeit nicht, welche in der gemeinen Lesart seyn und eine Verbesserung veranlassen sollte. Chion sagt: der Tyrann wird sich zwar meines Körpers aber

nie

nie meines Geistes bemächtigen können, und Freyheit oder Sklaverey beruhet doch allein auf diesem, d. i. wir sind nur in so fern Freye oder Sklaven, in so fern unser Geist frey oder Sklav ist. Er ist aber Sklav, indem er der Furcht oder dem Schmerzen unterworfen ist. Man vergl. §. 4. dieses schönen und männlichen Briefes. Eben so wenig finden wir, was S. 42. Anmerk. m.) jemanden in Verlegenheit setzen könne. δὲ hat hier seine gewöhnliche Bedeutung; es bestimmt genauer das κίνδυνον ἔχειν, von was für einer Art der Besorglichkeit Chion dieß verstanden wissen wolle. S. 44. ist in einem Schriftsteller, wie Chion ist, vielleicht ohne hinlänglichen Grund ἐφ' ἑαυτῷν sogleich im Text in ἀφ' ἑαυτῷν verwandelt, und auch dieß wohl schwerlich richtig exemplo suo erklärt; denn das angeführte Exempel hat nicht völlig einerley Verhältniß. Ein anderer Schriftsteller würde wahrscheinlicher Weise das gewöhnlichere τὸ ἐφ ἑυτοῖς gesetzt haben, d. i. so viel von ihnen abhängt. S. 48. gehört ἔχων der Verbindung nach zu ὑπόρουν, und S. 49. f. fällt das Feine des Ausdrucks weg, wenn διὰ verstanden wird; warum soll ich nicht können ὑποπτεύειν τὸ δ. verbinden? Die unter dem Text gesetzten Anmerkungen enthalten theils die verschiednen Lesarten,

arten, theils einige Erklärungen; sie sind von einem sehr guten Schlage, kurz, nüchtern, bescheiden; und verrathen eine sehr feine Kenntniß der griechischen Litteratur. Wir haben nur bedauert, daß der Herr V. nicht des lateinischen Ausdrucks mächtiger ist, um seine Gedanken deutlicher und ordentlicher an Tag zu legen, welches man besonders in der Vorrede vermißt, die ungleich mehr historisch und kritisch hätte abgefaßt werden können. Unter den Erklärungen wird Brief VI. §. 2. τῆς δὲ ἐπιμελείας σε ἐπιγινώσκειν durch rühmen, hochschätzen, richtig erklärt, und mit 1. Corinth XVI. 18. erläutert, ingleichen S. 30. συμπαθεῖν, so daß man nicht auf den Argwohn kommen darf, als wenn nach βιάζεσθαί με, das Wort μὴ fehle. Zur Deutlichkeit für andre sollte nur wenigstens hinzugefüget seyn, Chion sage so viel, er wolle sich lieber durch längere Fortsetzung seiner philosophischen Studien in den Stand setzen, seinen Landsleuten nützlich zu seyn, als nach Hause zu kommen und die gemeinen Bedruckungen mit ihnen zu theilen. S. 57. wird durch einige Stellen, unter welchen Sophocles Antigone v. 270. die vornehmste ist, erwiesen, daß schon die alten Griechen zum Beweise der Unschuld glühend Eisen getragen haben, oder durch Feuer gegangen sind.

Wir

Wir wollen noch einige von unsern eignen Bemerkungen beyfügen. S. 2. würde eine kritische Hand μὴ λυπεμένους δὲ εὐτυχίαν entweder als eine Glosse mit ausstreichen, oder nach der Spur der mediceischen Handschrift lesen: — προσδέχεσθαι λυπουμένους ἄμεινον δὲ u. s. f. S. 14. hätten wir gewünscht τοῖς ἐν ἡμῖν ναύταις erklärt zu finden. S. 20. bey μηδὲν δὲ ἧττον nicht ἄτοπον wiederholt werden; der Verstand ist: es würde ungereimt seyn, da ich nach Griechenland gereiset bin, um durch Erlernung der Weltweisheit mich von der Begierde nach Glücksgütern zu befreyen, wann mir indessen nicht weniger die Reichthümer von Pontus aus, nachgeschickt werden sollten. S. 26. δι' ἣν οὐδὲν τέως ἦκή μοι παρά σοῦ γράμμα, wo in andern γράμματα ist, sollte beydes als ein Glossem ausgestrichen werden. Wenn S. 39. die gewöhnliche Lesart vorgezogen ward, so sollte gezeigt werden, nach welchem Sprachgebrauch λύσις ὀχυρά gesagt werden kann. S. 40. am Ende gehört wohl ἄν (statt ἐὰν) τις μὴ φοβῆται τὸ κακὸν, zusammen; und also erhellt nicht, wo ἵνα Statt finden könne. Eben daselbst macht ἐν eine feinere Wortfügung. S. 51. wird es schwer zu begreifen, wie eines Zuges der Athenienser nach den Hellespont wider die Lacedämonier gedacht werden

können:

könne: οὐδὲ ναυτης εις Ἑλλήσποντον ἐπὶ Λακεδαιμονίους σὺν Ἀθηναίοις ἔπλεον. wenigstens zu der Zeit nicht, da des Chions Aufenthalt zu Athen vorausgesetzet wird. Den vorher schickten oft beyde Staaten Flotten nach dem Hellespont. Zwar würde es durch ἢ ἐπὶ A. leicht zu trennen seyn. Mann könnte es auch wahrscheinlich machen, daß ἐπὶ Χαλκηδονίους gelesen werden müsse. Doch ungleich wahrscheinlicher ist, daß entweder dieß unter die übrigen chronologischen Fehler zu rechnen sey, welche in diesen Briefen vorkommen, oder daß ἐπὶ Λακεδαιμονίους von fremder Hand sey. Denn nach dem Hellespont schickten um diese Zeit die Athenienser mehr als eine Flotte wider die Byzanzier ab, welche damals unter den übrigen Bundsgenossen waren, welche sich wider die Athenienser aufgelehnet hatten.

Am Ende ist ein Index der Worte und Redensarten, theils blos lateinisch ausgedruckt, theils mit Erklärungen beygefüget, in welchem sich viel Gutes findet; wir wünschten nur noch, daß diejenigen Ausdrücke noch genauer bemerkt worden wären, welche in die neuere Sprache der Sophisten gehören, und bey den alten Atticern nicht angetroffen werden.

Monita

Monita Isocratea, cum Iacobi Facciolati et suis animadversionibus tum indice verborum locupletissimo edidit *M. Ioannes Frickius*, Gymnasii Vinariensis Conrector, societatis Ducalis latinae Ienensis Collega honorarius. Ienae. Apud I. R. Croeckeri Viduam 1765. 8. 18. Bogen.

Unserer Einsicht nach gehört unter die unschuldigen Irrthümer, welche doch oft die nachtheiligsten Folgen haben, auch dieser besonders mit, daß man Anfängern in Erlernung der alten Litteratur, denen man in der Absicht, ihnen den Anfang zu erleichtern, die leichtesten Bücher in die Hände zu geben gedenket, moralische und philosophische Schriften empfiehlt. Unstreitig ist diejenige die edelste, wichtigste und nützlichste lecture, welche sich auf die Sitten und ihre Besserung bezieht; allein deßwegen sind nicht alle moralische Abhandlungen gute Schriften; so wenig als alle Predigten deßwegen als die vorzüglichsten Geburten des menschlichen Genies angesehen werden können, weil die Erbauung eine sehr wichtige und heilsame Sache ist; es folgt auch daher nicht, daß das lesen moralischer Schriften in aller Absicht jeder andern Gattung vorzuziehen sey. Wir zweifeln nicht, daß nicht

ein

ein großer Theil von denen, welche die Anmuth entbehren müssen, die feinsten Schriftsteller, das ist, die griechischen in ihrer Sprache zu lesen, weiter gekommen seyn würden, wenn man sie nicht bey den ersten Anfangsgründen der Sprache gleich mit einem Plutarch von der Erziehung, einem Isocrates an den Demonicus und Nicocles, einem Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Socrates oder einigen von des Plato Gesprächen ermüdet hätte. Man fodert zu viel Selbstverläugnung von uns, wenn man verlangt, wir sollen einen gedoppelten Ueberdruß und Eckel leichter überwinden, als einen einfachen, da nothwendig die Erlernung einer jeden Sprache, bis an einen gewissen Punkt der Fähigkeit, eine trockne und äusserst ermüdende Sache ist, wenn nicht gar zufällige Erleichterungen oder Aufmunterungen dazu kommen. Wir gedenken jezt nichts von dem unglücklichen Gebrauch, da man sich ewig bey der Zergliederung, Resolvirung, Analysirung eben dieser Handbücher in einzelne Worte aufhält. Muß nicht die geringste Bekanntschaft mit dem Menschen das lehren, was die Erfahrung bestätiget, daß ein flüchtiges Durchlesen mehrerer historischer Schriften ungleich weiter führet, und daß man sich bey verminderten Schwierigkeiten

mit

mit größerer Lust durch die noch übrigen unabänderlichen Beschwerlichkeiten, zu einer Fertigkeit, die alles erleichtert, durcharbeiter. So einen großen Ruf also auch Facciolatus als Humanist und Schulmann haben mag, so finden wir doch in der Anlage gegenwärtiger Schrift, welche einen Auszug der Sittenlehren und großen Theils nur Klugheitsregeln enthält, die in den dem Isocrates beygelegten Schriften an den Demonicus und an den Nicocles vorkommen, wenig Scharfsinn und Einsicht, allein noch weniger in den Erläuterungen und den Anmerkungen. Diese bestehen in weiter nichts, als in Häufung von solchen Stellen, welche eben den moralischen Satz enthalten, der im Texte stehet. Geschähe dieß noch mit einiger Wahl und Beurtheilung, daß man solche Stellen auswählte, welche einerley Sentenz in verschiedener Stärke, in verschiedener Verbindung und Anwendung in der ästhetischen Schönheit und in einem solchen Lichte darstellten, welches ihnen ein schöner Geist beyzulegen weiß, so wäre doch einiger Nutzen dabey. Allein auf diejenige Art, wie man diese Anmerkungen eingerichtet sieht, können sie zu weiter nichts dienen, als zu dem zweyfachen Eckel, von dem wir gedacht haben, noch einen dritten hinzuzufügen,

und eine Abneigung gegen die Sittenlehre und schöne Litteratur überhaupt zuzubringen. Um die weisesten und schönsten Sittensprüche mit Vergnügen und Nutzen zu lesen, muß man durch einige Erfahrung vorbereitet seyn; und unsre erste Jugend ist wohl dieß Alter nicht. Indessen hat gleichwohl der neue Herausgeber eben diese Begriffe von Anleitung junger Leute zu den gelehrten Sprachen; er hat die Collectaneen des Herrn Facciolati noch mit den seinigen vermehret, und Heyden und Christen, Philosophen und Kirchenväter geplündert, um Dinge zu sagen, welche die alltäglichsten von der Welt sind. Doch diese Art von Erudition ist schon längst bereits für das erkannt, was sie ist, und wir brauchen uns nicht dabey aufzuhalten, noch zu bemerken, wie wohlfeil sie sich erwerben läßt, und wie wenig sie zuträglich ist, den Geschmack junger Leute zu bilden, und sie anzuführen, mit Genauigkeit, Gefühl und Einsicht zu lesen. Wir bedauern einen jeden, der keine bessere Anleitung und Unterweisung zum Lesen alter Schriftsteller erhält.

Ein weitläufiger Index ist beygefügt, welcher die grammatische Auflösung der einzelnen Wörter enthält.

K. Julius

K. Julius Cäsar und anderer Schriftsteller historische Nachrichten vom gallischen, bürgerlichen, alexandrinischen, afrikanischen und spanischen Kriege. Ins Deutsche übersetzt von M. Johann Franz Wagner, Rektor und Professor des evangel. lutherischen Gymnasiums zu Oßnabrück ꝛc. Stutgart bey J. B. Mezler 1765. 8. 1. Alphabet 14. Bogen, mit 1. Bogen Vorrede.

Gegenwärtige Uebersetzung hat so viele Eigenschaften einer guten Uebersetzung an sich, das sie wohl eine genauere Prüfung und Beurtheilung verdienet. Unsrer Meynung nach ist das kein geringeres Lob, das wir ihr machen, als wenn wir von ihr behaupten, daß sie unter die besten deutschen Uebersetzungen alter Schriftsteller seit den neuesten Zeiten gehöre, von welchen der größre Theil so beschaffen ist, daß sie keine genauere Kritik vertragen würden. Wir sind noch um desto mehr dieß zu thun verbunden, weil wir von eben dieser Feder noch mehrere Uebersetzungen lateinischer Geschichtschreiber zu erwarten haben, ein Versprechen, das der Herr Rector nicht zurück zu nehmen Veranlassung haben wird, wenn bloß der Beyfall des Publicums, wie er sagt, die Bedingung davon

seyn soll. Der leichte, natürliche, und ungezwungene Ton der Memoiren ist, deucht uns, von ihm sehr wohl getroffen; wir finden die Deutlichkeit und Einfalt des erzählenden Styls, wie sie in einer Erzählung, auch in der Uebersetzung seyn soll, ohne daß man erst bey gezwungenen Wendungen und Perioden sich denken muß, wie solches wohl in der Grundsprache ausgedruckt gewesen seyn möge. Dagegen wünschten wir eine größere grammatische Genauigkeit in unsrer Sprache, weniger Nachläßigkeit in der Wortfügung und mehr Rundung und Auspolirung. Wer vereiniget z. E. folgendes mit der Reinigkeit und Genauigkeit der Sprache: die Uebersetzungen müssen ihren Originalen würdig seyn. — er jug seine Gegner aus; ein Oberhaupt der — dieß scheint mir von ihnen zu geschehen und s. f. Ueber jene Ausdrücke: retiriren, marschiren, ihre Arriergarde scharmuzierte, ließ sich vielleicht für den Büchern, welche vom Krieg handeln, eine Ausflucht finden. Das öftere Verschlucken der Hülfswörter ist eben so unangenehm und hart. Bey dem allen bleibt diese Uebersetzung, als eine deutsche Schrift betrachter, schätzbar; aber ist sie es auch noch, wenn man sie gegen ihre Ueberschrift hält? und stellt sie uns den Charakter derselben unverändert dar?

Wir

Wir glauben dieß behaupten zu können, so lange von dem Natürlichen, Ungezwungenen und Deutlichen, das dem Cäsar eigen ist, die Rede ist. Allein das Feine, Polirte, und ungekünstelte Zierliche, welches eine Folge der feinern Empfindung und der feinern Sitten ist, das Urbanum und Venustum — Vielleicht läßt sich das in unserer Sprache nicht so leicht ausdrücken; gleichwohl vermissen wir eine Nettigkeit und Zierlichkeit, die wir auch in unsrer Sprache bey allen ausgebildeten Schriftstellern finden, und die am ersten in solchen Schriften zu finden seyn sollte, welche nach den Alten, deren Hauptverdienst diese ungekünstelte Zierlichkeit und Eleganz ist, abgefaßt und von solchen Personen aufgesetzt sind, welche sich einzig und allein mit Lesen der Alten nähren. Doch in diesem Fall können sich gemeiniglich diejenigen, welche auch die erforderliche Empfindung davon haben, nicht zu dem Fleiß, der Uebung, der Ausarbeitung und dem Ausputzen verstehen, ohne welches doch, am wenigsten in unsrer Sprache, eine erträgliche Anmuth der Schreibart zu erlangen ist. Man stelle sich vor, daß vielleicht der bandreichste Schriftsteller unter uns, als Schriftsteller, nicht den 20sten Theil sein ganzes Leben durch von dem schreibt, was ein Cäsar,

ein Cicero, zur Uebung schrieb, ehe er ein Schriftsteller ward; und doch sehen wir es für etwas ganz thunliches an, die Schönheit dieser Schriftsteller beym ersten besten Versuch erreichen zu können. Doch wir gehen von der Treue, mit welcher der Charakter der Grundschrift ausgedruckt ist, zu einer andern Eigenschaft einer guten Uebersetzung fort, zu der Treue, mit welcher er den Sinn seines Schriftstellers ausdrückt und nicht mehr und weniger Begriffe, wenigstens keine falschen, in den Lesern seiner Uebersetzung als bey Lesung des Originals erweckt. Diese Treue und Genauigkeit ist nicht weniger ein Werk der Einsicht als des Fleißes. Sollen wir gleich beym Anfang stehen bleiben? Es ist von dieser Seite nichts daran auszusetzen. Denn dieß ist eine Kleinigkeit, daß gegen das Ende der ersten Seite noch ausgedruckt seyn sollte: Derjenige Theil — fängt an der Rhone an, ꝛc. ingleichen, daß es S. 2. heissen sollte: Er trachtete daher auch die Oberherrschaft an sich zu ziehen; und nicht: das Regiment; ferner: "so viel Getreyde als möglich, zu säen, und nicht: Getreyde genug zu säen; vielleicht sollte auch bald darauf, lege, durch einen allgemeinen Schluß, noch mitgenommen seyn. In eben dem dritten Kapitel: welcher damals die Herrschaft in der

Re-

Republick hatte; und doch soll er sich sie erst zu wege bringen? principatum in sua ciuitate obtinebat, die oberste Stelle im Staate bekleidete, oder vielleicht nur, das größte Ansehen hatte: bald darauf: "setzten sie den O. um sich zu "verantworten," warum nicht lieber: "zogen sie ihn gefesselt zur Verantwortung, oder sie führten ihn in Fesseln zum Verhör." Aber das, was folgt: "O. ließ — alle seine Verwandten, bey 10000 Menschen — zusammen kommen." Nun, diese Herrn Vetter und Frauen Muhmen hätten wir beysammen sehen mögen: omnem suam familiam, alle seine Leibeignen: und dieß hätte schon die griechische Uebersetzung lehren können; so wie gleich darauf Clientes Vasallen sind; und auf gleiche Weise sind B. 6. Kap. 15. ambacti clientesque Knechte und Vasallen. Man vergleiche VII. 40. wo sie nicht wohl Schutzverwandten gegeben werden. Weiter: daß die obrigkeitlichen Personen das Volk in grosser Anzahl aufboten; multitudinem hominum, — Volk aufboten, oder doch eine Anzahl Volks. In einem so feinen Schriftsteller, wie Cäsar ist, fällt es zu sehr in die Augen, wo uneigentliche Ausdrücke gebraucht werden: "er war ein Mann, der aus Herrschsucht zu Empörungen sehr ge-

neigt war, novis rebus ſtudebat:" d. i. Unruhen," wie es auch anderwärts gegeben iſt. Kap. 18. "Viele Jahre hindurch habe er die Päſſe und andre Zölle gepachtet" ſind dieß portoria? Kap. 21. "P. Conſidius — ſollte die Kundſchafter anführen" Man ſollte glauben, dieß wäre ein eigner Trupp. Es heißt im Text: cum exploratoribus praemittitur. Kap. 22. "Daß — die Feinde mit dem Lager aufgebrochen wären" ſtatt, aus dem Lager. Doch wir wollen ein anderes Blatt aufſchlagen. S. 176. ſiebentes Buch 3. Kap. — ihre Güter aber zogen ſie an ſich, ſagt man ſo von einem Trupp, welcher plündert, bona diripiunt, Kap. 4. deſſen Vater — hatte, aber — wurde; ſtatt, — gehabt hatte und — geworden war; — "und brachte ſie ſehr leicht auf ſeine Seite;" iſt dieß: facile eos incendit: Das folgende: in ſententiam perducit, iſt ſehr wohl: er bemühte ſich ſie auf ſeine Seite zu bringen, gegeben. Im Anfang vom bürgerlichen Krieg: "Nachdem "Fabius die Briefe des K. Cäſars den Conſuln "übergeben, brachte man es, der nachdrücklich"ſten Vorſtellungen der Tribunen des Volks "ohngeachtet, nicht ohne viele Mühe dahin ꝛc. aegre ab iis impetratum eſt, ſumma tribu-

norum

norum pl. contentione, ut — Welches von beyden ist runder? Ausserdem ist Fabius hier ein untergeschobner Name, wie von den Kritikern längst bey dieser Stelle ist gezeiget worden. Und hier müssen wir überhaupt bedauern, denn wir gedenken hierunter keinen Vorwurf zu machen, daß der Herr Uebersetzer von den erforderlichen Hülfsmitteln bey seiner Arbeit wenig oder nichts vor sich gehabt hat. Ich habe bey meiner Uebersetzung, sagt er in der Vorrede, nebst andern gemeinen Handeditionen — und gewiß, diese kommen in keine Betrachtung — besonders diejenige gebraucht, welche im Verlage der haudischen Buchhandlung — herausgekommen. Ausserdem hat er noch einen Auszug der verschiedenen Lesarten und Verbesserungen aus der Clarkischen Ausgabe gehabt. Die Millerische gedachte Ausgabe ist zu einem blossen Durchlesen vollkommen hinlänglich, allein nicht bey einer Uebersetzung. Ein Uebersetzer muß gewissermassen eine so scharfe Kritik anwenden, als ein Herausgeber; hiezu muß er den ganzen kritischen Vorrath über seinen Schriftsteller vor sich haben; und in Ansehung der Zuratheziehung der Ausleger muß er auch weiter gehen. Tausend Kleinigkeiten entwischen ihm sonst, worauf ihn andere oft zufälliger weise, oder auch durch ihre

eignen Fehler und Irrthümer führen. Warum hat der Herr Uebersetzer nicht wenigstens die griechische Uebersetzung zur Hand genommen? Sie wäre eher zu vergleichen gewesen, als die französische. Doch auch diese konnte nachgesehen werden. Denn zu einer größern Vollkommenheit seiner eigenen Uebersetzung gewinnt man, wie einen jeden die Erfahrung gelehrt haben wird, gar viel, wann man nachher, und nicht eher, als da man mit seiner Arbeit, nach eigner Einsicht und eignen Kräften fertig ist, andrer ihre Versuche vergleicht. Tausend kleine Schönheiten, die man übersehen, Nachläßigkeiten, die man begangen, unbequemere Wendungen, denen man ungleich bequemere nachgesetzet hat, kommen uns alsdenn zu Gesichte. Wie viele Erläuterungen konnte ein Uebersetzer des Cäsars nicht aus dem Sveton, Dio Cassius, Plutarch, selbst aus dem Leben Cäsars, das einem Julius Celsus beygelegt wird, borgen? aber wie lange hielt dieß nicht alles auf? Ja dieß kann seyn; So lange man gleichwohl bey Uebersetzungen die Zeit oder die Bogen rechnet, und so lange man Uebersetzungen von den großen Schriftstellern nicht in dem Sinn und Geiste unternimmt, daß man mit ihnen wetteifern will, und sich also ganz in sie verwandelt, so wird selbst ein Mann, der

sich

sich ganz mit den Alten genährt hat, wenn er auch seine Muttersprache in einer sehr hohen Vollkommenheit besäß, doch nur ein erträglicher Uebersetzer seyn; Nun schliesse man auf solche, die weder den einen noch den andern Vorzug haben. Doch wir kehren zu unserm Anfang der Bücher vom bürgerlichen Kriege zurücke: "die Consuls zogen den gegenwärtigen Zustand des Staats in Erwägung." Referunt consules de rep. in ciuitate. Die beyden letzten Worte sind allem Ansehen nach von fremder Hand, und der Sinn der erstern ist: die C. thaten ihren Vortrag von den Angelegenheiten des Staats überhaupt; nämlich nicht insbesondere was des Raths Gutachten über den Innhalt der Briefe Cäsars wäre, referre ad Senatum, ist mehr, als in Erwägung ziehen, oder wie es anderwärts gegeben wird, dem Senat anzeigen. Sententias dicere, ist auch mehr als von der Sache reden. Kap. 2. "um nichts "von ihm befürchten zu dürfen" ne qua esset armorum caussa. "Der C. Lentulus bezeugte über diese alle seinen Widerwillen dergestalt, daß sie nicht wenige Gegner fanden" ist ziemlich undeutlich: Ii omnes conuitio L. L. conf. correpti exagitabantur: sie wurden alle vom L. sehr hart angelassen. Weiter unten: — die

Par-

Parthey des Scipio zu ergreifen: ſtatt: der Stimme, dem Vorſchlag, des S. beyzutreten, ſcipionis ſententiam ſequuntur. Doch dieß kann hinlänglich ſeyn, um den gelehrten und einſichtsvollen Herrn Ueberſetzer bey aller unſrer Hochachtung von der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit unſers Lobes zu überzeugen, da wir in unſerm Tadel ſo wenige Nachſicht brauchen; ſo wie unſre Art zuverfahren es ihm wohl ein wenig glaublich machen muß, daß zu einer guten Ueberſetzung ein hoher Grad von Fleiß und viele Genauigkeit, mit welcher man ſein Original ſtudirt habe, gehöre.

Auli Perſii Flacci Satyrae. Les Satires de Perſe avec des notes. à Berne, aux depends de B. L. Walthard 1765. 8. 184. S.

Dieſe Ausgabe des Perſius iſt ſauber gedruckt, und mit vielen antiken Denkmalen ausgezieret. Die franzöſiſche Ueberſetzung ſteht dem Text gegenüber. Sie iſt das Werk eines Mannes, der ſeinen Dichter mit tiefer Empfindung geleſen, und auch darinnen verſtanden hat. Wir ſehen aus allen, daß er nicht etwa ein bloßer Sprachgelehrter, ſondern ein feiner und witziger Kopf iſt. Er heißt Sinner, Herr zu Balaigue, und iſt Bibliothecarius und des großen Raths der Republik Bern.

Daphnis

Daphnis und Chloe, aus dem Griechischen des Longus, Berlin bey Voss 1765. 11 Bogen in 12.

Der Verleger hat es an äusserer Zierde dieses griechischen Romans nicht ermangeln lassen; schön Papier, saubere lateinische Lettern, Taschenformat, — alles ist dem Inhalte angemessen. Dieß muß man loben, und andern Buchhändlern Deutschlandes zum Beyspiele anpreisen.

Was die Uebersetzung anbetrift, so wollen wir sie zwar keinesweges verachten, aber wir müssen auch gestehen, daß wir damit nicht völlig zufrieden sind. Der ungenannte Uebersetzer scheint uns, seine Urkunde nicht ganz aus dem rechten Augpunkte angesehen zu haben, zuweilen, (ob wir ihm gleich eine ziemliche Kenntniß des Griechischen nicht absprechen wollen) ist er auch etwas nachläßig.

Ein Beyspiel soll unsre Meynung erläutern. Gleich der Anfang der Erzählung lautet folgendermassen: „Auf der Insel Lesbos ist eine große „und schöne Stadt, Mitylene genannt. Sie „wird von Wassergraben durchschnitten und vom „Meere bespült, und ist mit Brücken geschmükt „von glänzenden und weissen Marmor. Man

„glaubt

„glaubt keine Stadt, sondern ein Eiland zu se„hen. Von dieser Stadt Mitylene, zwanzig „Stadien ohngefehr, lag eines reichen Mannes „Guth in der schönsten Gegend. Da waren Ber„ge fürs Wild, Saatfelder und Weinhügel, „und für die Heerden Weide. Das Meer be„spülte das Ufer und floß da über den Sand hin. „Auf diesem Landguthe wohnte ein Hirt, Lamon „war sein Name, welcher ein Kind fand, das „von einer Ziege genährt ward. In dieser Ge„gend war ein Wald von dicken Gesträuchen.„

Longus ist eben nicht der beste Erzähler. Doch diese Erzählung ist schleppender, als es das Original mit sich bringet. „Und vom Meere bespült,„ was soll dieses in dem Zusammenhang? Das Griechische wird es uns lehren διειληπται γαρ ευριπους, υπεισρεουσης της θαλασσσης, sie ist mit Canälen durchschnitten, in die das Wasser aus der See geleitet ist. Der glänzende Marmor, ξεστος, ist eine Kleinigkeit. Allein der Ton der Erzählung: „ da waren Berge für Wild„ — hat etwas so mattes, statt naif zu seyn, daß, wenn ihn auch das griechische Idiom mit sich gebracht hätte, man ihn nicht hätte beybehalten müssen. Doch im Griechischen ist er nicht einmal befindlich, so wenig als die schläferigen und und und. Denn in diesem heißt es von Wort

zu

zu Wort: Ohnweit dieser Stadt, etwa zwanzig Stadien davon, lag das Landguth eines reichen Mannes; eine vortrefliche Flur! Berge voller Wild,*) Saatfelder, Weinhügel, Weide für die Heerden! alles dies an einem sich längsthin streckenden Ufer von weichem Sande, an das die See anspült! (Hier ist kein: "und floß da über "den Sand hin.") Ein Hirt mit Namen Lamon, der auf dieser Flur weidete, fand eines Tages ein Kind, das von einer Ziege gesäuget ward. Der Ort war ein Gebüsch und Gesträuche mit Dornhecken und mit Epheu überzogen, und unten darunter ein weicher Rasen, auf welchem das Kind lag; (denn im griechischen findet sich kein Wald. — "Von Rankenwerfenden Epheu "und zarten Kräutern" wir wissen auch nicht, wie ein Wald von Epheu und Kräutern aussehen sollte.)

In Absicht auf die Schreibart, merkt man wohl, daß der Uebers. Gesnern habe nachahmen wollen. Zugeschweigen, daß dergleichen Nachahmungen selten ihre Vorbilder zu erreichen pflegen, so hat in diesem Fall die Begierde ländlich und naif zu reden, den Uebersetzer des Longus noch auf einen schlimmern Abweg geführt; sie

*) Oder, wie wir sagen würden, gute Waldungen zur Jagd.

sie veranlassete ihn, den ganzen Ton seines Originals zu verläugnen, den Charakter zu ändern und aus einer mit sophistischen Witze zur Einfalt und Naivität gekünstelten Erzählung, welcher die Kürze, das Abgebrochene, das Blumenreiche des Ausdrucks einen sichtbaren Grad von Lebhaftigkeit giebt, eine gedehnte und unkräftige Geschichte zu machen.

Die Romanen der Griechen, *) welche auf uns gekommen sind, sind freylich nicht aus den Zeiten des guten Geschmacks. Die meisten sind von Mönchen und Geistlichen geschrieben, und so gut als auch beyde die Liebe fühlen mögen, so wenig läßt sich doch von ihnen das Feine der Empfindung, die meisterliche Kenntniß des Herzens, des Menschen, der Sitten, des Wohlstandes und von tausend Verhältnissen, die man nur durch Umgang und Welt lernt, erwarten. Das Zeitalter, in welchem sie schrieben, war ganz und gar nicht dasjenige, wo die feinere Sitten und eine wahre, weder zwangvolle noch zügellose Galanterie herrschte. Frostige Intrigue und

*) Beyläufig zeigen wir hier an, daß des Chariton acht Bücher von der Liebe des Chäreas und der Callirrhoe, die laut der Vorrede, unser Uebersetzer noch nicht griechisch zu Gesicht bekommen hat, sogar schon seit 1753. deutsch übersetzt worden sind.

und Schwärmerey macht ihre ganzen Geschichten aus; aber alles ohne Plan, ohne Verhältniß des einen zum andern. Bey dem allen vergnügen diese Romane einen Leser ungemein. Die Entfernung der Zeit, des Orts, der Name der griechischen Nation, das Fremde und Seltsame der Sitten, und die verschiedenen Nuancen, die man selbst in den mit den unsrigen übereinstimmigen Sitten findet, die gröfern Abweichungen oder Näherungen zu der Einfalt der Natur; der blumenreiche, gekünstelte, und so tadelhaft als er auch ist, doch gefallende und glänzende Ausdruck, alles dies erreget hundert angenehme Bilder und Vorstellungen, und verschaffet eine Unterhaltung für den, der sie zu schätzen weis. Longus hat in seinem Plan, in der Einfalt und in der Wahl der Gegenstände selbst sehr viel vor den Uebrigen voraus. Ein groſser Theil seiner Anmuth würde gleichwohl in einer jeden Uebersetzung verschwinden. Der sophistische und gekünstelte Styl des spätern Griechenlands hat mehr Blumen, als deren unsre Sprache fähig ist; ihre Beywörter und Mittelwörter, ihre Zusammenfügungen und Ableitungen der Wörter sind meistens für unsre Sprache verloren. Und wiederum ist die griechische Sprache einer Einfalt der Begriffe und der Einkleidung

fähig, welche in unsrer Sprache ungeschmakt wird. Ein Uebersetzer wird sich also sehr oft in der Nothwendigkeit sehen, seiner Sprache die Einfaltvolle Anmuth oder die Zierrathen des Originals aufzuopfern. Aber statt dessen durch Bindwörter und Flickwörter das Original schwächen und ausdehnen, was wir am wenigsten billigen.

Zu verschiedenen Fehltritten hat offenbar die lateinische Uebersetzung verleitet: S. 5. "und "fand einen kleinen Knaben" — und, welches seinen Stand bewieß, "in kostbare Windeln ge- "wickelt," (statt, "und in Windeln gehüllt, "welche über die Glücksumstände eines weggeseze- "ten Kindes giengen." Das ist, einen höhern Stand verriethen.) Doch dies ändert den Verstand nicht sehr. Aber, wann sogleich dieses in Windeln gewickelte Kind ein Purpurgewand mit einem goldnen Gürtel an hat, und ein kleines Schwert an seiner Seite steckt, so muß man über den kleinen Narren lachen, wie ihn der Uebersetzer ausstaffirt hat. Denn Longus führt diese Dinge bloß beygelegt an. Die γνωρισματα in diesem Fall sind bekannt. πορπη χρυση ist auch kein Gürtel, sondern eine Schnalle. —

Der Uebersetzer hat viele schmuzige Stellen verändert, dies war auch recht. Nur Schade,

daß

daß gewisse kleine Geschichten nun ganz unbedeutend, ja unverständlich werden. Man weis nun z. B. nicht, was S. 139. Lycänium mit ihren Gänsen, und S. 191. Gnathon mit dem Schicken in die Stadt haben will. Es wird also durch diese, ob zwar nothwendige Veränderungen, nicht selten die Erzählung langweilig.

Bey mehreren Versuchen dieser Art, davon wir den Uebers. keinesweges abzuschrecken gemeinet sind, wollten wir ihm insbesondere rathen, sich für gewissen Märkischen Provinzial-Sprachfehlern zu hüten. Z. B. S. 84. Anfangs schien es, daß ihnen Daphnis jammerte. S. 90. Die Ziegen hatten um ihren Hörnern Epheu, der Chloe ihr Helfer. Dahin gehört auch: ein Kranz von Veilchens, junge Böckchens ꝛc. ꝛc. anstatt Veilchen, Böckchen. Uns ist, (beyläufig zu erinnern) kein einziges deutsches Wort bekannt, das den Pluralem regelmßig mit dem s formirte; gleichwohl fehlen so viele Schriftsteller hierinn! Bey fremden Wörtern erlauben sich zwar einige gute Schriftsteller z. E. zu schreiben die Amors, die Zephirs; aber auch dies will uns, weil es nicht mit der geringsten Analogie kann vertheidiget werden, nicht recht gefallen. Uns dünkt, es würde der gewöhnlichen deutschen Abwandlung des Pluralis gemäßer seyn zu schrei-

ben: die Amorn, die Zephirn. Es ist Zeit, daß unsere Schriftsteller einmal auf die Reinigkeit der Sprache Acht haben, und denn werden solche Erinnerungen nicht Kleinigkeiten scheinen.

Wir wiederholen es nochmals, daß unsere Absicht nicht ist, den Uebersetzer, der sonst nicht ganz ohne Talente zu seyn scheint, von fernern Versuchen dieser Art abzuschrecken, vielmehr ist unsere Absicht, ihn auf verschiedene Sachen aufmerksam zu machen, die er vielmehr nicht genugsam erwogen hat.

Fl. Mallii Theodori de metris liber. E vetustis Thesauri Guelpherbytani membranis antea protulerat, nunc ad fidem Codd Parisiensium castigavit, observationibus illustravit, praeterque scriptorum aliquot veterum apospasmatia Cornelii Nepotis fragmenta Guelpherbytana cum defensionibus suis adjecit Iacobus Friedericus Heusinger. Lugduni Batav. apud Henr. Mostert 1766. gr. 8. 11 Bogen.

Ob gleich die Schrift in Leiden gedruckt ist, so gehört sie doch in das Feld, das für eine deutsche Bibliothek bestimmt ist, da der Herr Herausgeber ein deutscher ist, und unter den deutschen Humanisten einen ansehnlichen Rang hat.

hat. Die lateinische Sprache ist einer großen Verschiedenheit der Metren fähig; aber nicht alle sind in gleichem Grade wohlklingend. Da viele, die es leichter fanden, eine neue Verbindung der Füsse auszukünsteln, als ein gut Gedicht zu machen, eine Menge übelklingende Metren zum Vorschein gebracht hatten, so hat unter andern dieser Fl. Mallius diesem Mißbrauch gedachte kleine Schrift entgegen gesetzt, und die zubilligenden Metren auf acht herunter gesetzet, das dactylische, jambische, trochäische, anapästische, choriambische, antispastische und die beyden jonischen, das größere und das kleinere, von denen uns selbst die drey leztern noch sehr wenig Harmonie zu haben scheinen.

Man sieht wohl, daß der Inhalt von keiner besondern Wichtigkeit ist. Vieles ist aus dem Terentianus Maurus entlehnt, oder wird anderwärts angetroffen. Doch werden, statt der Beyspiele, einige Stellen alter Dichter angeführet, auf die der Kunstrichter aufmerksam wird. Wenn man indessen die Schrift lieset, so kann man sich nicht entbrechen, eine Bemerkung über den Unterschied des Vortrags zu machen. Nimmt man eines von den gewöhnlichen Schulbüchern in die Hand, in welchen die Prosodie vorgetragen wird, wie platt, wie holpericht, wie eckel-

haft ist nicht alles. Vergleichet man so eine Schrift, als die vom Mallius ist, damit, so siehet man, daß es nicht die Schuld der Materien, sondern des Verfassers ist: denn hier sind eben die Sachen in einem zwar natürlichen und angemessenen, aber doch wohlgewählten, fliessenden, nicht unangenehmen Ausdruck und nicht ohne allem Geschmack vorgetragen. Wer der Flavius Mallius Theodorus gewesen sey, wissen wir sehr genau; er hat die vornehmsten Ehrenstellen am Hofe Kaisers Arcadius bekleidet, und ist N. C. G. 399. Consul gewesen. Es werden von ihm noch einige andre Schriften, als de rerum natura angeführt, die man in den Bibliotheken in Frankreich noch aufzufinden Hofnung hatte. In der Vorrede wird uns diese Hofnung so gut als vernichtet, obgleich noch einiger Anschein dazu übrig bleibt, daß in der Vaticanischen und in der Orforter Bibliothek sich eine Handschrift noch davon erhalten haben möge. Der gänzliche Verlust wäre am Ende kein so großes Unglück, ausser, in so fern man die Art zu philosophiren von jedem Zeitalter gern kennen lernt, und in so fern Mallius Schriften von älteren Weltweisen vor sich gehabt haben kann, die für uns verloren sind.

Gegenwärtige kleine Schrift ist mit aller kritischen Genauigkeit, das ist, bloß nach den Handschriften abgedruckt und erläutert, indem die Verbesserungen und Muthmassungen in die Anmerkungen gesetzet sind. Seit der ersten Ausgabe vor zehen Jahren, hat Herr H. durch den D. Mußgrave die abweichenden Lesarten aus zwey Handschriften in der königl. Bibliothek zu Paris erhalten, und diese, nebst ihren Beurtheilungen oder Verbesserungen und nebst noch einem Beytrag an kritischen Anmerkungen vom Hrn. Professor Ruhnkenius aus Leiden, machen für diese neue Ausgabe keinen geringen Vorzug. Ausser einigen nicht gemeinen Spracherklärungen sind also die Anmerkungen meistentheils kritischen Inhalts, und enthalten, beurtheilen, oder verbessern die Lesart der Handschriften. Um einige Beyspiele anzuführen, welche auch ausser dem Zusammenhang faßlich seyn können: Aurium voluntas| S. 4, ist gut erklärt, in so fern es das Urtheil des Ohres bezeichnet. S. 8. Adsociantur itaque möchte nicht quoque zu lesen seyn? S. 12. duos saepe enumeravimus wird schön verbessert quos supra, möchte aber nicht noch die Interpunktion zu ändern seyn, quos supra enumeravimus quam plures, ab — Eben daselbst wird vom Hr. R. erklärt, daß moderari

und moderatio so gut von den modis und numeris musicis gesagt werde, als modulari und modulatio. Diesem zufolge verbessert er den *Claudian* de Bello Get. 230. Quid meditentur aves, wo vom Augurium die Rede ist, und liest quid moderentur oder modulentur aves. Wer sich aus dem Virgil Ge. I, 461. quid cogitet humidus auster, erinnert, wird dieser Veränderung nicht beypflichten. S. 21. finden wir eine brauchbare Bemerkung vom Hrn. R. daß Terentianus Maurus noch im ersten Jahrhundert nach C. Geburt gelebt haben muß, ohngefehr um des Dichters Statius Zeiten. S. 28. ist eine feine Verbesserung Hrn. H. der verdorbene Text ist: cumque ea in re, in qua reperiendae novitatis possit aut dulcius alicuius. Hr. H. liest: cumque ea in re nunquam finis esse possit reperiendae novitatis aut dulcedinis alicuius. Wieder eine schöne Verbesserung S. 35. vom Jamben: et ita in severis tristibusque versetur, ut etiam in mollibus ac remisisse locis plurimum. Hr. H. liest: ut etiam in mollibus ac remissis ei sit loci plurimum. Eine andre gelehrte Verbesserung s. S. 49. vom Gebrauch des Worts rudis, als neu, stehet. S. 54 eine Anmerkung vom Hr. R.

In der Handschrift der Wolfenbüttelischen Bibliothek, in welcher sich der Mallius befindet, sind noch mehrere grammatische Schriftsteller enthalten: den grösten Theil füllt Pompeii Grammatici Commentum artis Donati, oder Commentarius in utramque Donati artem, aus, welchen H H. vielleicht noch herausgeben dürfte, wenn er nicht bey seinen ersten Vorsatz lieber bleibet, nur die besten und brauchbarsten Stellen daraus auszuzeichnen. Ausserdem sind in der Handschrift noch verschiedne kleine grammatische Schriften angehängt. Von diesen giebt Herr H. S. 59, 102 ausführlich und gelehrt Nachricht, und theilt Julii Severi de pedibus expositionem, Isidori junioris, Episcopi Hispalensis, Grammaticae artis nomina graece et latine notata, eines Ungenannten Caesurae versuum, und S. 90. die Fortsetzung davon Caesurae versuum und de metris daraus ganz mit. Bey Gelegenheit einiger Hymnen auf die Maria, mit welcher ein Mönch die letzten Blätter angefüllt hat, gedenket Hr. H. einiger Handschriften in der Wolfenbüttelischen Bibliothek, mit notis Tyronianis.

Von S. 103. an ist noch angehänget de Nepote Cornelio bene merendi aliquot subsidia

bibliothecae Guelpherbytanae. In dieser Bibliothek ist eine Handschrift der Philippischen Reden des Cicero befindlich, auf deren ersten Blättern zwey Stellen zum Ruhme des Cicero angeführt sind, mit der Ueberschrift: Cornelius Nepos in libro de Historicis latinis de laude Ciceronis. In der ersten wird der Verlust bedauert, welchen die Geschichte durch den Tod des Cicero erlitten habe, der allein dem historischen Styl unter den Römern die Vollkommenheit zu geben im Stande würde gewesen seyn, der die historische Schreibart unter den Griechen erreicht hat. Ein Urtheil, wider welches sich sehr viel einwenden ließ; die andre Stelle erhebt Ciceros Talente. Herr H. erläutert und bestätiget diese Stellen, die gewiß von keinem späten Schriftsteller haben herkommen können, als ein Eigenthum des Nepos, und ertheilt hierauf noch von einem andern in eben der Handschrift angehängten lateinischen Gedicht des Abts Albert zu Stade Nachricht, welches Troilus überschrieben ist, und auf die Weise, wie Joseph Iscanus gethan hatte, die Geschichte des Trojanischen Krieges nach dem sogenannten Dares, dem Phrygier, erzählet. Endlich zeigt Hr. H. auch eine in eben der Bibliothek befindliche gute Handschrift des Nepos, und eine seltne Ausga-

be

be eben dieses Nepos vom P. Corner an, und führt Beyspiele von Verbesserungen an, welche noch daher in diesem Schriftsteller gemacht werden können. Aus der Handschrift bestätiget er die Lesart in der praef. n. 4. Nulla Lacedaemone tam est nobilis vidua, quae non *ad scenam* eat, mercede conducta.

Da in den Leipziger Actis Eruditorum die beyden angeblichen Fragmenta des Nepos als unächt verworfen und dem Nepos waren abgesprochen worden, so vertheidiget von S. 127. Hr. H. seine Meynung mit vieler Gelehrsamkeit und giebt seiner Sache einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Doch auch diese Schrift war vorher schon einzeln gedruckt, allein das, was am Ende noch folget, ad vindicias fragmentorum Nepotis accessio kömmt hier zuerst vor. Ausser einer Beantwortung einiger neuern in den miscellaneis criticis vom Hrn. Hofrath Kloz, welcher der Verfasser der Recension in den Leipziger Actis gewesen war, gemachten Einwendungen, enthält dieser Zusatz Versicherungen von Hochachtung und Freundschaft gegen den Hrn. Hofrath Kloz, und macht der Billigkeit und Mäßigung von beyden viel Ehre.

Αἰλιανου περι ζωων ιδιοτητος βιβλια *Aeliani* de natura animalium libri XVII. cum animadversionibus *Conr. Gesneri* et *Dan. Wilh. Trilleri*, curante *Abrahamo Gronovio*, qui et suas adnotationes adiecit, Pars I. II. Juxta Exemplar Londin. Heilbronnae, apud Franc. Ioseph. Eckebrecht. 1765. 4. 6. Alph. 16½ B. mit 10 Bogen Vorreden.

Dieß ist ein den Seiten, obgleich nicht den Zeilen nach, gleicher Abdruck der londonischen Ausgabe, welchen die Gesellschaft zur Aufnahme der Künste, auf D. Meads Veranlassung, auf ihre Kosten 1744 veranstalten ließ. So viel wir davon verglichen haben, finden wir ihn getreu und richtig. Lettern und Papier sind zwar von der in Deutschland gewöhnlichen gemeinen Art; indessen ist denen, welche sich den Aelian bloß zum Gebrauch wünschen, ein angenehmer Dienst hierunter geleistet worden. Wie sehr wünschten wir, daß sich unter diesen ein in der natürlichen Geschichte geübter und mit Einsicht und Scharfsinn begabter Mann finden möchte, welcher uns einmal den Aelian mit einer solchen Art kritischer Anmerkungen lieferte, in welchen dieses

ses schwätzhaften und bald leichtgläubigen, bald gedankenlosen Schriftstellers Erzählungen, die gleichwohl wegen der alten Quellen, aus denen sie geschöpft sind, schätzbar seyn müssen, geprüfet, durch neuere Erfahrungen bestätiget oder verworfen, und die wirklichen oder vermeintlichen Erscheinungen aufgesuchet würden, welche die Alten zu so verschiedenen mährchenhaften Nachrichten verleitet haben.

Zweyter

Zweyter Theil.

Kenntniß der neuern Schriftsteller im Fach der schönen Wissenschaften.

Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande. Erster Theil, Leipzig und Bresl. bey Joh. E. Meyer 1764. 8. 344 Seiten.

Ein Werk von dieser Art wird hoffentlich ein angenehmes Geschenk für unsre jungen Landsleute seyn, in so fern es mehr als zu wahr ist, was auch der V. in dem ersten Briefe erwähnet, daß, dem in öffentlichen so wohl hohen als niedrigen Schulen eingeführten Unterrichte, und der Art, wie selbst klaßische Schriftsteller gelesen und erkläret werden, zu Folge, die richtige Lenkung, Ausbildung und Bearbeitung des Geschmacks und des Gefühls junger Leute immer eine Sache bleibt, die ihrem eignen Fleiße, einem guten Glücke oder künftigen Zeiten überlassen ist, und wobey schon viel gewonnen wird, wenn die Gemüther zu besfern Eindrücken in der Folgezeit nur nicht stumpf und untüchtig gemacht werden. Die Methode, deren

deren sich der V. gegenwärtiger Briefe bedient, scheint gut gewählt zu seyn; in so ferne es jungen Gemüthern angemessener ist, durch Beyspiele unvermerkt, als durch trockne Regeln, ehe in ihrem Kopfe noch Gegenstände genug vorräthig sind, auf welche sich die Anwendung davon ohne Mühe machen ließ, beschwerlicher Weise angeführet zu werden. Es ist also der Vorsatz des Verf. von den vornehmsten und berühmtesten Gedichten in jeder Dichtungsart, der Alten und Neuen, einen kurzen Entwurf und Begriff anzugeben, und nach einer vernünftigen Kritik und dem gegründeten Urtheile der besten Kunstrichter dem Charakter der besten auswärtigen und einheimischen Werke in den vorzüglichsten Arten der Dichtkunst zu bestimmen. Diesem vom V. selbst vorgezeichneten Plane zu Folge, wäre es unbillig, vollständige Beurtheilungen, scharfsinnige, tiefeindringende und auf die ersten Bestandtheile eines Werkes zurückgehende Betrachtungen, kühne Kritiken oder viele noch nicht gemachte feinere Bemerkungen zu verlangen. Hingegen bemerket der Leser mit Vergnügen eine feine und richtige Beurtheilungskraft, ein sichres und zartes Gefühl des Schönen sowohl, als des von andern an die Hand gegebenen Wahren; eine schöne Be-

lesenheit in alten und neuen, auswärtigen und einheimischen Kunstwerken und Kunstrichtern. Im Vortrag und Ausdruck herrschet eine Eleganz und Anständigkeit, welche den Verfasser vorzüglich charakterisiret und unsern Landesleuten noch nicht so gar allgemein ist. Ob der Charakter der Briefe überall beobachtet ist? dieß wollen wir eben nicht entscheiden. Wir sind an diese eben so unbedeutende, als bequeme Art der Einkleidung des Vortrags bereits gewohnet.

Der Verf. breitet sich zuerst über die Lehrgedichte aus, und vom sechsten bis neunzehnten Briefe gehen folgende durch die Musterung: Hesiodus Werke und Tage; dieses scheinet gleichwohl nicht mit einem kritischen Auge und aus einem richtigern Gesichtspunkte betrachtet zu seyn, als man es insgemein ansieht, da man ein sehr moralisches zu einem arbeitsamen Leben nach den Arten der Gewerbe jener Zeiten anführendes Gedicht durchaus zu einem Lehrgedicht vom Ackerbau machen will. Ueberhaupt gehet man so trocken darüber hinweg, daß diese Hintansetzung des ältesten Lehrgedichts schwerlich sich rechtfertigen lassen dürfte, wenn es sich nicht in der That so verhielt, daß für die Kunst wenig Vorschriften daraus zu ziehen seyn möchten.

In dieser Absicht um die Regeln des Lehrgedichtes abzumerken, dient allerdings Virgils georgisches Gedichte besser. Hier hat der V. besonders dasjenige, was man bey der gelehrtesten Kenntniß und richtigsten Kritik der Ursprache des Dichters doch nicht wissen kann, und welches doch das Eigne des Dichters und das Vorzügliche des Virgils ausmacht, sehr wohl bemerkt, den poetischen Schmuck und die veredelnde Verschönerung gemeiner Ideen, mit einem Wort, die Vollkommenheit der Dichtersprache*). Vaniers Mayerhof, Rapins Bücher von den Gärten, sind richtig beurtheilet; doch letzteres verdient kaum eine Bemerkung, und gehört unter die zahlreiche Klasse der neuern lateinischen Dichter, deren ganzes Verdienst im richtigen Scandiren und einer kindischen wörtlichen Nachahmung der Alten bestehet; dergleichen prosodischer Schulexercitien eine große Anzahl aus der Gesellschaft Jesu gekommen ist; vielleicht ist überhaupt noch kein Jesuit ein guter,

*) Eine sehr feine Bemerkung mischt er anderwärts S. 109. ein: „Virgil bedient sich oft des Kunstgriffs, daß er seine Regeln in eine Beschreibung einkleidet, und seinen Landmann in der Ausübung dessen schildert, was er lehren wollte.

ter Dichter gewesen, und vielleicht dürfen beyde sich schwerlich in einer Person vereinigen lassen. Auch den besten Dichtern aus diesem Orden merkt man das Slavische und das Schulmäßige zu sehr an. Eine angenehmere und nützlichere Kritik verschaffen thee Fleece von Dyer; Philipps Gedicht vom Cider; Armstrongs Kunst, die Gesundheit zu erhalten; denn Vida von den Seidenwürmern verdiente in der That kaum erwähnt zu werden; Popens Versuch vom Menschen; und hier merkt man den Vorrath an Vorgängern in der Kritik des letztern Gedichtes gar deutlich; Dulard von der Größe Gottes in der Natur macht neben Popen eine sehr ärmliche Figur; so wie Vida neben dem Horaz von der Dichtkunst; vom erstern wird wohl ein zu günstiges Urtheil gefällt, daß er leicht, wohlklingend, fliessend und poetisch sey; da er so prosaisch, voll Flickwörter, und wenn man so sagen dürfte, noch mehr voll Flickgedanken und leer von poetischen Schönheiten ist, ausser solchen, die er bloß aus den alten copirt hat. Hinter dem Buckingham und Boileau von der Dichtkunst; und Popens Versuch über die Kritik; ist ein Brief über das verschiedne Genie der Franzosen und Engländer in Lehrgedichten eingeschaltet, welcher jungen Leuten sehr nützlich seyn muß; dann folgen die

beyd

beyden Lehrgedichte der Deutschen: Hallers Gedicht über den Ursprung des Uebels und Withofs sinnliche Ergötzungen. Der zwanzigste Brief enthält einige feine Bemerkungen von den noch nicht entwickelten Regeln des komischen Heldengedichts, welche im ein bis fünf und zwanzingsten Briefe sehr gut aus den Beyspielen vom geraubten Wassereimer des Tassein, Boileaus Pult, Garts Dispensary, Popens Raub einer Haarlocke, Butlers Hudibras und der komischen Epopee Herrn Zachariäs erläutert werden. Von den ersten fünf Briefen erklären der erste die Absicht dieses Werks, der fünfte den Endzweck der Poesie, und die drey übrigen die Geschichte der Dichtkunst; diese drey gestehen wir aufrichtig, hätten wir gewünschet, daß sie weggeblieben wären; indem sie, einige irrige Umstände nicht zu gedenken, zu nichts dienen können, als die falschen Begriffe von der Entstehungsart und ersten Alter der Dichtkunst, unter den jungen Leuten fortzupflanzen; ungeachtet wir gern zugeben, daß dieser Vorwurf nicht sowohl den Verfasser, als die Geschichte der Dichtkunst unter den verschiednen Völkern überhaupt betrift, so wie wir sie zur Zeit haben, und für welche gar sehr zu wünschen ist, daß einmal ein Mann, welcher mit seiner weitläuftigen Belesenheit, Geschmack

und eine philosophischen Geist verbindet, sich derselben annehmen möchte.

Briefe zur Bildung des Geschmacks: an einen jungen Herrn vom Stande. Zweyter Theil. Leipzig und Breslau bey Meier 1765. 1. Alph. 2. Bogen.

Ein Buch zur Bildung des Geschmacks! Ich weis nicht, was für eine Gattung schöner Schriften man mit mehrerm Beyfall aufnehmen müsse, als diese. Vorausgesetzt, daß ich bloß von Schriften des Geschmacks rede: so können freylich andre mehr Talente fordern, mehr Bewunderung verdienen, dem Autor mehr Ehre und Unsterblichkeit machen; aber nützlicher seyn, ein ausgebreiteres Verdienst haben, bey einer Menge gute Wirkungen hervorbringen: Diese Stelle bleibt den Schriften, die zur Bildung geschrieben werden, eigen und gewiß.

Und geschieht diese Bildung von einer Seite, da es vornehmlich gefehlt hat: zu einer Zeit, da man sie noch etwas vermisset: in den Falten, wo die Fehler am verborgensten sitzen, — um so besser!

So ausnehmende Talente darf ein solcher Lehrer des Geschmacks nicht eben haben. Ausser-

ordent-

ordentlich neue und überraschende Entdeckungen, kritische Subtilitäten, überfeine Bemerkungen erwartet man von ihm nicht; an einen besonders witzigen, oder tiefsinnigen, oder gar eigensinnigen Tadel ist hier überdem gar nicht zu gedenken. Hingegen sey ein guter gesunder Verstand, ein unverdorbenes Gefühl des Schönen, und die Gabe des deutlichen einnehmenden Vortrages, — — dieses dreyfache Talent sey dem Manne eigen, der unser Lehrer seyn will, alsdenn kann er es seyn!

Wir brauchen es nicht unsern Lesern vorzudeklamiren, daß für Deutschland Bücher den Geschmack zu bilden, nicht in das Fach der Bibliotheck gehören, auf das sich schreiben liesse: dies ist zu viel! und dies sowohl in Betracht der Materie als der Leser. In Betracht der Leser; denn, welche Menge von jungen Herrn und jungen Frauenzimmer, von alten Herrn und alten Frauenzimmer, von Stande und nicht von Stande hätte solcher Briefe nöthig! wenn der gute Geschmack so allgemein werden soll, als er es vielleicht noch nicht ist. Und nach dem Objekte betrachtet, ist solch ein Lehrbuch des Geschmacks vielleicht eben so neu, wenn ich mir nemlich ein Lehrbuch des Geschmacks für Deutsche denke. Die Bücher, die noch etwa dahin gehören, sind

Uebersetzungen, oder so geschrieben, als wenn sie noch übersetzt werden sollten.

Uebersetzungen, meistens aus dem Französischen: und da versteht es sich, daß französische Schriftsteller die Grundlage sind, über die commentirt wird: und daß alles auf einen französischen Geschmack hinauslaufe, der für ihre Nation seyn möge, was er wolle; für uns Deutsche aber nicht ist. Und wollte es auch der Uebersetzer zu einem Buch für uns machen; so ist zuerst die große Frage: ob ers thun kann? denn wie selten kann ein deutscher Uebersetzer etwas mehr als übersetzen! und wenn ers auch an sich thun könnte, wie ihm das ganze Werk gelinge? Eine Schrift zur Bildung für eine Nation geschrieben, für die andre umzubilden, ist eine undankbare Sache: entweder wird alles was dem Uebersetzer angehört, hinten angeschoben, und da bleibt es oft nichts als Angehänge: oder es wird dem Autor in seine Lücken eingeschoben, daß ein wunderbares Gemisch daraus wird: ein Amphibion, das nirgends recht leben kann. — Ich habe die Uebersetzungen aus dem französischen genannt; denn mit denen, die bloß unter lateinern leben, geht es gemeiniglich noch ärger: denn wie selten wollen diese Geschmack bilden? und wollen sie es einmal, so ist es niemals recht Geschmack für

unsre

unsre Zeit, für unsre Nation, für unsre Sprache.

Bey den Briefen, die vor mir liegen, gefiel es mir gleich im ersten Theil, daß der Verf. Produkte des Geschmacks aus mehreren Nationen, Zeiten und Sprachen zusammenbrachte: denn um allen den verschiedenen Classen und Schulen und Nationalzänkereyen zu entkommen, und sich ein wahres, richtiges und gutes Urtheil des Schönen zu erwerben, war dies der einzige Weg. Tritt, heißt es hier, auf eine Höhe, erweitere den Horizont deiner Kenntnisse: siehe verschiedene Völkerzeiten und Geschmacksarten, alsdenn betrachte, urtheile, wähle. — Nun gefiel es uns freylich nicht, daß der Verf. dieser Briefe, den Geschmack der Alten sich lange nicht so zu eigen gemacht hatte, als den Geschmack der Neuern, und daß er insonderheit in den paar Worten, die er von den Griechen entfallen lassen, sich schon zu sehr verrathen. Indessen war auch dieser Mangel zu übersehen, theils weil der Geschmack der Britten dafür desto mehr der Seinige zu seyn schien, theils weil, wenn die Griechen wo entbehrlich seyn können, sie noch am ehesten da entbehrlich wären, worüber der Verf. schrieb: nemlich in Didaktischen und Landgedichten.

Und daß er hierüber vorzüglich schrieb, war uns auch in gewissem Betracht lieb: wenn wir seine Briefe als ein Buch für Deutschland ansehen. Deutschland hängt zum didaktischen Ton hin; in dieser Gattung hat es Gedichte im besten Geschmack, wenn bey andern der Geschmack noch etwas unsicher ist: in dieser Gattung kann es andern Nationen nicht blos Stücke vorzeigen, sondern oft ihnen als Muster vorzeigen: und hier bilde man also ihren Geschmack zur Festigkeit, zur Feinigkeit, weil er hier sehr leicht zu bilden ist. So willkommen also der erste Theil seyn konnte: so willkommen auch der zweyte und dritte.

Noch beschäftigen sich beyde meistens mit didaktischen Gedichten: und welch gutes Vorurtheil kann man für diese Beschäftigung haben, da Hr. Dusch selbst einer der besten Lehrdichter unter uns, wie bekannt, der Verf. dieser Briefe ist. Wie wird uns der alle Schönheiten des Lehrgedichts bis auf die feinsten Züge ins Licht setzen können! wie wird er uns auf Geheimnisse bringen, die blos ein Genie in den Lehrgedichten wissen konnte! wie wird er uns auf die Kunst, auf den Bau dieser Poesie da aufmerksam machen, wo man nur durch eigne öftere Versuche, durch eigne Uebung und Ausbesserung Fehler

und

und Schönheiten entdeckt, und Künste lernt. Vom Dusch, einem unserer correktesten Lehrdichter war dies zu erwarten, und mit diesem guten Vorurtheil lesen wir —

Den 1-3. Br. Ob ein Lehrgedicht Poesie seyn könne? eine Materie, die eben nicht dahin gehört, einem jungen Herrn von Stande den Geschmack zu bilden: und einem andern, der die vielen Streitigkeiten über sie kennt, fast eckelhaft seyn muß. Als ein bloßer Liebhaber des poetischen Geschmacks ist mir an ihr nichts gelegen; denn sey auch ein Lehrgedicht keine Poesie, sey es auch nur versificirte Prose; diese versificirte Prose enthält Schönheiten, die eine gemeine Prose nicht enthält. Diese Schönheiten will ich geniessen, sie will ich kosten lernen, in ihnen meinen Geschmack befestigen, weiter nichts. Die Poesie zu definiren, ihre Arten und Gattungen zu klaßificiren, überlasse ich dem, der eine philosophische Poetik schreiben will. Er untersuche; ob ein Lehrgedicht im Ganzen oder nur in Theilen Poesie sey; ob es dem Körper oder nur dem Schmuck nach dichterisch erscheine; und wem dieser Reyhn zwischen Poesie und Prose zugehöre. Gehöre er, wohin er wolle, ich setze mich auf ihn nieder, und pflücke Blumen. So der Liebhaber des poetischen Geschmacks, und der Criticus wird

die ganze Frage dieser Briefe, ob das Lehrgedicht Poesie seyn könne? kurz und gut beantworten: wie man das Wort Poesie nehmen will. Nimmt man es nach dem Begriff des Aristoteles (den der Verf. dieser Briefe nicht zu kennen scheint: wenigstens denkt er an ihn nicht mit einem Worte, und streitet wider Batteux, als den ersten und einzigen, der dem Lehrgedicht den Namen Poesie abgeläugnet) nimmt man es nach seinem und aller Griechen Begriffe: so weiß man ja, daß diese vorzüglich Nachahmung, Fiktion, Fabel u. s. w. verstanden, und Aristoteles also sogar dem Empedokles, der in sein physisches Gedicht doch gewiß einzelne Verzierungen, Allegorien, Einkleidungen und dergl. gebracht haben wird, daß er und Plutarch diesem lehrdichter Empedokles völlig den Namen eines Poeten absprechen, weil — ihm Nachahmung und Fabel fehle. Wie Batteux den Begriff der Poesie, halb nach Aristoteles und halb nach der schönen Natur der Franzosen festsetzt: so muß ebenfalls das Lehrgedicht sich an die Grenzen schleichen; nicht weil die Lehrdichter seiner Nation so oft prosaisch werden; sondern weil sein halbgriechischer Begriff der Poesie nothwendig dieses Opfer verlangte. Warton hat seine Ideen zu sehr nach den Alten gebildet; der Name der

Poesie

Poesie und des Poeten ist ihm zu heilig, als daß er sie — ich will nicht sagen: jedem Lehrdichter — sondern jedem Helden. Tragödien. Oden. Eklogen. Dichter geben sollte. Wo also mit dem Streit hinaus? wenn wir Neuern den Begriff der Poesie erweitert haben, mehr unter sie begreifen als die Alten faßten, neue Arten ausgebilder, auf die sie nicht soviel poetischen Fleiß wandten: so setze man diesen Unterschied der Begriffe ins Licht und die Sache ist geschehen. So historisch und auf dem Pfade der Untersuchung wird sie sich interessanter und angenehmer zeigen, als in langweiligen Streitigkeiten, wie sie hier sind. Denn der Verf. der Briefe hat weder das Muntre des Stils, das überraschende eines streitenden Gesprächs, in seiner Gewalt; noch ist die Genauigkeit der Begriffe sein Theil: und wie unangenehm ist ein Streit auf so schwankenden Boden, mit lauter zerbrechlichen Gewehren.

Noch weniger weiß ich, wo der Verf. mit folgenden Worten hinaus will: S. 15. "Die "Erfindung einer Fabel ist, meines Erachtens, kein "grösseres Werk der Einbildungskraft, und des "Genies, als die Erfindung so mannigfaltiger "und geschikter Verzierungen, welche einem an "sich trockenen Stof die größte Anmuth geben.

"Wenn

"Wenn es blos auf jene ankäme, so würde der "große Shakespear gewiß eine armselige Figur "machen. Es möchte sich denn leicht der Verf. "einer Felsenburg, oder einer Banise, ohne Pra- "lerey, mit demselben in einen Wettstreit um "den Lorbeer einlassen können. Aber von den "gemeinsten Vorfällen des Lebens, von ganz ge- "ringfügigen Anlässen, welche tausend andere Kö- "pfe übersehen hätten; oder von den magersten und "trockensten Wahrheiten Gelegenheiten zu neh- "men, um das os magna sonaturum hören zu "lassen, und zu zeigen, daß uns das Ingenium, "und die mens diuinior beywohne, dazu wird "mehr erfordert: und dieses ist das Talent, wel- "ches den Shakespear, und jeden andern Dich- "ter groß macht. Ich habe mich schon einmal "erkläret, daß ich von den Talenten eines Lehr- "dichters große Gedanken habe: vielleicht grö- "ßere, als sie seyn sollten; darüber will ich nicht "streiten; allein das weiß ich gewiß, daß die "Ausarbeitung eines Planes einem jedem Werk "seine Lebenssäfte, seinen Körper, seine Gestalt "und Vollkommenheit giebt; daß ein vortrefli- "cher Plan in einer magern, oder mittelmäßi- "gen Ausführung kein Werk erhalten, oder un- "sterblich machen wird; und daß hingegen der "schlechteste Entwurf durch das Colorit, was ihm

"die

"die Hand eines Shakespears, oder Dantes zu "geben weis, allen Critiken Troz bietet, und sich "gleichsam mit Gewalt in den Tempel des Ge- "schmacks hineindringt. Lehrgedichte sind so zu "reden, gänzlich diesem Colorit überlassen.") Wie muß Hr. Dusch den Shakespear kennen? Als einen, über dessen Erfindungsgeist, Einbildungskraft, Genie noch müßte gestritten werden? Als einen der keine Fabel, sondern nur Verzierungen erfinden konnte? Als einen, der nicht durch den Geist der Erdichtung, sondern durch die Gabe groß ward, von den geringfügigen Anläßen, von den magersten und trockensten Wahrheiten Gelegenheit zu nehmen, um das os magna sonaturum hören zu lassen? Als einen, der vorzüglich durch das Colorit, das er seinem Plane gab, Poet ist? Als einen, der Lehrdichter retten kann? — So mag ihn Hr. Dusch kennen: so kenne ich ihn nicht. Bey mir ist er von allen diesem fast das Gegentheil: ein Genie, voll Einbildungskraft, die immer ins Große geht, die einen Plan ersinnen kann, über dem uns beym bloßen Ansehen schwindelt: ein Genie, das in den einzelnen Verzierungen nichts, im großen, wilden Bau der Fabel alles ist: ein Genie, für dem, wenn es den Begriff des Poeten bestimmen soll, alle Lehrdichter, alle witzige Köpfe

pfe zittern müssen: ein poetisches Genie, wie ich nur einen Homer, und einen Oßian kenne. Mannigfaltige und geschickte Verzierungen erfinden, blos durch das Colorit groß zu seyn: diesen Vorzug überläßt er den Künstlern, die nicht zu bauen, sondern nur bey einem fremden Gebäude Farben und Schnörkel anzubringen wissen. Die Gabe, von den gemeinsten Vorfällen des Lebens und geringfügigen Anläßen Gelegenheit zu nehmen, um das os sonaturum hören zu lassen, überläßt er den witzigen Köpfen; sie ist nicht sein Hauptvorzug, und wo er sie hat, habe er sie nicht. Nirgends ist, wie bekannt, Shakespear mehr unter sich selbst, als wenn er bey den gemeinsten Vorfällen des Lebens, bey geringfügigen Anläßen sein os magna sonaturum hören läßt: und läßt ers sogar bey magern und trocknen Wahrheiten hören, will er Lehrdichter seyn; so halten wir uns für Bombast die Ohren zu. Shakespear, als ein solcher gelesen, als ihm Dusch will gelesen haben: man sage doch ob dies den Geschmack bilden kann? Man sage doch, ob Shakespear sich je "in den Tempel des Geschmacks habe eindringen wollen" und ob der für Shakespear entschlossenste Britte Duschen diese Worte nachsprechen wird.

Der

Der 46. Brief von dem Unterschiede der Lehrgedichte und den Verzierungen eines Gedichts.

"Form, Verzierung und Ausdruck sind die drey "Hauptmittel, wodurch die Poesie den didakti- "schen Stof der Prose sich zu eigen machen kann, "und diese Mittel gehet der Verfasser durch. Bey den Formen des Lehrgedichts wundere ich mich, theils Formen zu finden, die nicht dem Lehrgedichte zugehören, theils die den Geschmack nicht bilden, sondern mißbilden können. Verstanden, daß von dem Ganzen eines Lehrgedichtes die Rede sey: wie kann der Autor dogmatische Stellen in eine Epopee eingeschaltet, für eine Form, für die Epische Form von Lehrgedichten halten? Homer hat keine solche: Virgil habe sie weniger: und bey Milton, bey Dante, bey Ariost müssen wir sie — übersehen. Zur Epopee selbst gehören sie nicht: sie schwächen den beständig fortwallenden Epischen Ton: sie halten den Gang der Handlung an; und aus der Epopee losgerissen — nun! da sind sie keine Epischen Lehrgedichte: denn das Epische, das ihnen alsdenn noch anklebt, ist wieder ohne oder gegen den Zweck: es muß weg, und da steht alsdenn die simple moralische oder dogmatische Stelle da: ist dies neue Form des Lehrgedichts. Auf die Art, wenn ich in ein Drama, in eine Idylle, in

eine

eine Ode, und wo es sonst nicht hingehören mag, ein Lehrgedicht verpflanze, und die Pflanze nachher ausreisse: gäbe es alsdenn nicht eine Dramatische, Idyllen-, Oden-, Elegien-, Form von Lehrgedichten, und für ihnen genade uns Gott!

Sollen überdem dogmatische Stellen nicht blos eingestreuet, sondern das Lehrgedicht in das Wesen der Epopee, des Drama, u. s. w. verwandelt werden: soll ein solches Werk dazu geschrieben werden, um durchhin eine Moral in Aktion, oder eine Moral im Gemälde zu enthalten: so ist es zuverläßig weder Drama, und Epopee, noch Lehrgedicht: ein Gemisch von Metallen, die sich nicht zusammenschmelzen liessen, ohne ihre beste Natur zu verlieren.

Wenn die zweyte Form Allegorie seyn soll: so wären hier Regeln dem Geschmack zu bilden und zu verwahren, am nöthigsten gewesen. Ein Lehrgedicht, das im Ganzen Allegorie ist, wäre, wie ich glaube, so ungestalt als Leßing es von allegorischen Fabeln gezeigt hat, und auch im Einzeln ist die Sucht zu allegorisiren, dem guten Geschmack der Poesie so schädlich gewesen, als sie der Auslegung der Schrift (wenn ich unheilige Sachen mit heiligen vergleichen darf) gewesen seyn mag. Die einzelnen Verzierungen von

Lehr-

Lehrgedichten enthalten schöne Anmerkungen; darf ich aber sagen, daß sie mehr den Briefsteller verrathen, der selbst ein correkter Lehrdichter ist, als den Lehrer des Geschmacks, der auch, was die Verzierungen anbetrift, den falschen Geschmack verbannen, den guten befestigen will. Sie enthalten mehr kritische Feinheiten, als Regeln.

Br. 7, 9. über Ogilvies Gedicht von der Vorsehung. Der Verf. macht S. 107 die wahre und bey seinem Dichter so nöthige Bemerkung: "Starke mahlerische Züge haben viel Gewalt zu "gefallen, und Bewunderung zu erregen. Allein "der Beyfall verschwindet bald wieder, und läßt "keine Empfindung, kein Nachdenken von einiger Dauer nach sich; wenn nicht solche Züge "darunter sind, welche Leidenschafteen erregen: "sie gehen dann nicht ins Herz. Diese pathetische Züge hingegen dringen tief ein, erregen "sanfte Bewegungen in der Brust, und lassen ein "gewisses stilles Nachdenken zurück." Aber die Exempel zu dieser wahren Bemerkung taugen nichts. Wie viel Beyspiele von Gemälden ohne Empfindung, von todten Bildern ohne Leidenschaft hätte er aus seinem Ogilvie nehmen können, der davon voll ist: und er weiß keines als aus —— —— Homer. Ich weis, daß hier

jeder erschrecken wird, der Homer kennet, der ihn als einen Feind von todten Schildereyen und Gemälden ohne Seele kennet, der es eben in ihm bewundert hat, wie er in jedes seiner Bilder Geist und Leben zu bringen weis, wie er das Gemälde solang zirkeln läßt, bis es einen Zug erwischt, der die Menschheit, der das Herz interessirt: und dieser Homer wird ein Beyspiel von todten Gemälden? — In der That, hier muß ich mit Hr. Dusch zanken. Er nimmt ein Nachtgemälde nicht aus Homer selbst: sondern aus dem Homer von Pope, und da weiß doch ein jeder, wie viel lebendige Schönheiten Homers in Pope todt, erstorben, wie viele vortrefliche griechische Blumen auf Brittischem Boden erfroren und ausgeartet sind. So wäre also vors erste das Beyspiel unzuverläßig; aber noch ärger, es ist völlig untreu. Wie kann Hr. Dusch die zween letzten Verse von Popen's Gemälde, die alles lebendig, menschlich, interessant machen, wie kann er diese auslassen, und alsdenn sagen: es habe keinen von den lebendigen Zügen, die so tief eindringen? Hier ist das Gemälde aus Pope — doch warum aus Pope, und nicht gleich lieber aus Homer, bey dem es, was auch alle Malmoth's und Dusche sagen mögen, in 5. Zeilen fünfmahl mehr Geist hat, als bey Pope in

zwölf.

zwölf. Hier ists, so weit es nämlich ausser seinem Zusammenhange in einer Sprache, die gar nicht Griechisch binden kann, in einer Prosaischen Uebersetzung noch lebendig heissen kann, und die Griechischen Leser mögen das Original selbst nachsehen:

"Sie aber, sich selbst groß fühlend saßen, "nach Gliedern der Schlachtordnung die ganze "Nacht durch: und vor ihnen brannten viele "Feuerhaufen. Wie, wenn am Himmel rings "um den leuchtenden Mond schönglänzende Ge"stirne scheinen, und allenthalben die Luft still "ist: alle Wachthürme, die höchsten Gipfel, die "Berg- und Waldhöhen zeigen sich: und von "oben herab breitet der Aether sich in unendli"cher Wölbung aus einander: alle Gestirne las"sen sich sehen und der Schäfer freuet sich in der "Seele. So erschien zwischen den Schiffen "und dem Fluß Xanthus das Feuer der Troja"ner vor Ilium. Ueberall auf dem Felde brann"ten tausend Feuerhaufen, und bey jedem saßen "fünfzig Männer am Licht des brennenden Feu"ers." Wie lebt hier alles! welch ein vortreffliches Gemälde der Trojaner bey ihrem nächtlichen Feuer! und welch schönes Nachtstück, das als Gleichniß eingebracht wird, alles Lobes würdig, das ihm Eustathius giebt. Bey Homer

läßt sich kein Bild, das Gleichniß seyn soll, aus seiner Zusammenfügung reissen, und so ists schon albern, ein solch Gemälde für sich betrachten wollen: wie es Dusch thut. Aber auch so betrachtet: wie viel Leben bringen die kurzen Worte:

γεγηθε δε τε Φρενας ποιμην — "Der Hirt freuet "sich in seinem Herzen" in das ganze vortrefliche Nachtstück. Der leuchtende Mond: die hellen Gestirne: die stille Nachtluft: die sichtbar werdenden Gipfel und Bergspitzen: der unendlich eröffnete Aether — alles schon, aber alles todte Natur; nun aber dazu — der Hirt, der mit seiner freudigen ruhigen Miene zeigt, daß er dies alles fühle: was fehlt zum Nachtstück daß es lebe! Und wer also als Dusch kann dazusetzen: "Dieses Gemälde ꝛc. S. 109. So sehen Sie doch, Hr. Dusch, wann sie nicht in den griechischen Homer sehen können, in ihren englischen Homer: finden Sie da keine Figur von lebendigen Wesen in dem Nachtstück! O ja, und eine die dem ganzen Gemälde mehr Stärke giebt, als Dyer's heavy ox vain — strugling, to ingulph dem Morastbilde, das S. 111. angeführt wird, nur immer geben kann.

The confions swains. rejoicing in the sight
Eye the blue vault, and bleff the vfeful light.

Was will Herr Dusch mehr? Wenn doch jeder der Augen hat, zu schreiben, auch Augen hätte, zu sehen, was er schreibt.

Die andern Anmerkungen die über Ogilvie gemacht werden: daß er zu sehr Bild auf Bild häuft, jeden Nebenzug ausmahlet, die Beywörter häufet, den Gedanken mit Nebenbegriffen überladet, und den Perioden schwerfällig macht: — daß er alles gleich schön sagen will, die Nebenzüge so schön mache, als Hauptzüge, Metaphern auf Metaphern häufe — alle diese Anmerkungen sind gerecht, und weil sie auf mehrere englische Dichter passen, sehr werth gelesen zu werden. Man sieht aus ihnen, wie Herr Dusch seinen eignen Geschmack jetzt besser gebildet habe: denn hätte er nimmer so gedacht: so hätten wir ja nie die Schilderungen in ihrer abentheuerlichen Sprache zu lesen bekommen.

Br. 10. Von Prior's Salomon. Die Kritik über dieses Gedicht hat ihren Grund.

Br. 11. Grainger's Zuckerrohr. Was der Autor über dieses Gedicht sagt, nimmt er aus der monthly Review; Schade aber, daß er es nicht selbst besessen hat, und uns mehr mittheilen konnte. Es ist dasselbe in Amerika, auf der Christoph's Insel geschrieben, hat einen amerikanischen Gegenstand, und die eingerückten Bilder und Ge-

mälde sind alle aus der amerikanischen Welt, wie z. E. die Beschreibung der Insel St. Christoph, das Lob auf Columbus; die Beschreibung eines caribischen Negers: des Orkans: eines Westindischen Prospekts, nach der Erndte des Zuckerrohrs: eine Schutzschrift an die Menschheit für die Negers — wer würde sich nicht gern länger in dieser neuen poetischen Welt aufgehalten haben!

Br. 12. Racine von der Religion: Es kommt dieses Gedicht hier freylich in ein schwaches Licht zu stehen, allein dahin wird es jeder stellen, der Engländer und Deutsche in Lehrgedichten kennt.

Br. 13. Akenside Vergnügen der Einbildungskraft. Es werden von diesem göttlichen Gedicht, das unter uns schon bekannt ist, blos einige Stellen gegeben, und das mit mehr Kälte, als sie hätten gegeben werden sollen.

Br. 14. 15. Lucrez über die Natur der Dinge. Dem Lucrez wiederfährt nicht alle Gerechtigkeit, die ihm verdient. Warum muß das Urtheil des Cicero zum Grunde gelegt werden, der an seinen lieben Bruder Quintus dem Lucrez das poetische Genie durch ein *ut scribis* absprechen soll? Warum zeigt Dusch ihn zuerst und vornemlich von der Seite, die Dusch gewiß nicht am glücklichsten aufzeigen kann: in seiner Philosophie?

sophie? Heißt es ein philosophisches Gedicht gründlich und zur Bildung des Geschmacks treu genug durchgegangen, wenn man einzelne Stellen immer mit den Worten anzieht: wie scharfsinnig ist dies gesagt? Ists nicht Vorurtheil, wenn man dem Ausspruch Cicero zu gefallen, die ganze Anlage so macht, Lucrez als einen scharfsinnigen Philosophen, (hat er dies Lob affektiren wollen?) zu zeigen, Br. 15.) und wenn ihm noch etwas zugestanden werden soll, einzelne poetische Blumen übrig bleiben? Und so ist dem Verf. die Kritik gerathen. — Bey uns ist Lucrez ein Dichter, wenn je ein dogmatischer Poet Dichter seyn soll: seine Muse kämpft mit der trocknen Sprache des Systems und noch mehr mit den trockensten Wahrheiten: sie kämpft mit Wahrheiten, die im Latein, noch nicht gesagt waren, und mit einem Verse, der zu erst der Philosophie sollte zugeführt werden. Und sie überwindet meistens im Kampf: die trockensten Subtilitäten bekommen wenigstens eine einfältige Kürze, und eine rauhe Stärke. Lucrez wilde und feurige Einbildungskraft, an der er gewiß selbst den Virgil weit übertrift, streut überall Bilder und Beschreibungen ein, sagt, was sie kann, feurig: und unterstützt endlich alles mit einem Numerus, der rauh und majestätisch, er-

haben und ungekünstelt ist. So ist Lucrez: unter allen philosophischen Lehrdichtern der erste, den wir haben, und nach meiner Empfindung eben so verehrungswürdig, als irgend ein andres erstes Original in seinem Felde. Darum, daß er, was sich nicht poetisch sagen läßt, ohne zu verlieren, daß er dies nakt und philosophisch erhaben sagt, nicht wie die englischen Lehrdichter alles mit Puz und Allegorie, und Blumen überhäuft — darinn sollte er Muster seyn. Muster endlich in seinem rauhen erhabenen Numerus, (ich rede hier nicht von dem Mechanischen der lateinischen Sprache) der seiner Würde so vortreflich entspricht. So ist er und so hätte ihn Dusch vorstellen sollen; vielleicht aber gehört viel dazu, Lucrez auf die Art schätzen zu können und recht inne zu haben.

Br. 16. Polignaks Antilucrez: Als Dichter mag ich ihn nicht mit dem Lucrez vergleichen: vielleicht gehörte er auch gar nicht in Briefe zur Bildung des Geschmacks, wenn nicht als Pendant zu Lucrez. Denn hätte er aber anders müssen zerlegt werden.

Br. 17. Browne lateinisches Gedicht von der Unsterblichkeit der Seele: ihm angehängt stehen einige Strophen aus Davies Gedicht: nosce te ipsum, übersezet hier.

Br.

Br. 18. Youngs Nachtgedanken. Ich verstehe vermuthlich Herrn Dusch nicht, wenn ich lese: "Young gehet, S. 337, zu der Haupt-"wahrheit, die er lehren will, immer den geraden "Weg fort, ohne zur Seiten über angränzende "Felder weit auszuweichen. Ich erinnere mich "nicht, eine einzige Digreßion, Episode, oder "fremde Verschönerung in seinen Nachtgedanken "gefunden zu haben. Ein Geist, wie der seini-"ge, so unerschöpflich, so reich an Gedanken; "welcher sich alles des Großen, Starken, Wun-"derbaren, was in einem Stoffe liegt, zu bemäch-"tigen; eine Einbildungskraft, welche, fast allen "abstrakten Gedanken Leiber zu geben, und eine "Gewalt der Sprache, die jedesmal das präcise "Wort, und den nachdrücklichsten Ausdruck zu "treffen weis; wer diese Talente besitzt, der hat "nicht nöthig, Wendungen zu machen, um Blu-"men auf Nebenwegen zu suchen." Welches ist Youngs gerader Weg? treibt ihn nicht sein Genie, über alle Felder und Wiesen, die oft nur durch ein Wort, durch eine Metapher, durch eine Antithese, an das, was er sagte, gränzen? Ist nicht sein Gedicht mehr ein Ganzes von lauter Digreßionen, wo er auf allen Wegen und Nebenwegen seinem Gegenstande nachjaget, auf Wegen und Nebenwegen seinen Lorenzo verfolget

—— Doch wie viel wäre hierüber zu sagen, um das Eigne in Youngs sonderbarer Denkart zu schildern. Der Autor hat es nicht geschildert, denn was er darüber sagt, und durch Vergleichungen erhellet, ist wenig.

Br. 19. Eine Nachlese, giebt noch von den englischen Gedichten kurze Nachricht: führt einige Stellen aus Opiz Vesuv an, und macht Sucro's Versuche vom Menschen wieder bekannt. Das letzte rechnen wir Dusch als Verdienst an, daß er diesen Dichter aus der halben Vergessenheit hervorzieht: denn sind wir Deutsche nicht unartig, nicht bloß, daß wir immer Stöße von Büchern schreiben, sondern auch Stöße von Büchern haben wollen, um einen Autor nicht zu vergessen. Aber Opiz, der Vater unserer Dichtkunst, gehört der in eine Nachlese?

Briefe zur Bildung des Geschmacks, an einen jungen Herrn von Stande. Dritter Theil, 1767. 22 Bogen in 8. Breslau und Leipz. bey Meyer.

Der erste Brief verantwortet sich auf einige Einwürfe, die man diesem Buch gemacht, daß man z. E. noch immer die Werke der Dichter selbst lesen müsse: daß der Autor sich zu sehr bey mittelmäßigen Gedichten aufhalte, daß er die komische Epopee den Neuern

als

als ihre Erfindung berechnet habe. — Unsre Einwürfe über das Ganze des Buchs, über die Zusammenordnung und Ausführung seines Plans, über seine Methode, zu zergliedern, und den Geschmack zu bilden — Diese wollen wir sagen, wenn das Werk vollendet seyn wird. Jezt können wir von einem Gebäude, dem die Spitze fehlt, noch nicht vollständig urtheilen, oder könnten dem Autor in seine Arbeit fallen, und das wollten wir nicht.

Br. 2. Von den kleinern didaktischen Gedichten. Der ganze Brief beschäftigt sich mit Eintheilungen der Lehrgedichte, die theils unwichtig sind, theils von jedem gemacht werden können, am wenigsten aber in diese Briefe gehören.

Br. 3. Hagedorn von der Glückseligkeit. Nirgends ist uns Hr. Dusch lieber, als da er jezt endlich darauf kömmt, den Geschmack an Lehrgedichten aus deutschen Dichtern zu bilden, von denen im ersten Theile blos Haller und Withof, wie unter andre gestreut, erschienen. Die Kritik ist hier oft fein: sie bemerkt in Hagedorn bisweilen Züge, die nicht an diesen Ort zu passen schienen, etwas zu prosaisch gesagte Andeutungen, einige leere Halbverse, Reime und Ausdrücke: nicht immer den besten Plan, und oft unvermuthete Ausbeugungen aus denselben, und

hinten

hinten an steht ein Urtheil von Hagedorn i
Ganzen, das wahr und charakteristisch zu se
scheint. Im Vorbeygehen: eine Stelle, d
Dusch tadelt, daß sie unpassende Züge enthalt
ist, wie ich glaube, zu retten: S. 17.

Die Weisheit findet sich in würdiger Gestalt
Bey jeglichem Beruf, in jedem Aufenthalt:
Sie dichtet im Homer, giebt im Lycurg Gesetze,
Beschämt im Socrates der Redner Schulgeschwätze
Bringt an den stolzen Hog den Plato, den Aeschin

S. 18. Gehorchet in Aesop, regiert im Antonin,
Und kann im Curius sich den Triumph ersiegen,
Doch auch mit gleicher Lust die starren Aecker pflügen.

Einige Prädicate mögen hier freylich nicht treffend genug ausgedruckt seyn; das Unpassende liegt aber im Ausdruck nicht im Gedanken. Ich übersetze: macht Weisheit allein glücklich: so kann sich diese bey jedem Beruf, in jedem Aufenthalte, überall und in allem zeigen, — und überall und in allem bleibt ihr ihre würdige Gestalt. Wann sie in Homers Fabelzeit, und in seinem Dichtungsgeist erscheinen soll; — auch Homer kann durch seine Fabeln und Gedichte Weisheit lehren, Tugend anpreisen. Wenn Lykurg für seine Spartaner Gesetzgeber werden soll; in seinen Gesetzen spreche die Tugend: sie dürfen nur auf die Glückseligkeit ihrer Untergebe-

nen

nen zielen: so kann Lykurg zu sich sagen: ich gab Gesetze der Weisheit. So brauchte Socrates seinen Platz, seine Gelegenheit, seine Gaben, um seine Zeit zu bessern, um das Schulgeschwäz der Redner zu beschämen: und der Gott ehrte ihn mit dem Lobe des Weisesten. "Ich will nicht fortfahren. Dusch denkt sich einen falschen Hauptsatz, den Hagedorn durch Induktionen beweisen wollte: und so konnten auch die Induktionen nicht passen. Nicht, " daß die Weisheit gesetzt und standhaft mache" nicht dieß allein will Hagedorn beweisen, sondern, daß, so wie er bewiesen: man könne in allen Stellen Pöbel seyn; so könne man auch in allen Ständen weise leben, zur Glückseligkeit anderer beytragen, für sich Seligkeit genießen.

Br. 4. Witthofs moralische Ketzer. Er gehe ihm auf dem Gange seiner Gedanken nach, und schließt mit seinem Charakter, meistens nach der Zeichnung, die die Litteraturbriefe von ihm entwerfen. Eine ausführliche Kritik über die grosen Mängel und großen Schönheiten dieses Dichters, auf den Deutschland stolz seyn kann, sollten wir haben, und haben sie noch nicht.

Br. 5. Zernitz von den Endzwecken der Welt. Schön, daß Dusch an diesen Dichter denkt, und noch schöner, wenn er ihn, nach seinem Versprechen,

chen, in einer neuen Ausgabe bekannter machen wollte.

B. 6. Dusch Versuch von der Vernunft. Gellerts Lehrgedichte sollen unter didaktische Briefe genommen werden; hier ist über ein Gedicht von Dusch ein Brief, wie es heißt, von einer andern Hand. Beyläufig wird eine Stelle gegen die Bibl. der sch. Wissenschaften gerettet, die sich aber nicht retten läßt, wenn die Anmerkungen wahr sind, die Hr. Dusch selbst gegen den Englischen Ogilvie (Th. 2. Br. 8.) macht. Zu Ende des Briefes soll Dusch als Lehrdichter geschildert werden: und hier verräth die zitternde furchtsame Hand, die schwebende Züge entwirft und fremde Zeugnisse herbeyruft — sie verräth vielleicht durch ihre Ungewißheit, daß sie — das Bildniß ihres eignen Herrn entwerfen soll. Herr Dusch hat diesen Brief also vielleicht von seinem besten Freunde, der zu bescheiden ist, sich selbst ins Angesicht und vor dem Angesicht der Welt zu loben, und sich daher auch nur bescheiden tadelt. Wir wollten, wenn Hr. Dusch unsre Hand auch für eine andre annähme, einen Brief über das genannte Gedicht einrücken, und seinen Charakter alsdenn mit festerer Hand schildern. Es ist am besten, daß ein Autor nie von sich spreche,

oder

oder in seinen Werken von sich sprechen lasse: geschieht es aber, so geschehe es mit der dreisten Unpartheylichkeit, mit der die Helden Homers von sich sprechen, und die Alten mehrmals von sich schrieben, wenn sie ihr eigen Leben verfertigten. Wir wünschen also diesen Brief weg, denn, wie er hier steht, macht Dusch unter den übrigen eine zu schlechte Figur; er würde eine größere machen, wenn Dusch jedem andern, nur nicht seinem so nahen Freunde, die Kritik über ihn überlassen hätte.

B. 7. Tullin über die Schönheit der Schöpfung. Ein zu frühzeitig verstorbener dänischer Dichter, der aus dem Nordischen Aufseher, den Schleswigschen Briefen über die Merkwürdigkeiten der Litteratur, und am besten aus der guten Uebersetzung seines Gedichts, schon unter uns bekannt ist.

Jezt folgen Gelegenheitsgedichte; über die der Verf. sich erkläret, daß ihr Name zu sehr in Verachtung gekommen sey; da man doch unter diesem Namen nicht blos vortrefliche Stücke liefern könne, sondern auch schon so vortrefliche Stücke habe.

Der Verf. hat Recht, und fast noch mehr Recht, als er sich giebt. Man kann nicht blos vortrefliche Stücke liefern, man hat nich blos

vors

vortrefliche Stücke geliefert: sondern die vortreflichsten Stücke der Alten sind auf gewisse Art Gelegenheitsgedichte. Alle Pindarische Oden, die Gesänge Tyrtäus, die meisten Liedergen des Anakreon: die meisten Oden und und Epoden Horaz: die mehresten Stücke Catulls; die besten Züge im Horaz, Juvenal und Persius — alles Gelegenheitsstücke. Nehmen wir aber das Wort Gelegenheitsgedichte so, wenn wirs verkleinern? für ein Poem, dem eine Reihe lebendiger Umstände zum Grunde liegt? Alsdenn würde ich allen Deutschen zurufen: macht Gelegenheitsgedichte. Nein! die Bänkelsänger, die über abgedroschne Materien, bey alltäglichen Gelegenheiten, z. E. Hochzeit und Sterbfällen, elend oder trocken singen — und solche mag Thetis und Vulkan holen. Würde der Materie, oder Reichthum des Genies, war es, was die Alten empfahl: Würde der Materie wars, was auch ein schwaches Genie unterstützte: unsern fehlt beydes. Herr Dusch läßt diesen Unterschied von Seiten der Materie aus, die doch mehr ihre Gelegenheitsgedichte unterstützte, als das Göttersystem, das er als die einzige Quelle anführt, den Gelegenheitsgedichten der alten Poesie zu geben.

Der 8. Br. handelt hievon, und geht mit dem 9ten 3 Lobgedichte Claudians auf Consulate durch. Hier muß ich den Geschmack des Hrn. Dusch selbst anklagen. Vom Claudian nichts sagen, als: „er hätte sich der Mythologie sehr „wohl bedienet: es ist die Weise des Dichters, „daß er bey solchen Gelegenheiten seine Exempel „häuft, und zuweilen häuft er sie zu sehr: wenn „Claudian einen Gedanken hat, von dem er „glaubt, daß er schmecke, so giebt er volles Maas: „der epische Ton glückt ihm ungemein: starke „Funken des poetischen Genies, und einzelne „sehr große Schönheiten; vornemlich, eine eig„ne Manier, eine Materie durch Epische Erfin„dungen zu beleben; im lehrenden Ton hat er „nervenvolle Kürze und sinnreiche Ausdrücke.„ Vom Claudian nur dies, das freylich alles wahr, critisch fein entwickelt ist, aber nur dies von ihm sagen, und nichts, was seine blendenden Fehler charakterisirt, vor ihnen den Geschmack sichert und befestigt, ist dies genug für Briefe zur Bildung des Geschmaks? Der Verf. hätte nichts bessers gethan, als wenn er aus Geßners prolegomenis in Claudianum das vierte Stück: de ingenio et facultate poetica Claudiani, und das fünfte: lectione dignus est propter το ηθικον: entweder ganz eingerückt, oder mehr zu

Rath gezogen hätte. Mit Meisterzügen ist hier Claudian geschildert von einem Mann, der ihn besser kannte, und schildern konnte, als Hr. Dusch ihn schildern kann. Claudian durchgängig als Muster angeben, oder nur auf seiner glänzenden Seite zeigen wollen, giebt falschen Geschmack.

Br. 10. Boileaus Lobgedicht auf den König. Der Leser wird auf einige feine Wendungen und Einkleidungen des Lobes aufmerksam gemacht, und ein feines Lob des Pope auf Cobham dazu gesetzt.

Br. 11. Amthors, Pietschens, Opitzens Lobgedicht. Was machen Amthor und Pietsch für eine Figur, wenn sie zwischen Boileau und Opitz zu stehen kommen? und was mußte in Deutschland für Geschmack herrschen, da man sie über alle Nachbarn und selbst die Alten als Muster wegsetzen konnte?

Br. 12. Catull über die Vermählung des Peleus und der Thetis. Einige schöne Stellen, niedliche Bilder, und der Gesang der Parcen wird ganz übersetzt.

B. 13. Claudians Epithalamien: Wir verweisen auf unser Urtheil bey dem achten Briefe. Ueber Claudian haben wir kein schöneres Urtheil gelesen, als das vorhercitirte Geßnersche.

Der

Br. 14. Von der Heroide: Ihre Natur und Geschichte. Beyde Stücke sind nicht ausgeführt und zur Bildung des Geschmacks sehr trocken abgehandelt.

Br. 15. Von der Heroide des Ovidius: Die Ariadne an Theseus wird durchgegangen, um Ovids Fehler und Schönheiten ins Licht zu setzen. Gerstenbergs Kantate: Ariadne auf Naxos, der sich einiger Züge Ovids mit vielem Vortheil zu bedienen gewußt, ist in Absicht auf den Geschmack und die dichterischen Schönheiten ein weit schätzbarers Stück in seiner Art, als Ovids ganze Heroide in der ihrigen.

B. 16. Eloise an Abälard von Pope. In Wartons Versuch über das Leben und Schriften Pope findet sich eine ausführliche Recension dieses vortreflichen Stückes, der Dusch meistens allein folget; so wie Wartons Wort überhaupt bey ihm viel gielt.

Br. 17. Brief der Biblis an Caunus von Hrn. Blam de Saimmore. Von allen französischen Heroiden ist dies die einzige, die der Verf. recensirt, und das mit durchgängigem großem Lobe. Also über den Geschmack der Heroiden überhaupt, und der neuern französischen Heroiden insbesondere, von denen die meisten ziemlich

einen Charakter haben, sagt der Verf. nichts, wie es doch hätte seyn müssen, wenn er bey jedem Briefe an den Titel gedacht hätte, der dem Buche vorsteht.

Der letzte Brief, der mit Hoffmannswaldau Heldenbriefen schließt, hätte wegbleiben, und höchstens an Hoffmannswaldau im 14ten Briefe mit einem Worte gedacht werden sollen. Gelegentlicher wäre es, wie gesagt, wenn eine gründliche Beurtheilung über das Gute und Verderbliche im Geschmack der neuen französischen Heroiden den Band schlösse.

Ueber das ganze Verdienst dieser Briefe, wie weit und nach welcher Methode sie ihren Titel erreichen, nach welchem Plane sie ihre Materien ordnen, wie weit sie in der Länge und Kürze, im Feuer und in der Kälte, in Anpreisungen und Tadel, Symmetrie und Weißheit beweisen, wie weit sie dem Briefstyl treu bleiben? wollen wir sehen, wenn sie geendigt sind.

Virgilii evangelisantis Christiados libri XIII. in quibus omnia, quae de Domino nostro Iesu Christo in utroque Testamento vel dicta vel praedicta sunt, altisona divina maronis tuba suaviſſime decantantur, inflante *Alexandro Rosaeo* Aberdonense, Editio nova, ad Londinensem recognita, atque hac ipsa castigatior atque correctior. Berolini impensis Scholae Realis, 1764. 8. Bogen.

Die abentheuerliche Aufschrift giebt vielleicht vom Werke selbst eben keinen hohen Begriff. Indessen hat man vermuthlich jungen Leuten ein poetisches Wörterbuch in die Hände zu geben gesucht, woraus sie die den lateinischen Dichtern eigne Ausdrücke, Worte und Wortfügungen sich desto leichter geläufig machen können, weil ihnen die Sachen bekannt sind, ob gleich nicht zu läugnen ist, daß vieles so allegorisch und so gezwungen ausgedruckt ist, daß man sich im Rathen dabey üben kann; doch in so ferne läßt sich wider eine neue Auflage dieses Werkes nichts einwenden; denn es ist wohl nicht zu glauben, daß man damit nichts geringers als ein Heldengedichte, ein Werk des Genies und des Geschmacks, woraus junge Leute sich bilden sollen, zu liefern geglaubt habe. Ein Gedicht kann man

es eigentlich nicht nennen. In der Zeit, da an die Stelle der poetischen Erfindung und Begeisterung ein mühsamer Fleiß in Auskünstelung des Mechanischen des Verses getreten war, kam man auch auf den Einfall, statt Gedichte, Centonen zu machen; so wie man ehemals ein aus Liederversen und Bibelsprüchen zusammen gefetztes Geschwätz eine Homilie zu nennen beliebte. Wenn jemand auf gleiche Weise aus der Meßiade eine Abramide oder Noachide machte, würden wir es herzlich lächerlich finden; gleichwohl bewundern viele eben dies in der gegenwärtigen Christiade. Man denkt vielleicht stillschweigend an seine Schuljahre zurück, wie schwer es uns damals wurde, nur einige Verse aus dem Virgil zu behalten; was für ein göttliches Genie (denn oft nennt man dies an der Stelle des Gedächtnisses) muß derjenige haben, welcher den ganzen Virgil von Vers zu Vers inne hat. In der sehr rüstigen Vorrede dieser neuen Ausgabe, worinnen mit dem Rosse allem, was wir von Dichtern und Dichtkunst in unsern Zeiten gesehen haben, Trotz geboten wird, äußert der Herr Herausgeber, daß er in seiner Arbeit sehr kritisch verfahren, nicht nur vier Ausgaben, wovon noch drey bloße Nachdrucke sind; und die erste Ausgabe war ihm nicht bey der Hand; verglichen, son-

sondern auch hin und her verändert und verbes-
sert habe; und zwar sey er hierinnen so weit ge-
gangen, daß er zuweilen ganze Verse geändert,
andre Beywörter und Redensarten aus dem Vir-
gil eingeschaltet habe. Dies ist in der That ei-
ne ziemlich kritische Freyheit, und es möchten
sich nicht eben alle Dichter einen solchen Heraus-
geber wünschen. Aber vielleicht sind die Ver-
besserungen von der bentlejischen Art, wo man
gestehen muß, wenn der Dichter nicht so gere-
det hat, so habe er wenigstens doch so reden sollen.
Wir haben nicht Muse genug, um diese Stel-
len mit Vergleichung andrer Ausgaben aufzu-
suchen, wir sind auch hier zu sehr eingeschränkt.
Vermuthlich gehört dahin S. 47. im 2. B. 654.
Dum lacerum funus *privatur* sanguine. Hier
wird angeführt die Rotterd. lese vorabat, und
die Leipz. vorat omni sanguine; beydes ist offen-
bar ein Druckfehler: statt rorabat, wie in der
Aeneide 8, 645. ausdrücklich auch gelesen wird;
und welches unstreitig in den Text hätte gesetzet
werden sollen. Eine Menge Stellen, wo der
Vers im Virgil anders lautet, laufen auf eine
verschiedene, aber schlechtere Lesart hinaus, wel-
che Rosse in seinem Exemplar vom Virgil ge-
habt hat. Die Erklärungsnoten, von denen
vermuthlich ein Theil vom Rosse selbst ist, wer-

den schwerlich dienen, richtige Begriffe von der Mythologie jemanden beyzubringen.

Philipp Ernst Bertrams, Briefe. Erster Theil. Zwote verbesserte und veränderte Auflage, Gotha, bey J. P. Mävius sel. Wittwe, und und J. L. Dietrich 1764. 8. 8 Bogen.

Die Schicksale der Schriften sind oft eben so unerforschlich, als die Schicksale der Menschen. Wer hätte wohl jemals diesen Briefen eine zweyte Auflage prophezeyen sollen? selbst der V. nicht, der in andern Schriften gewiß Verstand und Einsichten gezeiget hat. Zur Zeitverkürzung mußten sie zu langweilig, zum Vergnügen zu trocken und frostig, und zum Unterricht zu wenig gründlich scheinen; Witz und Kritik sind fast allezeit unglücklich darinnen angebracht. Indessen haben sie das Glück wieder aufgelegt zu seyn; und dieß allein macht alle Kritik zu Schanden.

Hrn Heinrich Fieldings Esqv. Reise nach Lissabon von ihm selbst geschrieben. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Nachricht von den Lebensumständen dieses berühmten Schriftstellers, Altona bey D. Iversen 1764. 8. 262 S.

Ein Uebersetzer, der weder die Sprache, aus welcher er übersetzet, noch die Muttersprache, in

in die er übersetzet, in seiner Gewalt hat, und letztere nicht einmal, rein und richtig schreibt, sollte am wenigsten gewählt werden, die Gedanken eines Schriftstellers in unsre Sprache zu übertragen, welcher einen eignen Witz und Humeur hat.

Vorschlag und Entwurf einer allgemeinen Büchermanufactur in und vor Deutschland, herausgegeben von einem deutschen Gelehrten. Frankf. 1764. 224 Seiten.

Es ist ein wenig grausam, daß der V. ein Mann, der viele Kenntnisse mit einer Art von Laune verbindet, seine Leser verschiedne sehr witzige und satyrische Züge unter einem Wust von trivialen, übel zusammenhängenden und höchst langweiligen Geschwätze hervorsuchen läßt, und zu sehr ermüdet, als daß viele Leser seinen Einfall bis an das Ende verfolgen dürften. Wir befürchten, daß in der vorgeschlagenen Bücherfabrike, von da aus alle Schriftsteller mit dem benöthigten Stoffe versehen, und für den Vertrieb ihrer Schriften gesorgt werden soll, des Verfassers Schrift am ersten liegen bleiben werde.

Schriften der fürstl. anhaltischen deutschen Gesellschaft. Erstes Stück. Quedlinburg und Bernburg, bey Schwans Wittwe und

Neußner, 1764. Zweytes Stück, 1764. jedes 6 B.

Diese in Köthen errichtete deutsche Gesellschaft hat ihre erste Zusammenkunft und Einweihung den 25sten des Wintermonats 1761 gehalten. Von Mitgliedern finden wir unter gegenwärtigen Schriften einen Herrn J. L. A. Rußten, als Aeltesten, C. G. Meister, M. J. A. Köselitz, J. C. F. Bertram, C. B. F. Meyer ꝛc. Die Errichtung dieser Gesellschaft in einem Lande, wo die fruchtbringende Gesellschaft ehemals ihren Anfang genommen hat, ist an und für sich sehr rühmlich; und ob wir gleich gern zugeben wollen, daß deutsche Gesellschaften eben so gut, als die Sprachen nach der gemeinen Vorstellungsart, ihr Kindheit und so die folgenden Alter haben; so wäre doch für das Publicum so wohl, als für die Gesellschaft selbst zu wünschen, daß sie ihre Kindheit vorbey gehen ließ, ehe sie öffentlich aufträt, und daß sie mit dem Druck ihrer Uebungen oder Ausarbeitungen weniger eilte. Was eine erträgliche Vorlesung in einer solchen Gesellschaft abgiebt, ist noch kein Werk zum Drucken. Wir wünschten auch, daß sie sich bessere Muster wählte, die wirklich zur Bildung des Geschmacks dienten, aber nicht das allgemeine Verderben, die unedle, nachläßige

läßige und unbearbeitete Sprache des gemeinen Volks für das reine Deutsch, und eine jede gemeine und platte, zehenmal paraphrasirte und wiederholte Gedanke für eine witzige Ausarbeitung anzusehen, unterhielten.

Eine Cantate und Rede bey der Einweihung, von den hauptsächlichsten Veränderungen und merkwürdigen Denkzeiten der deuschen Sprache: ein sehr fertig geräumtes prosaisches Gedicht auf eben diesen Tag; ein homiletisches Sendschreiben an die Gesellschaft, welches sie vielleicht wieder zurück hätte geben sollen; eine abgetragene Erzählung, der leere Raum, den man vielleicht auch auf dem Blatte, statt der Erzählung selbst, lieber würde gesehen haben; Nachrichten von einigen alten deutschen Drucken, welches das wichtigste Stück, und dessen Fortsetzung sehr zu wünschen ist; und ein erstes Schreiben vom Nutzen des Tadels, ein vollkommenes Schulexercitium macht das erste Stück aus. Von nur angeführtem Sendschreiben wollen wir nur den Anfang hersetzen; er ist hinlänglich, den Leser mit dem Ganzen bekannt zu machen: „Nur diejenigen heitern Köpfe, welche „das Tiefe und Gründliche der Wissenschaften „mit dem Feinen und Faßlichen geschickt ver„einbaren; nur die angenehmen und witzigen

„Gei-

„Geister, welche das Verborgene in zierlicher „Wohlredenheit beliebt und deutlich, und das „Erhabene im dichterischen Schwunge, mah„lerisch, schön, und doch begreiflich vortragen; „Nur die „ — aber wer wird sich aller dieser ungereimten Nur wegen ganz außer Athem setzen; genug, der Nachsatz ist: „verdienen allein „den Namen der vorzüglich nutzbaren Gelehrten, „welche die sämtlichen Bürger eines Staats „wirklich weise, wahrhaftig klug und höchst „glücklich machen können. Ihre süße und ge„fällige Sprache des Witzes, welche sie stets re„den, (ein großes Unglück!) erwirbt ihnen als„bald Gehör und Beyfall. „ Wir wollen hier nicht fragen, ob dieß die Sprache eines Sendschreibens ist, sondern nur, ob ein Mensch im Ernst sich so ausdrücken kann. Die ganze Gedanke ist falsch, wenn man sie unter den Bettlerflecken, mit denen sie ihre Blöße deckt, hervor suchet; denn des Herrn Pastors Meynung nach sind witzige Köpfe, Redner, Dichter und gute Schriftsteller die einzigen nutzbaren Gelehrten. Wie bescheiden ist dieß nicht! und wie mag der Herr Verfasser in Gedanken sich selbst heimlich Beyfall zugelächelt haben, da er den Maaßstab zu diesen allein vorzüglich nutzbaren Gelehrten von sich und seiner süßen und gefälligen Spra-

che des Witzes genommen hat! Aber wie ist diese Gedanke ausstaffirt! welche Antithesen! und welch Verhältniß derselben einer zu der andern! Gewiß, man sollte das Recht, im homiletischen Ton Non-sense zusagen, nicht bis auf die deutschen Gesellschaften ausdehnen. Im zweyten Stücke ist 1. ein vorläufig gerettetes Daseyn des Buchs von den drey Erzbetrügern; worinnen etwas bewiesen wird, dessen Beweis wohl niemand verlanget; denn daß ein solch Buch in Handschriften vorhanden ist, läßt sich gar nicht zweifeln; aber die Frage ist von dem alten, dessen Campanella gedenket, ob dieß wirklich vorhanden sey; 2. einige Quellen der falschen Glückseligkeit, ein moralisches Gedicht; 3. Gedanken über die gemeinen Ausflüchte, welcher man sich bedienet, um sich von der Verbindlichkeit zu der Religion frey zu machen; eine ehemals gehaltene Predigt, so viel wir vermuthen: 4. Die Verschwiegenheit, ein Gedicht; 5. Mich. Panfords Abh. von der Rechtmäßigkeit der Satyren — und zwar selbst eine Satyre. Wir wagen nicht, unsere Meynung darüber zu sagen, wir möchten sonst in die gedrohete Fortsetzung mit eingerückt werden.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, 2ten Bandes 1stes Stück.

Leip-

Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung 1764. 13. und ein halber Bogen gr. 8.

Diese sehr bekannte periodische Schrift erhält sich noch immer bey ihrem Werthe. Man findet darinne richtige Urtheile über die neuen Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit, und sie ist wegen der Nachrichten von den neuesten Werken der Malerey und Kupferstecherkunst, wenigstens in Deutschland, als die einzige in ihrer Art zu betrachten.

Etliche Gedichte von Gottlob Wilhelm Burmann.

Musis amicus, tristitiam et metus
Tradam protervis in mare creticum
Portare ventis. HORAT.

Hirschberg, gedruckt bey Christ. Wilhelm Reimers, 6. Bogen in klein 8.

Herr Burmann erbittet bey mehr als einem Stücke die Nachsicht der gütigsten Leser; er hat sie auch in der That nöthig. Sollte er aber nicht wissen, daß nicht alle Leser gütig sind, und daß schlechte Gedichte die Nachsicht auch der gütigsten Leser sehr leicht ermüden können. Diese Betrachtung wird ihn hoffentlich abhalten, wieder Gedichte drucken zu lassen, es sey denn, daß er mit Grunde nicht auf die Nachsicht, sondern

auf

auf die Gerechtigkeit seiner Leser sich verlassen könnte. Und das Wort Ode soll ihm hiermit ganz verboten seyn, über sein Geschwätz zu setzen, bis er wirklich weiß, was zur Ode gehört.

Die verlorne und gerettete Tugend, oder die lustwandelnde Dina und die badende Susanna, ein Drama in etlichen Gesängen, Erfurt in der Homeierischen Buchhandlung, 1764. vier und ein halber Bogen in 8.

Das sind ein paar Dramata in Gesänge eingetheilt: so kauderwälsch dieser Titel ist, so kahl und ungeschmackt sind die Gedichte selbst. Der Verfasser plaudert langweilig in einer poetisch seyn sollenden Prosa, von zwey Geschichten, die in der heil. Schrift kurz und nachdrücklich erzählt werden. Es läßt seltsam, daß auf dem Titel dieser biblischen Gedichte anstatt einer Vignete die Figur eines Menschen zu sehen ist, der in einer nachläßigen halbliegenden Stellung in der rechten Hand ein Feder und in der linken Hand eine brennende Tabackspfeife hält. Vielleicht soll es das Bildniß der Stellung des Verfassers seyn, zu der Zeit, da er diese Bogen schrieb; wenigstens ist der Tabacksdampf kein unebnes Sinnbild der Dauer solcher Charteken.

Fabeln

Fabeln, Erzählungen, epigrammatische und andere kleine Gedichte 1. und 2ter Theil, Hamburg und Leipzig bey Grunds Wittwe und Halle, 1763. 1764. 18. Bogen in 8.

Von kleinen Gedichten fodert man mit doppeltem Recht, daß sie äußerst fein ausgesucht vollendet seyn sollen. Ein Mann, der achtzehn Bogen voll solcher äußerst feiner kleiner Gedichte geschrieben hätte, wäre ohnstreitig unter die großen Dichter zu rechnen. Unser Verfasser aber, der nichts gethan, als wenige gute, aber desto mehr mittelmäßige, schlechte und elende Einfälle, in meistens sehr matte Reime gezwungen, wird hoffentlich selbst so bescheiden seyn, sich dieses Titels gutwillig zu begeben. Wir wollen unsern Lesern nur ein Epigram zum Beyspiel ausziehen; vielleicht hätte es der Verfasser selbst beherzigen sollen, ehe er seine Gedichte drucken ließ:

An Till:

Noch mehr gelehrten Mist?
Till! schmier nicht Buch auf Buch:
Wes Geistes Kind du bist,
Sieht, wer dein erstes ließt,
Genug!

Gespräche mit der deutschen Muse, Berlin 1764. anderthalb Bogen in 4.

Dieß ist, wie man leicht bemerkt, eines von den flüchtigen Stücken eines großen Dichters, worinn man, der Flüchtigkeit ungeachtet, beständig Spuren eines guten Kopfes antrifft. Die deutsche Muse beklagt sich gegen den Dichter, daß sie der größte Held itziger Zeiten nicht liebt, und wer wird dieß nicht mit ihr beklagen.

Poetische Einfälle von A. L. Karschin, 1764. Erste Sammlung. Berlin, bey Georg Ludewig Winter. 4. Bogen in ganz klein Octav.

Der Druck dieser Bogen ist ungemein artig, wir wünschten, daß wir von den Einfällen selbst dieses auch sagen könnten. Aber leider sind es nichts anders, als sehr gemeine Gedanken in matte Reime gefaßt; die Mad. Karschin sollte sich besser zu schätzen wissen.

Moses in Midian, ein poetisch Gemälde, Erfurt, in der Homeierischen Buchhandlung, 1763. 6 Bogen in 8.

Ein mißgerathener Versuch, die Schreibart in Geßners Tod Abels nachzuahmen. Der Verfasser mag einen ziemlichen knak of writing verse und wenig wahres poetisches Genie haben. Dergleichen Leute können in allen Arten

von Gedichten sich zeigen, und in allen — gleich mittelmäßig. Moses singt unter andern in diesem Gedichte ein paar anakreontische Lieder, davon wir den Anfang des einen, der Seltsamkeit wegen unsern Lesern vorlegen wollen:

Gesegnet sey der Hügel,
Auf dem ein lieblich Mädchen
Die Macht der Liebe fühlte,
Zum erstenmale fühlte;
Es wachsen schöne Blumen
Auf seinem grünen Rücken:
Kein böser Thau beraube
Ihn jemals seiner Zierde.
Dank sey den losen Büschen,
Die schäckernd ihn verriethen,
Und ihren Vorsatz stürzten,
Die Schäferey zu fliehen,
Und Wüsten durchzuwandeln,
Und ewig nicht zu küssen. u. s. w.

Ei! ei! der Altvater Moses, singt er nicht galant, wie ein Magister und Mitglied von drey deutschen Gesellschaften!

Schilderungen für die Frauenzimmer, dem schönen Geschlechte zur Belustigung gewidmet, von Arist, 2 Theile mit Kupfern 1764. vierzehn und ein halber Bogen in 8.

Sehr mittelmäßige Fabeln, kalte Moral und

höchst

höchst elende Kupferstich, die über jeder Fabel stehen, vermuthlich nur zu verhindern, daß diese Bogen, die ohnedem niemand lesen wird, auch niemand einmal ansehen soll. Billig sollte man solchen Leuten Feder und Dinte verbieten, die auch nicht, nicht die geringste Anlage nur zu einem erträglichen Schriftsteller, geschweige zu einem guten Dichter, haben.

Ludwig Freyherrns von Holberg, Peter Paars, ein komisches Heldengedicht. Neue, vermehrte und verbesserte Uebersetzung. Nebst einer Nachricht von dem Leben und den Schriften des Verfassers, herausgegeben von Joh. Adolph Scheiben, königl. Dänischen Kapellmeister. Mit Kupfern. Kopenhagen und Leipzig, bey Franz Christ. Mummens Witwe, 1764. 36 Bogen in gr. 8.

Holberg war allerdings ein Mann, der um die dänische Nation die größten Verdienste hatte, denn er hat ihre Sitten und ihren Geschmack auf eine merkliche Art verbessert. Seine satyrische Schriften finden daher in Dännemark noch bis itzt Beyfall, und diesem Beyfalle ist es ohnfehlbar zuzuschreiben, daß itzt die deutsche Uebersetzung des Peter Paars wieder gedruckt wird, die in Deutschland wohl sehr

wenig wird gelesen werden. Deutsche Leser verstehen den größten Theil des komischen Witzes nicht, und was sie verstehen, kann ihnen wohl nicht gefallen; zumal da, wie wir gestehen müssen, Herr S. keine besondere Gabe zum Dichten hat. Das vorangesetzte Leben Holbergs könnte denen gefallen, die das von Holbergen selbst lateinisch beschriebene Leben nicht gelesen haben. Ueberhaupt befürchten wir, daß Herr Scheibe so wenig Talent zur Biographie als zur Dichtkunst hat. Es ist wahr, er beschreibt alles, was geschehen ist, sehr genau und richtig, aber er weiß die Begebenheiten nicht zu verbinden, er weiß nicht wichtige Begebenheiten von schlechten zu unterscheiden, seine Schreibart ist sehr matt und schleppend; kurz, er hat alle Fehler der gemeinen deutschen Historienschreiber.

Gottlieb Wilhelm Rabners Satyren. Achte Auflage, 4 Theile. Leipzig, im Verlag der Dyckischen Buchhandlung, 1764. 66 und ein halber Bogen, 8.

Diese Ausgabe ist denjenigen zu Liebe gemacht worden, die die Rabenerschen Schriften für einen wohlfeilen Preiß besitzen wollen. Wir überlassen es denen, die den Preiß der Bücher ver-

verstehen, zu urtheilen, ob man, um diesen Zweck zu erreichen, die Schriften eines Rabeners eben hätte auf ganz schlechten Papier, und mit alter abgenutzter Schrift, die dem Auge höchst verdrießlich wird, drucken müssen. Man hat ja von Herrn von Hagedorns Werken eine kleine Ausgabe, die auch wohlfeil ist, aber doch nicht wie ein Catechismus oder Gebethbuch gedruckt worden. Ueberhaupt wollen wir bey dieser Gelegenheit die Verleger deutscher witziger Schriften ermuntern, auf bequeme Taschenedi-tionen zu denken. Die Franzosen und Engländer, wenn sie ihre besten Schriftsteller prächtig drucken wollen, so drucken sie in Folio oder Quart, und zur Bequemlichkeit machen sie kleine niedliche Taschenedition en in klein Octav und in Duodez; die deuschen Buchhändler hingegen haben sich in ein Format in groß Octav verliebt, das weder prächtig noch bequem ist. Dieß sollte daher eigentlich auch blos nur zu gewöhnlichen Büchern bleiben, wo man viele Zeilen auf einer Seite haben, und sie doch nicht ganz auf Löschpapier drucken will; ferner zu Büchern, die in Bibliotheken stehen, und auch nur auf den Studierstuben der Gelehrten gelesen werden sollen, und doch nicht so dicke sind, daß sie etwa könnten in Quart gedruckt werden. Ist

es aber nicht ärgerlich, daß ein Frauenzimmer, das einen Gellert und Klopstock, ja auch einen Rabener (denn die gegenwärtige Ausgabe wird wohl nie auf die Nachttische der Damen kommen) gern mit aufs Land oder in einen Garten nehmen wollte, sie zu Hause lassen muß, weil der unförmliche Band in groß Octav nicht in ihrem Nähebeutel Raum findet. Wie angenehm ist im Gegentheil nicht denen, die schöne Schriften auf ihren Spaziergängen, ja auf ihren Reisen mitnehmen wollen, das niedliche Format der Werke eines Geßners, oder die saubern kleinen Ausgaben eines Hagedorn oder Kleist? Bey diesen letztern, die ihren Verlegern sonst wirklich Ehre machen, möchten wir nur erinnern, daß sie für Taschenedition en ein klein wenig zu groß sind. Liebhaber pflegen zu solchen Ausgaben das kleinste Octav zu lieben. Und wir wissen nicht, warum unsere deutsche Buchhändler solch ein Abscheuen vor dem Duodez haben?

Sammlung neuer Schauspiele, so wie sie auf dem Sebastianischen Schauplatze aufgeführt worden. Erster Band. Augspurg, bey Cletts Wittwe, 27. und einen halben Bogen, in groß 8.

Elende Uebersetzungen französischer und italiä-

länischer Schauspiele. Herr S. sollte seine Comödianten erst Deutsch lernen lassen, ehe sie sich unterständen Uebersetzer zu werden. Doch wir irren; es ist auch ein Originalstück in diesem Bande unter dem Titel: Constantia, oder die durch der Tochter Tugend ausgewirkte Versöhnung zwischen ihrem Vater und Großvater; ein moralisches Stück in fünf Aufzügen. Der Verfasser dieses Stücks solte wenigstens auch Deutsch lernen. Witz und Beurtheilungskraft kann er ohnedem nicht lernen, da er sie von Natur nicht hat. Die Matrone von Ephesus, ist ein Stück, das einer unserer besten Köpfe in sehr jungen Jahren gemacht, und es vermuthlich itzt, ohnerachtet es nicht ganz schlecht ist, seiner nicht würdig hält, weil er es seinen Beyträgen zum Theater nicht einverleibet hat. Aber wie sehr geschieht diesem Stücke nicht unrecht, daß es zwischen den abscheulichen Uebersetzungen und originalen Unsinn herumziehender Comödianten stehen muß.

Die Verwandelungen, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Jacob Heinrich Graeser. Hamburg, 1763. 8. und einen halben Bogen, in 8.

Der Verfasser versichert in der Vorrede, daß er, wenn man ihn Sünden wider die Regeln der Dramatik vorwerfen wolle, nichts zu sei-

nem Behufe anführen könne, als die Unschuld seiner Absichten. Nun kann unserer Meynung nach, die gute Absicht an einem schlechten Gedichte sehr wenig entschuldigen. Und wenn der Verfasser hinzu setzt, daß zu Beurtheilung dieses Stücks eine Kenntniß persönlicher Umstände nöthig sey, so können wir zwar die Nothwendigkeit davon nicht einsehen, wollen uns aber doch einer genauen Beurtheilung dieses Stücks enthalten, und den Verfasser den traurigen Vorstellungen von seinem Schicksale überlassen, welches, so viel wir aus der Durchlesung seines Stücks haben abnehmen können, darinn bestehen wird, beym Lesen mit Eckel weggeworfen, und auf der Schaubühne (wenn es ja dahin gelanget) ausgepfiffen zu werden.

Trauerspiele aus dem Englischen übersetzt, durch Johann Heinrich Schlegel, Professor bey der Universität zu Kopenhagen und Secretair in der Königl. Dän. Kanzley. Kopenhagen und Leipzig, verlegts Fried. Christian Pelt, 1764. 23. und ein viertel Bogen, in gr. 8.

Es sind Thomsons Tancred und Eduard und Youngs Brüder, die hier in reimfreyen fünffüßigen Jamben deutsch geliefert werden. Wir wünschen mit dem Herrn Uebersetzer, daß diese

Trauer-

Trauerspiele auf deutschen Bühnen möchten aufgeführt werden, wenigstens um zu sehen, was sie darauf für eine Wirkung thun könnten. Herrn S. Versification ist hin und wieder ziemhart, doch im Ganzen scheinet diese Uebersetzung zur Declamation bequem zu seyn, und das ist schon ein großes Verdienst.

Shakespear theatralische Werke. Aus dem Englischen übersetzt von Herrn Wieland, 4 und 5ter Band, groß 8. Zürch, bey Orell, Geßner und Compagnie, 1764. 4ter Band hält 31 und 5ter Band, 27 Bogen.

Von Rechtswegen sollte man einen Mann, wie Shakespear, gar nicht übersetzt haben. Ohne Kenntniß der englischen Sprache, der englischen Sitten, des englischen Humors, kann man an dem größten Theil seiner Werke wenig Geschmack finden; wer also das obige versteht, wird diesen trefflichen Schriftsteller englisch lesen, und wer es nicht versteht, sollte ihn billig gar nicht lesen. Die gegenwärtige Uebersetzung wird gewiß zu vielen schalen Urtheilen über Shakespear, und zu noch schalern Nachahmungen Gelegenheit geben. Wir können übrigens nicht verheelen, daß es uns an vielen Stellen scheint, als wenn Herr W. seinen Au-

tor nicht genug studirt hat; seine Schreibart ist außerdem sehr unbiegsam und voller Provincialwörter, so, daß seine Uebersetzung, die sonst überhaupt zu reden ganz getreu seyn mag, selten angenehm zu lesen ist.

Kleine Schriften aus den schönen Wissenschaften und der Sittenlehre, von verschiedenen Verfassern. Danzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 1764. 13 und ein halber Bogen, in 8.

Vielerley Geschwätz durch einander. Bald fader Witz, bald seichte Kritik, bald unvertraute Gelehrsamkeit, bald süße Zärtlichkeit, bald mittelmäßige Verse. So was stoppelt man zusammen, wenn man nach wohl zurückgelegten akademischen Jahren nun nach Hause kömmt, und seinen lieben Nebenbürgern zeigen will, daß man auch ein Büchelchen schreiben kann.

L. Johann Leonhard Staudners Rettung des Kanzleystils wider die Anfälle der Verehrer des guten Geschmacks.

In usum, non in praeconium, simplici stilo scribe. SENECA.

Nürnberg, verlegts Wolfgang Schwarzkopf. 1764. 9 und ein halber Bogen, in gr. 8.

Da

Da man auch dem Teufel die Defension nicht versagen soll, so kann man es dem Herrn S. nicht übel nehmen, daß er den Kanzleystyl nicht ungehört will verdammen lassen; nur wünschten wir, daß er hätte auf den Titel setzen wollen: wider den Gernwitz; denn in der That, was der Herr V. guten Geschmack nennen will, möchte wohl, wo er recht hat, nichts seyn als die Affectation solcher Leute, die am unrechten Orte ihr bißchen Witz zeigen wollen. Was aber der wirkliche gute Geschmack am Kanzleystyle bessern will, möchte wohl nicht zu vertheidigen seyn.

Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Ronsalva, eine Geschichte, worinn alles Wunderbare natürlich zugeht, 2 Th. beyde zusammen 618 S. in 8. Ulm, 1764.

Die Geschichte des Don Sylvio ist ein deutsches Landesproduct, wenn auch schon Spanien für den Boden, worauf es zum Vorschein gekommen wäre, ausgegeben wird. Es herrscht hier freylich keine Originalmanier; die Stellung ist vom Cervantes und die Farbenmischung vom Fielding: allein der hauptphilosophische Gedan-

ke,

ke, der dabey zum Grunde liegt, mag dem Verfasser eigen seyn, und kann ihm Ehre machen. Und endlich verdient jeder Versuch, den Deutschen etwas eigenes in die Hände zu geben, die verdoppelte Aufmerksamkeit deutscher Kunstrichter und Leser, wenn auch schon der Versuch selbst in Absicht auf die ganze Litteratur keine neue Gattung ausmacht. Die Mährchen der Morgenländer; die Rittergeschichten der Spanier, sind von den andern abendländischen Völkern nachgeahmt worden, auch die epischen Gedichte der Griechen haben sich in der Form von Romanen müssen nachbilden lassen. Die Franzosen sind bald nachher auf viererley neue Manieren gekommen; le Sage, Prevot, Marivaux und Crebillon sind dazu die Vorgänger. Zwo andere haben die Engelländer erfunden: die Richardsonsche und Fieldingsche. Aber wir, wenn wir ja bis jetzt eigene Romanen bekommen hatten: so waren sie nach jenen Arten zugeschnitten. Von uns selbst hatten wir noch nichts aufgestellet, das eine eigene Gattung ausmachte, und haben es auch bis jetzt noch nicht. Kein großer Schade, wird mancher denken. Wollte Gott wir hätten gar keine Romanen! — Wie man will; nur wenn wir ja welche haben sollen: so wäre es gut, daß wir auch Erfinder darinn vorstellten.

stellten. Es gehört zur Verbindungskunst der möglichen Fälle, zu bestimmen, ob zu den Romanen noch neue Manieren zu ersinnen seyen. Ueberhaupt wäre es eine sonderbare Arbeit eines Philosophen, in jeder Art von Gedichten die schon wirklich vorhandenen Gattungen gegen die noch möglichen anzugeben. Man hält es zwar für das Werk eines glücklichen Zufalls, der nur dem Genie aufstößt neue Arten zu schaffen; unterdessen müssen doch diese Arten aus der Zahl der an einer Sache möglichen herausgenommen werden, und es könnte also eine Kunst geben alle diese mögliche Arten auf einmal zu bestimmen: und an der Erfindung dieser Kunst darf man nicht ganz verzweifeln. Doch, ich will nur vom Don Sylvio reden. Hier ist die Geschichte im Auszuge.

Don Sylvio, ein spanischer junger Edelmann, hatte sich den Kopf durch Feenmährchen, die er in großer Anzahl und mit einer feurigen Phantasey gelesen, erhitzt. Nun glaubt er, daß er ebenfalls zu Abentheuren erkohren sey; glaubt, daß in der ganzen Natur, im ganzen Thierreiche, alles voll Feen stecke; und daß also beynahe nichts, was ihm aufstößt, das sey, was es ihm scheint, sondern allemal etwas Wunderbares, etwas Feenartiges in sich enthalte. Dem zu

Folge

Folge glaubt er denn ferner, daß ein Frosch, von dem er einen Raubvogel aus Mitleiden weggescheucht, und dadurch den armen Frosch errettet hatte, kein Frosch, sondern eine Fee sey, die es ihm einst reichlich vergelten werde; glaubt, daß ein blauer Schmetterling, den er bald darauf hascht, und wieder fliegen läßt, eine bezauberte Prinzeßinn sey, die für ihn bestimmt worden; glaubt, daß ein Portait an einem Halsgeschmeide, welches er zusammen im Walde gefunden, das Bild seiner Schmetterlingsprinzeßinn sey, glaubt endlich, daß ein Traum, den ihm ein Kopf, wie der seinige war, leicht schaffen konnte, ihm befehle, den blauen Schmetterling aufzusuchen, zu entzaubern und mit der daraus gewordenen Prinzeßinn glücklich zu seyn. Mit dem Entschlusse, dem geoffenbarten Willen einer Fee nachzuleben, näherte er sich eben, als einer 60. jährigen Tante, die ihn erzogen, die Geduld der Jungferschaft zu fehlen anfieng, und diese um sich Erleichterung durch einen Mann, und ihrem verarmten Neffen Geld durch eine Frau zu verschaffen, eine Heyrath für sich mit einem Procurator und für ihren Neffen mit des Procurators häßlichen aber reichen Nichte entworfen hatte. Der Procurator hoffte von der Nichte noch ein ansehnliches Stück Geldes zu ziehen,

ziehen, und so wäre allen in allem geholfen gewesen. Don Sylvio ist erst taub bey den Vorstellungen der Tante, giebt bald darauf etwas Gehör, um desto eher zu entkommen, verfällt auf einem Spaziergange neben der häßlichen Nichte in Entzückungen, die dieser Hoffnung machen, kömmt von der Träumerey auf einen Augenblick wieder zu sich, erblickt seine Gesellschafterinn und hält sie für seine feindselige Fee, die er nun bekämpfen will. Das Mägdchen, das keine Fee war, schreyet um Hülfe, bekömmt sie, Don Sylvio wird für rasend gehalten, von seinem Diener Pedrillo bewacht, und von ihm auch ehe ein herbeygerufener Barbier ankommen konnte, befreyet und auf der Flucht, wo sie das Abentheuer mit dem blauen Schmetterling auszuführen dachten, begleitet. Das ganze Abentheuer währt ohngefähr drey Tage. In der ersten Nacht bis an den Morgen fallen sie nur in einen Froschgraben, trocknen sich, schlafen ein, und träumen. Den andern Tag werden sie von einer alten Zigeunerinn ums Geld geschneutzt; verlieren ein Händchen, daß sie bey sich gehabt und das die alte Bettel, der es begegnet, zu sich nimmt; essen und trinken aus einem Zwerchsack, den Pedrillo, in diesem Stücke mißtrauisch auf den Beystand der Fee gut versehen

sehen hatte, und halten wieder in einem Lust-
wäldchen die Mittagsruhe: unterdessen kömmt
eine Dame nebst ihrem Kammermägdchen vor-
bey gegangen; sieht den Don Sylvio schlafend,
bleibt stehen, sieht noch einmal hin und sieht so
lange, bis sie den Don Sylvio auch abwesend sehen
kann. Unterdessen war Pedrillo erwacht, zu
diesen Zuschauerinnen näher getreten, hatte mit
ihnen gesprochen, und war doch, nachdem sie
sich entfernet, in der Ungewißheit geblieben, ob
er eine wirkliche Begebenheit oder einen Traum
gesehen; die Entscheidung bauet er auf den vor-
läufigen Ausspruch, den er von seinem Herrn er-
wartet, " ob er nämlich noch Pedrillo sey. "
Noch denselben Abend treffen sie zween Cavalie-
re an, die von andern in einem Gefechte um ei-
ner zugegensehenden Dame willen übermannt
waren. Don Sylvio nimmt der schwächern
Parthey, macht, daß sie siegen, und begleitet sie
in das Nachtlager, wo sich Pedrillo mit der
Kammerjungfer der unbekannten Dame bekannt
macht, Geheimnisse annimmt und mittheilt —
nicht umsonst; aber von seinem Herrn gestört
und noch vor Tage aus dem Wirthshause weg-
geführt wird. An diesem Tage sehen sie einen
blauen Schmetterling, laufen ihm nach, ver-
scheuchen ihn, so daß er einer nicht weit entfern-

ten

ten Bauerdirne zufliegt; diese haschet ihn, bindet ihn an einen Faden, will ihn auch gegen eine Kleinigkeit dem Don Sylvio, der unterdessen herbeygekommen war, abgeben. Pedrillo rieth zu diesen Tractaten. Aber in des Don Sylvio Augen war das Grasmensch nicht ein Grasmensch, sondern seine Feindinn, die Fee Fanferlusch, er zieht seinen Reiterpallasch gegen sie. Die Dirne bekömmt Hülfe, der Schmetterling fliegt davon; Don Sylvio und Pedrillo hingegen werden halb tod geschlagen, und dem erstern nimmt man sogar sein Portrait ab; welches ihn in eine Trostlosigkeit stürzt, woraus ihn Pedrillo zu befreyen Mühe hat. Der Diener räth aufs nächste Dorf zuzugehen, wo sie vermuthlich die Dirnen und das verlohren gegangene Portrait wieder antreffen würden. Beym Dorfe war ein Edelmannssitz, auf diesen stoßen sie zuerst; Don Sylvio sieht es für die Wohnung einer Fee an, und wird darinn noch mehr bestärket, als er im Vorsaal ein weisses Kätzchen auf einem Stuhle erblickt, dem noch andre Thiere eben derselben Art den Hof machen. Man öffnet einen Thierflügel, und Pedrillo sieht das Kammermägdchen, das er im Walde gesehen, herein gucken. Nun kömmt diesem alles natürlich vor, aber noch nicht dem Don Sylvio, denn

als die Besitzerinn des Schlosses (eben die Dame, die ihn im Wald schlafend gefunden,) herein tritt und sich mit ihm unterredet, steht er noch immer in seinem ersten Wahne. Der Bruder der Dame kömmt an; und es ist der Unbekannte, den Don Sylvio errettet hat. Das Frauenzimmer, welches der Cavalier mit sich brachte und zu heyrathen willens war, ist ehemals von einer Zigeunerinn gestohlen, erzogen, beynahe verführt, nachher Komödiantinn, und seit einiger Zeit von dem Cavalier geliebt worden. Die Zigeunerinn, ihre Pflegmutter, hört von ihrer Glücksveränderung, sucht sie auf, kömmt im Schlosse an, und Pedrillo erkennt am Hündchen, daß es ihre Bekannte sey. Der Barbier, welcher dem Don Sylvio hatte helfen sollen, und der in dem Schlosse der Dame aus und eingeht, (denn es lag in der Nachbarschaft von Ronsalva) hört, daß Don Sylvio daselbst sey und sagt es dessen Tante, welche ankömmt und die elenderzählende Freundinn des geretteten Cavaliers für ihre gestohlne Nichte erkennen muß. Mittlerweile hatte man von den Grasmenschern auch das Portrait bekommen, das man leicht für das vor 3 Tagen verlohrne Portrait der Dame erkennet, und da Don Sylvio schon vorher zwischen der Liebe für das vermeynte Portrait seiner

Schmet-

Schmetterlingsprinzeßinn, und zwischen der Leidenschaft für die neue Bekanntschaft wankend, nachher in seinem Glauben an die Feen von allen Anwesenden angegriffen, und endlich durch den Anblick des wieder vorgezeigten Portraits, von der Verträglichkeit seiner letztern Leidenschaft mit der erstern überzeugt worden: so endigt sich das ganze Abentheuer in einer doppelten Heyrath? Das nun eben noch nicht; aber in einem doppelten Verlöbnisse, denn man war so gescheid, den Don Sylvio erst noch ein Paar Jahre lang auf Reisen zu schicken, und sein doppelter Schwager war so gut, ihn zu begleiten; mittlerweile begaben sich die beyden Damen in ein Kloster.

Man sieht wohl, daß alle in der Geschichte gebrauchte Personen bey der Entwickelung wieder vorkommen, sogar der kleine Hund, Nazmens Simpimp; nur der Procurator und seine Nichte zeigten sich nicht mehr. Der Verfasser hätte sie also vielleicht ganz weglassen können, da er nicht mehr Nutzen davon gezogen, als daß er bey der letztern ein Gemählde im Geschmacke des Calot, das heißt, im Geschmacke des Verzerreten hatte anbringen können: welches doch immer zu lachen macht. Da der Diener Pedrillo sehr oft klüger ist, als sein Herr: so interessirt er auch mehr, als der erstere; wie es fast

immer in dergleichen Schriften zu gehen pflegt, doch muß man dem Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er den Pedrillo nicht völlig so klug gemacht, als er selbst in solchen Fällen würde gewesen seyn. Pedrillo hat oft seine Anwandlungen von Narrheit, und ist alsdenn wie sein Herr, oder noch unter ihm. Dieß bringt noch eine Mischung in den Charakter, wodurch er sich etwas auszeichnet. So recht besehen, bleibt er immer eine Nachahmung. Ein einziger Zug hat mir darinne original geschienen und vornehmlich gefallen. Pedrillo zweifelt erst an der Prinzeßheit des Buttervogels und an allen andern schönen Träumereyen des Don Sylvio. Als ihm aber sein Herr das gefundene Portrait, welches freylich in seinen Händen wirklich war, vorweiset: so läßt er sich dadurch überzeugen, daß alles andere auch wirklich sey. Dieser Schluß von der nicht zu läugnenden Wirklichkeit einer Sache auf die Wirklichkeit aller andern, die man dadurch beweisen wollte, ist dem Pöbel so natürlich, daß er allerdings dem Charakter des Pedrillo eine feste Zeichnung giebt, und seine übrige Entschließungen begreiflich macht.

Der Charakter des Don Sylvio ist nicht genung bearbeitet. Der Verfasser hätte uns können

nen

nen zusehen lassen, wie er nach und nach geworden, so wie man dieß an einem Jones sieht. Aber in drey Tagen war es unmöglich, ihn genugsam in Handlungen zu zeigen. Dem Philosophen ist es angenehm gegen das Ende an Don Sylvio ein Nachsinnen wahrzunehmen, das viel hoffen läßt. Es erscheint mit dem Schwager des Don Sylvio ein Freund, Namens Don Gabriel, eben der, welcher vornehmlich die Cur des Don Sylvio an der Feenkrankheit unternimmt. So ruhig auch dieser Charakter ist: so interessant wird er. Der neue Schwager sagt nicht viel und thut noch weniger. Die Dame, welche sich an des Schmetterlings Stelle setzt, hat gar kein unterscheidendes Gesicht, und die Geliebte ihres Bruders erzählt ihre Komödiantengeschichte in einem so elenden Tone, daß gewiß auf der Insel Felsenburg die Lebensläufe besser erzählt werden. Man hat Mühe, sich durch das darauf folgende Mährchen des Don Gabriel vom Prinz Biribinker wieder zu erholen. Die übrigen Personen verdienen weiter nicht bey der Beurtheilung des Stückes bemerkt zu werden. Ein gutes Herz des Verfassers gegen seine Leser zeigt es an, daß er das Abentheuer nicht länger als etwa drey Tage währen läßt; denn man hätte es wirklich bey dem Verfolgen

eines Schmetterlings nicht wohl länger aushalten können.

Man könnte etwa beym ersten Anblick denken, daß es fruchtbarer würde gewesen seyn, wenn der Verfasser eine der gewöhnlichen Chimären, welchen die Menschen nachjagen, zum Stoffe seiner Erzählung gewählt, und daraus etwas pragmatisches gemacht hätte; allein, wenn man zum zweytenmal nachsieht: so findet sichs, daß der Schriftsteller seinen Zweck nicht so gut würde erreicht haben, als durch das ausgesonnene Mährchen. Da es darauf ankam, den Weg zu zeigen, auf dem sich der Geist des Menschen zu schwärmenden Phantaseyen hinaufwindet: so mußte er das ungereimteste Beyspiel dazu wählen, damit sich die andern, welche es in einem geringern Grade sind, desto leichter daraus begreifen ließen. Zum Exempel: als Don Sylvio den Frosch, den er für eine Fee hielte, (er allein wußte warum) errettet hatte, und dieser in den Sumpf zurückgesprungen war: so erwartete der Schwärmer, daß der Frosch oder die maskirte Fee wieder zu ihm umkehren würde. Da es nicht geschah: so sann er auf Ursachen davon. Die leichteste unter allen, und auf welche auch jeder Vernünftiger würde gefallen seyn, ist diese, weil der Frosch ein bloßer Frosch und

keine

keine Fee gewesen. Allein auf diese rieth Don Sylvio nicht. Der Einfaltspinsel! ruft hier jedermann. Gut! nun seht! wenn es einem mitzsüchtigen Schwärmer nach einsamen angestellten Betrachtungen leicht ums Herz wird, weil aus einer andern Ursache in seinem Körper eine gewisse Erleichterung vorfällt: so hält er dieß Leichtwerden oder diese Freudigkeit, wie er es nennt, für eine göttliche Gnadenwirkung; und erwartet sie nun wieder bey seinen ein andersmal angestellten Betrachtungen. Sie kömmt nicht, und nun sucht er die Ursachen, warum sie nicht kömmt, sucht sie in einer vorhergegangenen Befleckung, oder anderm Vergehen, kurz, sucht sie allenthalben, nur da nicht, wo sie ist: denkt an alles eher, nur an das nicht, daß es keine Gnadenwirkung gewesen, sondern eine zufällige Erleichterung seines Körpers: mit andern Worten: es fällt ihm nicht ein, daß der Frosch wohl keine Fee seyn dürfte.

Um dergleichen Ungereimtheiten recht treffend zu machen, muß man das ungereimteste wählen: und der Verfasser des Don Sylvio hat also darinn eine glückliche Wahl getroffen. Er scheint auch Philosoph genug zu seyn, um sich in den Unsinn eines schwachen Kopfes hinein zu denken, damit er ihn nachher vernünftig behandeln könne. Zufolge eben der philosophischen Laune

kömmt ein Gespräch zwischen Ich und Du vor, welches sehr gut ist; nur scheint der Ich die Sache ein Bißchen zu weit zu treiben: denn wenn der erste beste Anschein, den jeder von einer gewissen Sache bekömmt, hinreichend ist, ihre Güte in Absicht auf ihn zu entscheiden, wenn kein anderer weiter darüber urtheilen kann: so giebt es gar kein billiges Gesetz mehr, keine gerechte Forderung mehr an die Menschen.

Der Styl des Verfassers, ist der Sache, die er erzählt, ziemlich angemessen. Es kommen manchmal Einfälle vor, die der Lunge eine heilsame Erschütterung verschaffen, doch ohne den starken und daurenden Ausbruch, welchen der Herausgeber nebst seiner Frau, seiner feyerlichen Art von Schreiber und seinem Gesinde will erfahren haben. Doch läßt sich freylich von einer Lunge auf die andere kein Schluß machen, und es kann seyn, daß die Recensenten im Durchschnitte genommen, ohnedem weniger reizbar zum günstigen Lachen sind, als es die Autoren bey ihren eigenen Arbeiten zu seyn pflegen.

Der Greis. Erster und zweyter Theil. 1. Alph. 2. Bogen, in 8. Dritter und vierter Theil. 1. Alph. 3. Bogen. Magdeburg 1763. Fünfter und sechster Theil, 1. Alph. 3. Bogen

gen. Siebender und achter Theil, 1. Alph. 2. Bogen. Magdeburg 1764. gedruckt bey Daniel Christian Hechtel.

Man hört viele über die Menge moralischer Wochenschriften unter uns klagen. Deutschland, heißt es, wird gleichsam davon überschwemmet; die meisten sind Geschwätz, und unter den guten haben wir doch keinen Zuschauer. Fehlt es den Verfassern nicht ganz an Genie, so fehlt es ihnen doch an der so nöthigen Weltkänntniß, an der reichen Belesenheit, an dem durch den Umgang der feinern Welt geläuterten Geschmack, wodurch das Genie eines Steele, Addison und Pope ausgebildet war. Wir gestehn die Richtigkeit dieses Urtheils ein. Wenn es auf die schriftstellerische Ehre der Nation ankömmt, so haben wir noch keine moralische Wochenschrift, die wir den besten Engelländischen entgegen setzen könnten. Indessen möchten wir doch auch nicht gern über ihre Menge Klagen führen, oder ihnen allen Nutzen absprechen, sie müßten denn ganz schlecht seyn. Wenn man die verschiedenen Provinzen Deutschlandes etwas genauer kennt, so weis man, wie traurig es noch um den Geschmack der Deutschen aussieht; da ist wenig oder gar keine Liebe zum Le-

sen; die moralische Seite der Menschen ist roh und ungebildet; und edle Gesinnungen oder auch nur bürgerliche Tugenden sind unbekannt, oder werden nicht geschäzt. Können wir keine moralische Bourchardons haben, die aus den steinernen Klözern Gestallten voll Geist und Leben machen; so müssen wir gemeine Bildschnizer nicht verweisen, die dem rohen Klumpen doch einige Bildung zu geben suchen. Und vielleicht sind diese Anfangs nuzbarer, als jene; weil sie nicht zu weit über die Sphäre des Orts, wo sie ihre Arbeiten ausstellen, erhoben werden. Aus dieser Ursache verdammen wir nicht allein keine mittelmäßige Wochenschrift, die aufs neue in irgend einer Provinz Deutschlandes zum Vorschein kömmt; sondern wir wünschten auch, daß in jeder Provinz eine besondere seyn möchte, die sich mit der Aufklärung des Geistes ihrer Einwohner beschäftigte, ihre Vorurtheile bestritte, sie mit ihren bürgerlichen und moralischen Verhältnissen näher bekannt machte, und ihre eigenthümliche Provinzialdenkungsart charakterisirte und auspolirte. Nebenher würde dies den Nuzen haben, daß wir die verschiednen, zum Theil kontrastirenden Züge des Charakters unserer Nation genauer kennen lernten; ein Kenntniß, daran es uns bisher noch immer gefehlt hat, und ohne

ne welche man doch weder gründliche Geschicht-
schreiber unter unserer Nation, noch richtige An-
wendungen politischer und moralischer Grund-
sätze auf sie erwarten kann. Hauptsächlich aber
haben einzelne moralische Blätter den Nutzen,
daß sie, so wie das Abc die Kinder, viele Men-
schen zum Lesen gewöhnen, und ihre Neubegier-
de reizen, ohne doch ihrer Trägheit beschwerlich
zu seyn, welche sonst nie, weil sie vor einem
ganzen Buche erschrecken, dahin gekommen seyn
würden, eine Schrift in die Hand zu nehmen.
Die Neigung zum Lesen, die in manchen Or-
ten Deutschlandes herrscht, schreiben wir mit
auf die Rechnung der periodischen Schriften,
deren Menge manche Kunstrichter zum Klagen
reizt. Und wie sehr der Ort, wo einigermaßen
gelesen wird, in Sitten und Denkungsart, ja
auch nur in der Annehmlichkeit des bürgerlichen
Umgangs gegen diejenigen absteche, wo gar nicht
gelesen wird; das kann nur der beurtheilen,
der das Unglück hat, in solcher Gegend sich auf-
zuhalten. Ueberdem läßt ein solches Blat, das
gleichsam zum Zeitvertreibe gelesen wird, bey sei-
nen Lesern und Leserinnen gewisse Eindrücke zu-
rück, die Anfangs unmerklich sind, in der Folge
aber doch auf die Erziehung, auf ihr sittliches
Betragen, ihren Umgang, ja selbst auf die Ge-

sin-

sinnungen ihres Herzens von weit ausgebreiteter Wirkung seyn können; und wir haben manche gekannt, welche sich nach Lesung eines solchen Blats gewisser rohen Ausbrüche ihres Herzens geschämt haben, weil ihnen das lächerliche oder niederträchtige derselben nun zum erstenmal entblößt vor Augen stand. Kurz, jedes moralische Blat, wenn es nicht selbst in ganz elendem Geschmacke geschrieben ist, macht den Geist und die Sitten seiner Leser etwas feiner, als sie zuvor waren; bereitet sie zu Bearbeitung größerer Meister; und trägt immer, wenn es auch nur in einer kleinen Sphäre wirksam seyn sollte, zur Austilgung der ganzen Nation etwas bey.

Diesen Nutzen versprechen wir uns auch vom Greise, der es sich sehr patriotisch angelegen seyn läßt, dem Herzen und Geschmack seiner Mitbürger, unter denen er lebt, eine gute Gestallt zu geben, und ihnen die richtigen Grundsätze der Erziehung, der Religion und des bürgerlichen Lebens einzuflößen, die er sich selbst aus andern Schriftstellern, oder aus seiner eignen Erfahrung gesammelt hat. In wie fern er die Rolle eines Greises, die er als moralischer Schriftsteller übernommen hat, wohl gespielt habe, wollen wir nun auch sagen.

Er schildert sich selbst, als Greis, im ersten Stücke. Wir glaubten in dieser Schilderung einen charakteristischen Zug zu finden, wodurch er sich unterscheiden, und den eigenthümlichen Ton, den er beobachten wolle, ankündigen würde; aber wir fanden nur einen Mann, der überhaupt von sich sagt, wie gut er erzogen, in den Wissenschaften unterrichtet, zur Religion und Tugend gebildet worden; und der nun noch zum Unterricht, zur Besserung, und zum Vergnügen seiner Mitbürger etwas beytragen will. Man sieht, wie allgemein dieser Charakter sey; der Greis konnte eben so gut ein Jüngling heißen. Uns dünkt, seine Rolle könnte originaler und angemessener gespielt werden, wenn er sogleich mit der Feyerlichkeit, die alten moralisirenden Leuten eigen ist, aufgetreten wäre, auf die junge Welt, die er unterrichten wollte, als auf ein unerfahrnes Völkchen, das seiner Warnungen sehr bedürfte, mitleidig herabgesehen, und sich nach Horazens Zeichnung difficilis, querulus, laudator temporis acti se puero, censor, castigatorque minorum gezeiget hätte. Alle seine Sittensprüche würden eine neue und eigenthümliche Wendung erhalten, und eben darinn mehr Eindruck gemacht haben. Die geschwätzige Laune eines Greises, und sein Bemühen, seine Aus-

sprüche wichtig zu machen, hätten wir zum herrschenden Tone gemacht; und damit er nicht in eine mißfällige Langweiligkeit ausarten möchte, würden wir ein paar muntere Enkel und Enkelinnen mit ihm auf den Schauplatz gebracht haben, durch ihren lebhaften Witz sein verdrießliches Wesen zu unterbrechen, gegen seine mürrischen Sprüche durch eine lachende Satire abzustechen, und den Leser durch diese Abwechselung beständig in Athem zu erhalten. Bey dem Verf. herrscht nur ein Ton, der zwar ernsthaft genug für einen Greis ist, aber doch nichts eigenthümliches von ihm hat. Er ist zugleich fast eben so trocken, als ernsthaft; und könnte eben so gut, und noch besser auf der Kanzel, und auf dem Katheder, als in dem Munde unsers Greises statt finden. Zuweilen will er munter seyn, aber die Munterkeit ist nicht ganz natürlich, wie man zum Beyspeil, aus dem fünfzehnten Stück sehen kann: und es ist gut, daß er sich nur selten auf Witz und Scherz eingelassen hat. Im siebenzehnten Stück ist über die Steifigkeit der deutschen Gesellschaften etwas recht gut gesagt.

Die moralischen Betrachtungen unsers Greises sind wohl wahr und gut; aber sie sind fast durchgehends zu allgemein ausgedruckt, so wie sie ohne

ohngefähr in einem System der Moral lauten würden. Solche Betrachtungen sind in dem Munde eines öffentlichen Sittenrichters nicht treffend genug; er muß das Allgemeine auf die besondern Charaktere der Menschen anwenden, den verschiedenen Wendungen des Herzens nachgehen, dessen Vorurtheile und Widersprüche entblößen; und seine Sittenlehre in ihre mannigfaltige Denkungsarten, wenn man so sagen darf, einfugen und einpassen. Aber freylich gehört hierzu, wenn man sich einen glücklichen Erfolg versprechen will, eine vielseitige Kenntniß der Welt, und eine tiefe und raisonirte Einsicht in das menschliche Herz; und an diesem Stoffe fehlt es den meisten Moralisten unserer Nation; ja sie haben nicht einmal Veranlassung genug dazu. Der Zirkel ihres Gesichtskreises ist zu enge. Daher sind die Betrachtungen aus dem Collegio, nicht aus der Situation der Menschen, die man vor sich hat, hergenommen; und die Sprache, darinn sie ausgedrückt sind, ist mehr die Sprache der Schule, als die Sprache der Welt. Daher ist auch die Sittenlehre weder so eindringend, noch so richtig bestimmt, noch auch einmal so verständlich, als sie es seyn muß, wenn sie wirklich das Herz angreifen, gewinnen und umbilden soll.

Wir

Wir sagen das nicht bloß zur Beurtheilung des Greises. Unser Urtheil trifft, wie uns dünkt, die meisten Sittenlehrer unserer Nation, die sich auf eben die Art, wie er, an die Bildung des Herzens ihrer Mitbürger gewagt haben. Aber wir müssen aus ihm Exempel zur Erläuterung, die sehr treffend sind, anführen. Der Verf. hat den sehr lobenswürdigen Einfall gehabt, übersetzte Stellen aus den Alten, deren Uebersetzung auch gut ist, in seine Stücke einzuschalten. So lieset man im zweyten und fünften Stück, Lucians Gedanken über die Verläumdung; im achten eine Stelle aus dem Plato über den Werth der Dinge dieses Lebens; im zwanzigsten einige schöne Briefe des Plinius; im zwey und dreyßigsten Plutarchs Abhandlung von der Blödigkeit, im vierzigsten eben desselben Gedanken über den Vortheil, den man aus der Feindschaft der Menschen ziehen kann, u. s. w. Man vergleiche nur das, was der Verf. erst selbst über diese Materien sagt, mit dem, was jene Alten, die er hernach sprechen läßt, eben darüber sagen; so wird man durch das Abstechende beyderseitiger Gedanken ungemein frappirt werden. Was der Verf. erst auf seine Art, allgemein und unbestimmt ausdrückt, ohne den Fehler, dawider er spricht, anschauend vor sich zu sehen, ohne ihn

in

in seinen verschiedenen Wendungen, Situationen und Nuancen zu verfolgen, das sieht ein Plutarch oder Lucian in seinen mannigfaltigen Abänderungen vor sich und drückt es mit eben dem Geist, damit er es gesehen hat, auch aus. Ihre moralische Gedanken müssen daher auch richtiger, zur Anwendung brauchbarer, und der Lage des Menschen angemessener seyn. Das hatten sie aber allein ihrer genauern Kenntniß der Welt, ihrer geprüften Bekanntschaft mit den großen Geschäften dieses Lebens, und ihrer vielfachen Erfahrung, wie sich der Mensch darinn beweise, zu danken. Dies gab ihren Gedanken das Treffende, ihrem Schwunge das Leben, und prägte selbst ihrem Styl, ohne itzt auf ihr Genie und ihre erworbene Talente zu sehen, einen gewissen originalen Geist ein. Aber die Weltkenntniß vieler unserer Moralisten fängt sich vom Professor an und endiget sich bey dem Schulfreunde. Den Hof, den Mann in Geschäften, die große Welt, oder auch nur den feinern Theil derselben kennen sie gar nicht; oder in einer so weiten Entfernung, daß es eben so gut ist, als kenneten sie sie nicht. Es ist daher auch unmöglich, daß sie in ihren moralischen Betrachtungen über allgemeine und unbestimmte Sätze, die eben so wenig Kraft haben, als das

gewöhnliche: sey fromm und artig! damit man die Kinder erziehen will, hinausgehen sollten. Zur Erläuterung unsrer Gedanken wollen wir den Leser auf das sechste Stück verweisen. Es ist darinn von den öffentlichen Lustbarkeiten die Rede, wobey mit Grunde angemerkt wird, daß es eine wichtige Pflicht der Obrigkeit sey, diese Lustbarkeiten selbst zu bestimmen und einzurichten. Nun folgen Regeln für die gute Einrichtung derselben, die zwar ihre Richtigkeit haben, aber so allgemein, und mehr verneinend als positiv sind, daß kein Regent nach denselben eine Einrichtung machen kann, die dem wahren Zweck öffentlicher Lustbarkeiten, den die Alten vor Augen hatten, Genüge thäte.

Moralische Schilderungen findet man wenig; und die wenigen haben nicht die unterscheidenden, pittoresken Grundzüge, die ein Gemählde vor dem andern kenntlich machen. Der Verf. scheint dies gefühlt zu haben, darum hat er sich nicht unter die Sittenmahler drängen wollen: und sein Geschmack ist zu gut gewesen, als daß er mit vielen unserer moralischen Klecker gemeine Sache hätte machen sollen, die aus niedrigen, heterogenen und übelpassenden Zügen ihre Gemählde verfertigen, und gleich den ersten Meistern in der Kindheit der Mahlerkunst darunter schrei-

schreiben müssen: dies ist ein Löwe; und dies ein Mensch. Die Griechen hatten nur einen Theophrast; die Franzosen haben nur einen la Bruyere: möchten doch unsere Deutschen nicht eher schildern, bis sie solche Meister erreichen können!

Der Inhalt vieler Stücke hat eine nähere Beziehung auf die Religion, und dieses theologische Fach scheint unserm Greise am meisten angemessen zu seyn; hier wird es auch wohl den meisten verdienten Beyfall erhalten. Manche Religionswahrheiten sind in einem neuen Lichte gezeigt; der Verf. hat ihnen eine Wendung zu geben gewußt, die sie frappanter darstellt. So hat uns das 29ste Stück von der Vorbereitung zum Tode, und vom langsamen und schnellen Tode vorzüglich gefallen. Im 47sten Stücke sind gute, und zwischen zweyen Abwegen richtig bestimmte Grundsätze vorgetragen, nach welchen man die Kinder in der christlichen Religion erziehen soll; und wir stimmen dem Verf. darinn völlig bey, daß man den Kindern im 6ten oder 7ten Jahre die großen Wahrheiten der Religion einprägen, und, so viel möglich, ihnen von ihrer Wichtigkeit, und wie sehr sie uns interessiren, einen Vorschmack geben müsse, ohne sich auf die Beweise derselben, die sie noch nicht verstehen können, einzulassen. Das vä-

terliche Ansehen und Exempel sind für Kinder Beweises genug; warum sollte man ihnen nicht auch auf diese Art gute Vorurtheile einflößen, wozu sie bey reifen Jahren den Beweis finden können: da sie auf eben die Art schlimme Vorurtheile einsaugen, die, bey aller folgenden deutlichen Einsicht des Gegentheils, doch hängen bleiben, und einen mächtigen Einfluß auf sie behalten? Der Verf. beweiset dies selbst umständlicher im 57sten Stücke, mit dem wir doch übrigens nicht ganz zufrieden zu seyn Ursach haben. Was er von der Erziehung überhaupt in verschiedenen Stücken sagt, ist zwar bekannt, und, wie er selbst gesteht, aus andern entlehnt; aber als ein brauchbarer Auszug der nothwendigsten Regeln, die in der Erziehung zu beobachten sind, anzusehen; und die meisten derselben werden in der Prüfung und Anwendung richtig befunden werden. Wir müssen auch noch gestehen, daß wir mit der Methode, den Kindern Jesum kennen zu lernen, welche in diesem 57sten Stücke beschrieben wird, besser zufrieden sind, als mit derjenigen, die der Nordische Aufseher angezeigt hat. Im 66sten St. wird der Wunsch geäußert, daß man wahre Beyspiele rechtschaffener Thaten von jetzt lebenden Personen sammeln möchte; und wir können dem Leser

die

die Versicherung geben, daß wir solche Sammlung zu erwarten haben. Ein Exempel, das hier erzählt wird, ist so schön, daß wir es anführen müssen. — Ein Kaufmann vertraute einem armen Handwerksmanne auf der Reise eine Summe Geldes, und starb unterwegens. Der ehrliche Mann schickte das Geld, wovon niemand etwas wußte, an die Hinterlassenen des Verstorbenen. Ey, sprach einer seiner Verwandten zu ihm: Ihr seyd doch ein einfältiger Mensch, daß ihr das Geld nicht behalten habt; wer würde es denn gewußt haben? Gott, antwortete er, der alles weis, und ich, der ich es nicht würde vergessen haben. — Ob der Verf. in Allegorien glücklich sey, kann man aus dem 72sten Stück lernen. Selten, nur selten, und nur Leuten von sehr reifer und doch reicher Einbildungskraft, gerathen Allegorien wohl. — Die Geschichte, die im 83sten St. in einigen Briefen beschrieben ist, ist wohl und interessant erzählt, und hat eine gewisse natürliche und doch neue Wendung. — Von der Probe einer deutschen Uebersetzung des Tacitus, die im 91 und 92sten St. gegeben wird, wollen wir hier nichts sagen, weil bereits ein Theil des übersetzten Tacitus von eben dieser Hand ans Licht getreten ist, den wir besonders erwähnen werden.

Doch wir haben genug vom Greise gesprochen. Wäre der Styl weniger weitschweifig, und der Vortrag oft nicht so kanzelmäßig, so würden auch die Betrachtungen für das Herz des Lesers oft von größerer Wirkung seyn. Nur wenig Sittenlehrer verstehen die Kunst, von wichtigen Pflichten der Menschen ad hominem zu raisoniren, sie in seine Denkungsart einzufügen, und seine gewöhnliche Affekten dafür zu interessiren.

Der Greis. Neunter und zehnter Theil. Magdeburg gedruckt und verlegt bey dem Commercien-Rath Hechtel, 1765. 1. Alph. 2. Bogen in 8.

Was wir von dem Ton dieser periodischen Schrift im vorhergehenden Stück gesagt haben, wollen wir hier nicht wiederholen. Die im 107. und 114. Stück dieses neunten Theils enthaltene Proben einer Uebersetzung Homers in hexametrischen Versen, ist bereits in des 1sten Bandes 2ten Stück der Bibliotheck S. 32. erwähnet worden. Wir wollen aber doch noch eine kleine Probe daraus mittheilen. Es soll der Schwur seyn, den Achilles im ersten Gesange thut. S. 180. sagt der der deutsche Uebersetzer:

Aber

Aber wiß, mit der Eydschwüre höchstem ist es
geschworen:
Eh soll dieser Stab, der vom nährenden Stam-
me gehauen,
lange dürr erstarb, dir Sprossen wieder, und
Blätter
Treiben und abermal blühn von befruchtender
Rinde durchs Künstlers
*) Eisen ringsum entscheelt, und izt der Gerech-
keit Zepter,
Und der erhabnen Gesetze des Zevs in rich-
tender Rechte;
Eh Achilles zum Heer, — bey diesem Zepter
schwör ichs! —
Wiederkehrt. Sie all, Achaias versammlete
Völker,
Sollen reuvoll empor die bange Hand nach ihm
ringen,

— ⏑ ⏑ — —
— — — ⏑ ⏑
Eisen rings, um ent-

*) Man mag scandiren wie man will, so ist immer rings oder um falsch gebraucht: sen in Eisen verhält sich gegen rings unmöglich so, daß diese beyde Silben, als zwey gleich kurze Silben eines Dactylus mit Wohlklang können gebraucht werden.

Wenn von des Uebermuths ohnmächtigem Schutze vertheidigt,
Legionen, durch Hector, den Heldenwürger, erschlagen,
Röcheln im Blut; dann rase vor Schmerz und des Unsinns Erinnerung,
Daß du mit solcher Stirn, den künften Achäer entehrtest.
Also sagte Pelides, und warf den Zepter mit goldenen
Nägeln gestirnt zur Erde vor Wuth und satzte sich wieder.

Um in die Augen fallen zu lassen, wie diese Uebersetzung beschaffen sey, wollen wir das Original, nebst einer zwar nur flüchtigen, aber wörtlichen prosaischen Uebersetzung hieher setzen:

Αλλ' ἐκ τοι ἐρεω, και επι μεγαν ὁρκον ὀμουμαι,
Ναι μα τοδε σκηπτρον, τομεν ποτε Φυλλα και ὀζους
Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὀρεσσι λελοιπεν
Ουδ' ἀναθηλησει περι γαρ ρ' ἀ ἑ χαλκος ἐλεψε
Φυλλα τε καὶ φλοιον. νὺν αὐτε μιν υἱες Ἀχαιων
Ἐν παι παλαμης Φορεουσι δικασπολοι, ὁιτε δεμιστας
Προς Διος ἐιρυλαι ὁ δε τοι μεγας ἐσσεται ὁρκος

Η.

Ἦ ποτ' Ἀχιλλῆος ποθὴ ἵξεται υἷας Ἀχαιων
Ξυμπαντας τοις δ' ὔπ δυνεσεαι, ἀχνυμενος περ
Χραισμειν, ἐντ' ἀν πολλοι ὑφ Ἕκτορος ἀνδρο-
φονοιο
Θνηισκοντες πιπτωσι συ δ ἐνδοθι θυμον ἀμυξεις
Χωομενος, ἑτ' ἀρισον Ἀχαιων ὅδεν ἐτισας
Ὡς φατο πηλειδης ποτι δε σκηπτρον βαλε γαιη
Χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον, ἑζετο δ' αὔτος.

Dies heißt wörtlich: "Aber ich sage dir und "schwöre einen großen Schwur dazu, Wahrlich "bey diesem Scepter, der niemals Blätter oder "Zweige hervorbringen wird, nachdem er einmal "seinen Stamm auf dem Gebürge verlassen, oder "wieder ausschlagen wird, denn der Stahl hat "ihm Blätter und Rinde genommen; nun aber "tragen ihn unter den Söhnen der Achiver, die "Richter in Händen, die die vom Zevs herstam-"menden Gesetze handhaben. Dies soll dir ein "großer Schwur seyn: Es wird einst sämtliche "Söhne der Achiver heftig nach dem Achilles "verlangen! Du aber wirst ihnen, so sehr es "dich kränkt, nicht helfen können, wenn viele "vom Hektor dem Menschenwürger getödtet, "niederfallen; du wirst denn dir Zornvoll, das "Herz innerlich abfressen, darüber, daß du den "Tapfersten der Achiver entehret hast. So sag-

"te der Pelides, warf den Scepter, mit güldes
"nen Nägeln beschlagen, zur Erde, und setzte
"sich."

Wo ist hier der nährende Stamm, die befruchtende Rinde u. d. g. Wo ringen hier die Griechen reuvoll die Hände, wo werden hier Legionen von des Uebermuths ohnmächtigen Schutze vertheidigt; durch diese Zusätze hat vermuthlich der Uebersetzer den Homer verschönern und mit seinem Lämpgen die Sonne erleuchten wollen. Verschiedene von seinen sehr überflüßigen Zügen hat er auch aus Popens Uebersetzung geborgt, die er freylich nicht ganz umsonst wollte gelesen haben. Wir wollen sie zu mehrerer Einleuchtung auch hieher setzen:

Now by this sacred Sceptre let me swear,
Which never more shall leaves or *blossoms* bear,
Which sever'd from the trunk (as I from thee)
On the bare mountains left its parent tree;
This Sceptre, form'd by temper'd steel to prove
An ensign of the delegates of Jove
From whom the pow'r of laws and justice springs:
(Tremendous Oath! inviolate to Kings)

By

By this J swear, when *bleeding* Greece again
S*hall* call Achilles she shall call in vain:
When flush'd with slaughter, Hector comes to spread
The *purpled* shore with mountains of the dead,
Then shalt thou mourn th'affront thy *madness* gave
Forc'd to deplore, when *impotent* to save:
Then *rage* in bitterness of Soul, to know
Tis act has made the bravest Greek thy Foe
He spoke; and *furious*, hurl'd against the ground
His Sceptre *starr'd* with golden studs around.
Then sternly silent sate.

Doch genug von dieser Uebersetzung, die in der That wenig verspricht. Wir gehen weiter: was der Greis S. 182. von dem homerischen Geschmack in der Meßiade sagt, ist zwar überhaupt wahr, aber die Exempel, womit er es beweisen will, sind unglücklich gewählt, er führt auch seine Leser nicht einmal drauf, worinn denn beyder Aehnlichkeit bestehe. In der Erfindung der Gleichnisse und in der Simplicität des Ausdrucks leuchtet der homerische Geschmack der Meßiade in die Augen; Hr. Klopstock hat sich den Geist

dessel-

desselben zu eigen gemacht, anstatt daß andere Nachahmer Homers, worunter wir auch den Verf. des Noah zählen müssen, nur bey einzelnen Wendungen und Beywörtern hängen geblieben, und oft das Costume durch die daraus entstandene Mischung des Antiken und Modernen beleidiget haben.

Sonst hat uns die Vertheidigung der Musick und des Nutzens ihrer Erlernung im 108, und die Ausführung von dem Glück des häuslichen Lebens im 115. St. einige zu rhetorische Stellen ausgenommen, vorzüglich gefallen. Auch das billigen wir sehr, daß im 109. St. kleine Geschichte, vornemlich aus dem Aelian, gesammlet sind, die wahre Exempel von hervorstechenden tugendhaften oder sinnreichen Thaten vor Augen stellen. Dies ist ein Feld, das die Verf. der Wochenschriften besser nutzen sollten; und eine periodische Sammlung merkwürdiger Thaten, wird fruchtbarern Eindruck auf die Leser zur Nachahmung machen, und ihrem Herzen eher Edelmuth einflössen, als die oft langweilige und kahle moralische Betrachtungen, davon unsre meisten Wochenschriften wimmeln. Zu diesen müssen wir die unbedeutenden Brocken eines Gesprächs mit einem Freygeiste im 112. St. rechnen, darinn am Ende nichts entscheidendes für

die

die Wahrheit gesagt wird. Gewiß, es gehört in unsern Tagen keine gemeine Weisheit dazu, der Welt ein solches Gespräch vorzulegen; man muß den Freygeist grade bey der Situation seines Herzens fassen, und das Gespräch selbst für ihn auf eine interessante Art endigen. Der homiletische Ton muß ganz daraus verbannt seyn; das versteht sich. Das Gespräch über die Anfangsgründe der Mythologie im 113. St. hätten wir in einer Wochenschrift gar nicht gesucht. Trüblets Gedanken im 111. St. sind oft gut, aus der Kenntniß des Menschen geschöpft, und sinnreich ausgedruckt; oft aber nichts weiter als sinnreich, ein Spiel, des Witzes, und halb oder wohl ganz falsch. Für gewöhnliche Leser von Wochenschriften sind sie gar nicht. Der Scof zum 116. St. ist aus einer vortreflichen Predigt vom Saurin genommen, und konnte noch besser genutzt werden.

Im zehnten Theil wird St. 118. und 119. die Geschichte eines Einsiedlers von Memphis erzählt, darinn einige wohlangebrachte Züge sind; noch mehr würde sie gefallen, wenn sie wahrscheinlicher wäre. Unsere Vernunft stößt sich an einem Menschen, der im Walde wild aufgewachsen ist, und sobald er unter Menschen geräth, über ihren Charakter und ihre Denkungsart,

über

über ihre Sitten und Gewohnheiten nicht allein raisonniren, sondern auch philosophiren kann. Der Einfall im 120 St. sich die Sonne, Erde u. s. w. als Greise vorzustellen, hätte vielleicht genutzt werden können, aber hier in dieser Ausbildung kömmt er uns gezwungen und langweilig vor. Das 121 St. ist sehr gemeinnützig, und preiset mit Recht an, daß man der Jugend von Künsten und Handwerkern, wodurch die Producte des landes zu unserm Nutzen und unsrer Bequemlichkeit geschickt gemacht werden, näher bekannt machen sollte. Die Geschichte, aus dem englischen Wochenblat, die Welt im 124 St. ist neu und rührend, auch wohl erzählt; wären wir aber Verf. des Greises gewesen, so würden wir sie, aus Furcht vor dem merklichen Kontrast, nicht gegen unsere Arbeit zu stellen gewagt haben. Der Abschied Phronims im folgenden Stück, welcher auf die Universität geht, ist gut erzählt, und eine rührende Stelle, wo er seine Furcht äussert, den Greis, seinen Grosvater, nicht wieder am Leben zu finden, wird gefallen. Den Beschluß machen einige gute Anmerkungen über die Wahl eines Hofmeisters. Die Gründe von der allgemeinen Hochachtung, die man gegen das Alter hegt, werden im 126 Stück richtig angegeben, und dieses Stück würde

de uns noch besser gefallen haben, wenn der Styl gedrungener und der Ton weniger dogmatisch wäre. Doch wir haben uns dieses schon öfter merken lassen. Im letzten Stück nimmt der Greis beweglich Abschied von seinen Lesern; oder vielmehr der Verf. erklärt die Absichten, die ihn bey dieser Schrift geleitet haben. Die Absichten sind gut und nützlich, und daß wir glauben, er habe sie auch größtentheils erfüllet, das wird man aus unserm Urtheil darüber sattsam schliessen können. Was wir bey den ersten Theilen gleich Anfangs gesagt haben, daß man von einer Wochenschrift nicht bloß neue Wahrheiten erwarte, sondern daß auch solche, die den Gelehrten sehr bekannt, mit grossem Nutzen gesagt werden können; und alles vornemlich auf die Wendung ankomme, u. s. w. Das zieht der Verf. hier auch für sich an, und mit Grunde.

Der Greis. Eilfter Theil. Magdeburg, gedruckt und verlegt bey dem Commerc. Rath Hechtel. 1766. 12. Bogen in 8.

Von dem Charakter und Styl dieser Wochenschrift haben wir bey Anzeige der vorhergehenden Theile bereits das nöthige gesagt; und wir finden keine Ursach, bey gegenwärtigem Theile,

le unser Urtheil zu ändern. Das Nützlichste in demselben ist der Inhalt des 132sten Stücks, welches von dem Unterricht der Kinder über verschiedene Profeßionen und Künste handelt. Die Materie selbst ist zwar nicht neu, und die Nothwendigkeit eines solchen Unterrichts schon von andern Schriftstellern, und wo wir uns nicht irren, noch neuerlich in dem Buche, der Freund junger Leute: in eben dem Ton, als es hier geschieht, empfohlen worden. Doch kann ein so wichtiges Stück der Erziehung nicht oft genug empfohlen werden. Die anschauende Erkenntniß der verschiedenen Künste des menschlichen Lebens gehöret wesentlich dazu, den Geist der Kinder zu bilden, und ihren Verstand mit reellen und brauchbaren Ideen zu bereichern, und zum richtigen Urtheil zu gewöhnen. Ja auch selbst moralische Empfindungen werden den Kindern dadurch eingeflößt, und die Pflichten, die sie andern Menschen schuldig sind, zeigen sich ihnen aus dieser Erkenntniß in einem sichern und angelegentlichen Gesichtspunkte. Ohne diesen Unterricht können sie viel wissen und viel lernen, und haben nur Worterkenntniß, werden Pedanten, und verstehen nicht, wie sie ihre erlernte Kenntniße für die Welt nützlich machen sollen.

Erdich.

Erdichtungen sind nicht das Werk eines Greises: zwey, welche man in diesem Theile liesst, können davon zur Probe dienen. Die Geschichte eines Vaters und Sohnes in den Briefen Phamonds und der Edith St. 129. 130. enthält zwar einige rührende Stellen: aber sie führt den Charakter des Jahrhunderts nicht, darinn sie geschehen seyn soll. Das Raffinirte der modernen Denkungsart ist wohl den Zeiten des Kaisers Otto nicht eigen; und die hier und da eingestreuten Sentenzen schmecken zu sehr nach der Sprache der Schule oder mancher gangbaren moralischen Schriften, da sie doch aus der Situation eines naiven Herzens entsprungen seyn sollten. — Die Geschichte zweyer Seelen, welche ganzer drey Stücke anfüllt, und eine orientalische Erzählung seyn soll, ist in unsern Augen ziemlich seltsam und ohne alle innere Wahrscheinlichkeit; nicht zu gedenken, daß auch nicht einmal das orientalische Kostume darinn beobachtet wird. Manche Schriftsteller scheinen zu glauben, daß es recht orientalisch gedichtet sey, wenn nur die Handlung weder Zusammenhang noch Wahrscheinlichkeit hat. Kurz, unser Greiß thäte wohl, wenn er sich aller Erdichtungen enthielte. Erbauliche Gedanken kleiden ihm am besten, diese lesen wir auch am liebsten; darum hat uns

auch der Brief zweyer verstorbenen Kinder an ihre zurückgelaßene Eltern im letzten Stück, der recht rührend und ziemlich naif ist, am besten gefallen.

Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums und neuerer Zeiten. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung, 1765. 16 Bogen in 8vo.

Wenn der Herr V. einige sehr unnöthige Beywörter, einige schwülstige Tiraden, einige matte moralische Betrachtungen, viele mittelmäßige Reime hätte weglassen wollen, so könnte dies Büchlein vielleicht, als eine historische Geographie berühmter Gegenden des Alterthumes und der neuern Zeiten brauchbar seyn; so wie es itzt aber aussieht, ist es weder gute Geographie, noch gute Poesie.

Selinde, eine Rittergeschichte in dreyen Büchern. Augsburg bey Elias Tobias Lotter 1764. 10 Bogen, in 4to. mit 4 Kupfern.

Dies ist eine Geschichte aus den Zeiten des Faustrechts, da drey tapfere Ritter sich um eine Schöne bewerben, woraus denn, wie leicht zu erachten, Mord und Todtschlag entstehet. Der V. versichert, daß er verschiedene Umstände er-

erdichtet habe, die nicht in der Chronick stehen. Dies kann wohl seyn; aber doch sieht das ganze Werkchen noch keinem Gedichte ähnlich, sondern einer ziemlich trockenen Historie, die in fünffüßigen Jamben zuweilen ganz artig erzählet wird, zuweilen ins Platte fället, und schon beym zweyten Buche der Einförmigkeit wegen, den Leser ermüdet. Hätte der Verfasser die Sitten des damaligen Zeitalters zu schildern gewußt, die auch zu vielerley poetischen Beschreibungen müßten Anlaß gegeben haben; hätte er die Kunst verstanden, seinen Helden Characktere zu geben, und sie gegen einander zu setzen, und besäße er die Kunst, sinnreiche Reflexionen einzumischen (wozu man hin und wieder nur eine schwache Anlage spüret,) in stärkerem Maße, so könnte diese Rittererzählung ein ganz artiges Gedichtchen geworden seyn.

Jüdische Schäfergedichte, Altenburg in der Richterischen Buchhandlung 1765. 30. u. ein halber Bogen in 8vo.

Einige Gelehrte haben, wie der V. in der Vorrede berichtet, von der ländlichen Lebensart der Juden Gelegenheit genommen, den Ursprung des Schäferlebens bey diesem Volke zu suchen; und nach dieser Muthmaßung die Scene des

Schäferlebens aus dem glücklichen Arkadien nach dem gelobten Lande zu legen. Diesen Gelehrten folgt der Verfasser. Wir wissen nicht, ob eben das gelobte Land vor Arkadien, mehrere Bequemlichkeit zur Schäferpoesie haben sollte, so viel ist gewiß, ein Poet, der mit einem glücklichen Genie, viel Naivität, und eine sanfte wohlklingende Schreibart verbindet, wird gute Schäfergedichte machen, er mag die Scene legen wohin er will. Ob der V. viel von obigen Talenten besitze, wollen wir nicht entscheiden. So viel ist gewiß, wenn er reiflich erwogen hätte, wie viel zu dreyßig Bogen guter Gedichte gehöret, so würde er ein Mißtrauen in sich gesetzet haben, als er dreyßig Bogen voll geschrieben hatte. Und er scheinet wirklich einiges Mißtrauen in sich zu setzen, weil er in der Vorrede meynet, die Herausgabe dieser Bogen könne dadurch entschuldiget werden, daß er sie zu seiner Erbauung geschrieben habe. Wir sind es recht herzlich überdrüßig diese Entschuldigung bey mittelmäßigen Gedichten zu lesen. Warum müssen denn dergleichen zur Privaterbauung geschriebene Sachen gedruckt und für die Augen der ganzen Welt gelegt werden. Es ist ganz erbaulich, nützlich und nöthig, daß jedermann des Morgens in seiner Kammer den Morgensegen lese; was würde

man

man aber von einem Menschen denken, der auf einen Thurn fliege, und zur Erbauung seiner Mitbürger mit heller Stimme abzurufen anfienge: Des Morgens, wenn du aus dem Bette fährest —

Lieder zum unschuldigen Vergnügen, 1765. 5. und ein halber Bogen, in 8vo.

Diese Sammlung ist ein Mischmasch von Liedern aus guten und schlechtern Dichtern. Das erste Lied fängt an:

Ich bin der Herr von Fröhlichsfelde,
Das in dem Reich der Anmuth liegt,
Ich frage nichts nach Gut und Gelde,
Und bin mit meinem Stand vergnügt, u. s. w.

Zwischen solch Zeug setzt der V. Lieder von Utzen und Weißen. Wir wollten also der Gesellschaft für die, laut des V. Bericht, diese Lieder zusammengetragen sind, zu ihrem unschuldigen Vergnügen, etwas mehr Geschmack und Beurtheilungskraft wünschen.

Der Trappenschütze, ein comisches Heldengedicht in drey Gesängen von Herrn Humphrey Polesworth Esqv. Aus dem Englischen übers. Halle bey Beyer und Grunert 1765. 3. Bogen in 8vo.

Dieß scheint ein Pasquill auf einen Magister auf einer Universität zu seyn, der auf einer Jagd anstatt eines Trappen einen Esel geschossen hatte und dafür von dem V. mit wahrem Studentenwitz ausgehönet wird, der in den Gesellschaften, wo man sich einander zwanzig Ganze vorschwört, sehr artig mag gefunden werden. Der Schutzgeist des Herrn Scherifs, des Helden dieses Gedichts, sagt in diesem Gedichte einmal zu ihm: "Jedesmal, wenn du im Begriff wareſt etwas Närrisches zu sagen, gab ich dir einen Rübbenstoß." Wollte Gott! daß der V. dieses Gedichts einen so dienstfertigen Schutzgeist gehabt hätte!

J. C. Cunos geistliche Lieder, vierter und letzter Theil. Hamburg bey Harinson, 8. Bogen in groß 8. 1764.

Wir haben verschiedenes Gutes in diesen Bogen gefunden. Erstlich, daß auf dem Titel letzter Theil stehet. Zweytens, daß der Herr V. nochmals verspricht: "Nun lege ich meine Reimfeder beyseit und still weg:" Drittens, daß der Herr V. ferner versichert, "daß er die gedachte Reimfeder niemals ergriffen habe, um eitele Ehre damit zu suchen," welche er, wie wir ihm freundlichst gegenversichern wollen, auch niemals

mals damit würde gefunden haben. Herr Cuno ist, wie wir aus Privatnachrichten wissen, ein rechtschaffener und frommer Kaufmann in Amsterdam; Ein Mann von diesem Charackter ist höchstverehrungswerth, und wir wünschten, daß er sich die kleine Schwachheit abgewöhnen könnte, schlechte Gedichte zu machen. Ein schlechter Poet ist wirklich ein belachenswürdiges Geschöpf, und es verdrießt uns, wenn ein sonst liebenswürdiger Mann eine lächerliche Seite hat.

Fragmente, Versuche und Kleinigkeiten, Frf. und Leipzig 1765. 16. und ein halber Bogen in 8vo.

Sehr schönes Papier mit sehr elenden Versen befleckt. Wie mögen doch wohl dergleichen Leute auf die Gedanken kommen, daß die Welt ihre Versuche lesen will? Der Verf. hat übrigens in folgenden Reimen sein Werk ohne es zu merken, sehr genau geschildert.

Ein Büchlein mit witzigem Titel
Und einer Vignette geschmückt,
Ohn Ordnung und ohne Kapitel
Von Frankfurth und Leipzig geschickt,
Durchgehends mit Phöbus und Musen
Und Nymphen und Göttern gespickt,
Gereimet oder scandiret,

Und öfters mit — gezieret
Und ins Gelag hinein geschmieret.

S. Geßners Schriften, 4. Theile mit Vignetten, neue Auflage, Zürch bey Orell Geßner und Comp. 1765. 53. und ein Viertelsbogen in 8vo.

Eine neue, sehr niedlich gedruckte Ausgabe der Werke eines unserer besten Dichter, dessen Ruhm leben wird, so lange noch eine Spur von deutscher schöner Litteratur zu finden seyn wird. Sie gleicht, so viel wir sehen können, gänzlich der Ausgabe in groß Octav; gefällt uns aber wegen der Netrigkeit des Drucks und der Zierrathen beynahe noch besser.

Empfindungen eines Jünglings von seiner Bestimmung, und derselben würdige für die Zukunft gefaßte Entschließungen, Halle bey Joh. Joachim Beyer 1765. 3. Bogen in 8vo.

Was auch die Bestimmung dieses Jünglings seyn mag, so ist er sicherlich nicht bestimmt, ein großer Dichter zu werden.

Anakreontische Erzählungen, Rostock und Greifswalde bey Anton Ferdinand Röse 1765. 5. Bogen in 8vo.

Der Verleger versichert in der Zueignungsschrift, an einen berühmten Kaufmann in Lübeck,

Lübeck, daß diese Gedichte desselben seinem Geschmack angemessen, und seiner würdig sind. Wer diese Erzählungen durchlieset, wird, befürchten wir, finden, daß der Verleger seinem Lübeckischen Freunde ein sehr schlechtes Compliment gemacht hat; denn diese Bogen enthalten nichts, als sehr matte Nachahmungen der Tändeleyen des Herrn von Gerstenberg, ohne Genie, ohne Naivität, ohne Anmuth.

Ye Bards why will ye sing tho'
uninspir d'.

Paris.

Von daher können wir dem erstaunten Deutschlande die wichtige Neuigkeit verkündigen, daß das Heldengedicht Herrmann, aus der deutschen, in eine fremde Sprache übersetzt worden; Hier ist der Titel dieser Uebersetzung von Wort zu Wort, so wie wir ihn in dem zu Paris wöchentlich herauskommenden Catalogue des Livres nouveaux No. 2. vom 5. Januar. 1765. verzeichnet finden: Arminius ou l'Allemagne delivrée; Poeme, écrit en Allemand par le Baron *de Cronzeck* et traduit avec une Preface historique et critique, par *Mr*, *Gottsched*, Professeur de Leypsick; 2. vol. in 8. A Londres chez de Hond et Becket Libraires. Es ist uns unbewußt, ob der Herr von Schönaich kürz-

lich seinen Namen mit dem Namen Cronseck verwechselt habe, oder ob etwa die Franzosen glauben, alle Barons, die in Deutschland Verse machen, müßten den Namen Chronegk führen. Es ist unbewußt, ob der Herr Pr. S. der Urheber der ganzen Uebersetzung, oder nur der Vorrede sey. Es ist uns unbewußt, ob das Gedichte ins Französische oder ins Engländische übersetzt worden, und endlich ist uns unbewust, ob der Uebersetzer das Gedicht selbst, oder die deutsche Nation bey den Ausländern habe lächerlich machen wollen. Eine von beyden Absichten muß er wahrscheinlicher Weise gehabt haben.

Der Auswähler, oder Kern aus den besten moralischen Wochenschriften neuerer Zeiten. Berlin, bey Arnold Wever 1764. 12. und ein halber B.

Wir sind in dieser Art Schriften zu wenig belesen, als daß wir sollten anzeigen können, aus welchen, und mit wie vieler Wahl die hier enthaltenen 31. Stücke ausgesucht sind. Wir sehen wohl, daß die Materien und Ausführungen ziemlich allgemein gerathen sind; allein dieß gehört vielleicht zum Wesentlichen einer moralischen Wochenschrift.

Der

Der ehrliche Mann. Erster Band. Gotha, verlegts Chr. Mävius 1764. gr. 8. 1. Alph. 6. B.

Unserer Vorstellung nach hat eine moralische periodische Schrift nichts anders zur Absicht, als Vorschriften der Tugend und Klugheit und andere für das gemeine Leben und die Gesellschaft nützliche Sätze und Lehren allgemeiner bekannt zu machen, in ein neues Licht zu setzen, auf einzelne vorkommende Fälle anzuwenden, als wodurch moralische Lehren erst nützlich gemacht werden, und den Geschmack an allem, was gut und schön ist, weiter auszubreiten. Es werden folglich nicht sowohl die zehen Gebothe und andere im Catechismus zu erlernende allgemein bekannte moralische Grundlehren, sondern diejenigen Pflichten eingeschärft werden, welche, so wichtig als sie auch sind, in der Gesellschaft am meisten verkannt oder vernachläßiget werden. Diejenigen Thorheiten aber, welche unter dem Volk, für welches wir schreiben, oder in der Stadt, wo wir schreiben, am meisten üblich sind, wird unser öffentlicher Sittenrichter am ersten angreifen und mit der Satyre strafen. Der Vortrag wird also den Fähigkeiten des grösse:n Haufens der Leser angemessen, weder

finster

finster und ermüdend, noch platt, schwach und unkräftig, sondern deutlich, unterhaltend und angenehm seyn. Die Wahl der Sachen, die Uebertragung allgemeiner unbestimmter Sätze auf einzelne Fälle, die Erfindung gewisser Situationen, ein feiner Witz, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, welche durch bequeme Bilder und Wendungen sich, zugleich mit dem Vergnügen, den Weg in das Herz der Leser bahnet, werden vermuthlich die Haupteigenschaften eines solchen Moralisten seyn. Allein noch eine einzige fehlt, ohne welche jene alle sehr unzulänglich sind; er muß eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und der menschlichen Gesellschaft haben — Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns hierüber weiter heraus lassen wollten; und überdieß möchte diese Forderung sich schwerlich durch viele Beyspiele unserer periodischen Schriften bestätigen und erläutern lassen; denn in diesen muß ein wenig Witz nebst einiger systematischen Moral gemeiniglich so, wie das übrige alles, also auch die Kenntniß des Herzens und der Welt ersetzen. Die Aufschrift des ehrlichen Mannes, wenn sie nicht satyrisch seyn soll, verspricht entweder eine Entwickelung der Grundsätze eines ehrlichen Mannes, oder der Art und Weise, wie sich ein ehrlicher Mann in einzelnen

Fällen des täglichen Lebens und in gewissen Situationen verhält, oder, von was für einer Seite ein ehrlicher Mann die Vorfälle dieses Lebens ansieht, und wie er von menschlichen Dingen urtheilt. Der scheinehrliche Mann wird einen beständigen Contrast machen. Die wenigsten von den 30. Stücken, welche dieser Band begreift, dürften sich unter eine von diesen Methoden bringen lassen; die meisten bestehen aus andern moralischen Betrachtungen, unter welchen verschiedene fein und nützlich sind, aus kleinen Einfällen, witzigen Gedanken, Gedichtchen und Tändeleyen. Es trügt also auch an dieser Schrift der Name eines ehrlichen Mannes, den man sich giebt.

Allgemeine Bibliothek des schönen und Guten. Erster Band. Virg. Ge. lib. IV. In medium quaesita reponunt. Frankf. am Mayn bey J. G. Garbe 1764. 8. 19. B.

So fruchtbar auch unser Deutschland an witzigen Produkten ist, so muß die Nachfrage der Liebhaber doch noch zu stark seyn, indem man anfängt, den Mangel neuer Werke durch die Façon zu ersetzen, die man alten und schon bekannten giebt. Diese Sammlung kleiner moralischer und witziger Stücken oder Abhandlungen,

gen, ist aus unsern besten Schriftstellern zusammen getragen; daß es aber die besten Stücke von jedem sind, wollen wir eben nicht behaupten. Doch wer wollte über eine solche Wahl allgemeiner Gesetzgeber seyn! da die Schriftsteller, aus welchen man entlehnt, in aller Menschen Händen sind, so kann der Nutzen dieser Sammlung nur für Gegenden seyn, wo Gellert und Kleist noch unter die seltenen Werke gehören. Wäre das Augenmerk auf kleine zerstreuete und leicht sich verlierende Stücke gerichtet, so würde die Bemühung des Sammlers von größerm Werth seyn. Der Vorrede nach ist sein Plan etwas weitläufig; es sollen auch geflissene Uebersetzungen aus der Französischen, Englischen und Italienischen litteratur darinnen begriffen seyn; ja man gedenket so gar "das Angenehmste und Nützlichste aus den besten Monathschriften und Wochenblättern, die vornehmsten und brauchbarsten Sachen aus jenen großen Werken, welche wie das Französische Dictionaire encyclopedique, wegen ihres hohen Preises, nicht in jedermanns Hände kommen können," zu liefern. Letzteres, das Dictionaire encyclopedique, ist hier vermuthlich nur zur Vergleichung mit Werken von hohem Preise gesetzt; Wenigstens hoffen wir, daß es wohl, wie in diesem ersten Theile, bey

einem

einem Merkure oder Magazin sein Bewenden haben werde. Jährlich soll ein Band heraus kommen und damit fortgefahren werden, so lange, als sich Liebhaber dazu finden und Stücke von bewährter Güte vorhanden seyn werden. Wir wünschen also herzlich, wenigstens durch das itzige Jahrhundert, ein so ominöses Werk fortgesetzt zu sehen.

Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italienischen Dichter. Zweyter Band. Braunschweig. Im Verlage der Fürstlichen Waisenhausbuchhandlung 1764. 1. Alph. 2. Bogen.

Unsere Nation kann sich eines kritischen Werks über die Italienischen Dichter rühmen, das den Italiänern selbst bey ihren vielen weitschweifigen Kritiken über ihre Dichter schätzbar seyn würde. Es ist mit einer Feinheit und mit einer Richtigkeit der Beurtheilung geschrieben, welche den Verfasser unter unsere besten Kunstrichter setzet, so wie die feine und correkte Sprache und der jedem Gegenstande angemessene Ausdruck ihn zu einem unserer besten Schriftsteller, und seine eingestreueten Uebersetzungen zu einem Muster unserer Uebersetzer machen. Die Methode

thode, welche er gewählt hat, nur die besten Dichter und die besten Stücke unsern Landsleuten zu zeigen, macht seiner Beurtheilungskraft Ehre und ist auf alle Weise sowohl dem Ruhme der Italiänischen Dichtkunst selbst, als auch unsern deutschen Lesern vortheilhafter, und für Dichter aus unserer Nation, deren Einbildungskraft eines göttlichen Feuers fähig ist, sind in den wenigen Stücken jener großen Genies Funken genug enthalten, sie ganz in Brand zu setzen. Dieser zweyte Theil enthält außer einigen Anmerkungen über Lorens von Medicis, über Ludwig Pulci, und Angelo Poliziano, ein recht schwelgendes Genie, und über die Nachahmer des Petrarca, eine weitläufigere kritische Nachricht vom Ariost und seinem Orlando.

Geschenke für meine Freunde und Freundinnen. Leipzig 1765. bey Christian Gottlob Hillscher, in Oktav, fünf Bogen.

Die in diesen Geschenken vorkommenden poetischen Ideen, besingen zärtlicher, feiner und delikater, Kleist, Gleim, Weiße, Gerstenberg, Leßing und andere, die man nur nachschlagen darf.

Samm-

Sammlung komischer, lyrischer und epigrammatischer Gedichte. Frft. und Leipzig 1764. 12 und einen halben Bogen in 8.

Eine kleine Sammlung von Gedichten, auf schlechten Papier, ohne Anzeige des Druckorts und des Verfassers, gedruckt, könnte leicht sich unter dem Schwall elender und nichts bedeutender Gedichte, womit Deutschland überschwemmet ist, verlieren; wir halten es also für unsere Pflicht, sie daraus hervorzuziehen, und unsere Leser zu versichern, daß sie einige Aufmerksamkeit verdiene. Sie ist nicht das Werk eines vollkommen gebildeten Schriftstellers, aber eines Anfängers, der verdient aufgemuntert zu werden; so sehr wir es billigen, wenn man schale Köpfe, die sich zwar Genie zu haben einbilden, aber nicht wirklich haben, durch eine scharfe Kritik vom Schreiben kurzweg abschrecke, so wenig wünschten wir, daß man den geringsten Funken von Genie ersticken, die geringste Hoffnung, die ein angehender Schriftsteller giebt, niederschlagen möge.

Den Anfang machen zwey Lustspiele: das Gesetz der Diana und Adonis. Sie sind beyde nach zwey Entwürfen des ältern Riccoboni ausgeführet. Es ist keine unrechte Probe für einen angehenden dramatischen Schriftsteller, wenn

er schon gemachte Entwürfe ausführet. Er kann sich dabey wenigstens in Anlegung der Scenen und im Dialogiren üben. Die Probe ist dem V. so übel nicht gerathen. Die Entwürfe an sich, sind auch recht artig; da sie aber für das italienische Theater gemacht, und also für den Arlekin zugeschnitten sind, so macht dieß im Deutschen einige Unschicklichkeit.

Das Gesetz der Diana enthält das Gebot der Diana an ihre Nymphen, nicht zu lieben und ihr Unglück, daß sie selbst vom Amor verwundet, und in den schönen Endimion verliebt wird. Diese Fabel könnte auch zu einem Schäferspiel und allenfalls zu einer kleinen Operette angelegt werden. Die Mythologie will sich nicht recht bequem zur Komödie schicken; Riccoboni hat die Fabel durch die Person des Arlekin komischer zu machen gesucht; und glücklicher Weise. — Unser V. aber, dem vermuthlich Arlekin für das gereinigte deutsche Theater allzuprofan schien, setzt an desselben Stelle einen nichtsbedeutenden Mirtill, von dem niemand weiß, wie er in das Gefolge der Diana kommt. Möchte er doch wenigstens die Person des Crispin genommen haben, dieß wäre ein komischer Charakter, der doch noch etwas näher an den Harlekin gränzt, und im Grunde mögte die Göt-

tinn

tinn der Jagd noch eher einen Stallmeister in ihrem Gefolge leiden können, als einen Schäfer.

Adonis heißt im Französischen, la Metempsice d' Arlequin. Ein Frauenzimmer hat sich durch Lesung der Geschichte des Adonis dermaßen in ihn verliebt, daß sie niemand, als den Adonis heyrathen will, den sie noch irgendwo aufzufinden hofft; Man bildet ihr also ein, um sie von dieser Thorheit zu heilen, die Seele des Adonis sey in Arlekin gefahren. Der deutsche Verfasser hat hier anstatt des Arlekin, einen besoffenen liederlichen Gärtner Niklas gesetzt, mit dem Riccoboni gewiß nicht würde zufrieden seyn. "Mein "Freund, würde er zum Deutschen sagen, wie "habt Ihr des goffo grazioso eines Arlekin "mit der bäurischen Einfalt eines Pierrot ver"wechseln können?" Doch dem sey, wie ihm wolle, so wünschten wir recht sehr, daß dieses Stück auf unsern Bühnen aufgeführt würde; es ist immer eines von unsern artigsten Nachspielen, und der V. würde dadurch vermuthlich zu wichtigern Versuchen aufgemuntert werden.

Die auf diese beyden Lustspiele folgende lyrische und epigrammatische Gedichte sind von sehr verschiedenem Werthe. Die Lieder zeigen an vielen einzelnen schönen Stellen, daß der V. zu

dieser Art von Gedichten, nicht wenig Talente hat. Viele sind auch mittelmäßig, und man kann also im ganzen das Urtheil fällen, daß der V. sich noch nicht gänzlich ausgebildet hat, daß er im Dichten fortfahren, aber nicht allzugeschwinde mit seinen Werken in die Welt eilen, und sich für vollkommen halten muß. Wir wollen unsern Lesern zur Probe einige der besten Stücke hieher setzen.

An die Taube.

Thier ohne Falsch, wie viel
Empfingst du vom Geschicke!
Du lebst, ein Liebesspiel,
Und deine Freyheit fehlt zu vieler Menschen Glücke,
Und fehlt die Seele dir, so hast du noch Gefühl.

Wie weißt du schlau, wie fein
Dem Liebling zu entfliegen;
So flieht mit schalkschen Dräun
Die lose Laura mich, und reizet mich zu Siegen:
Doch willigt sie, wie du, bald süssern Küssen ein.

Drum spannte dich Cupid
Vor seiner Mutter Magen,
Bis durch ein cyprisch Lied
Ihr Freund Anakreon Beyfall davon getragen:
Da gab sie dich zum Lohn, ihm für sein reizend Lied:

Doch als Anakreon
Zum Priester ihrer Tempel,
Geweyhet ward (ein Lohn

Der

Der ihn unsterblich macht, uns aber zum Exempel)
Dann erbte Taube dich, sein Gleim, sein lieber Sohn.
Da schmückte dich mit Band
Mit jedem Schatz des Mayen,
Der Doris gütge Hand
Und gab dir süsse Kost, und mehr noch, Schmeicheleyen;
Sanft wiegt' ihr Busen dich, sanft deckt' dich ihr Gewand.
Doch Gleim verschmäht das Lob
Das dein Besitz ihm bringet;
Nicht mehr der Doris Lob
Ists was er denkt, kein Glas, ists das er tanzend schwinget.
Sonst ehrt er Tejens Greiß; itzt folgt er dem Aesop;
Eilt nach Trommetenklang
Ins Feld, wo Helden ringen
Und merkt sich ihren Zank;
Und Bacchus hört erstaunt den Mann wie Barden singen
Der, wie die Barden sonst, in seiner Laube trank.
Dein Freund Gleim läßt dich los:
O niedlichste der Tauben,
Verlaß der Wälder Moos;
Komm, trink von meinem Most, und iß von meinen Trauben,
Und flattr' auf meinem Spiel, und ruh in Laurens Schoß.
Ich wünsche längst mit Neid,
O wären meine Lieder

So rein, als wie dein Kleid;
O daß sie säuselten, so hold wie dein Gefieder,
Und daß sie girreten, wie du, von Zärtlichkeit!

An diesem Stücke wären vielleicht nur wenige Stellen zu verbessern, aber es ist auch das beste Stück des B. Das Lied an einem Weinmischer ist auch artig, und das Lied an eine schöne Märkerinn würde uns wegen der guten Wendungen besonders gefallen, wenn es nicht so voller Antithesen wäre, die in der letzten Strophe offenbar gezwungen sind, und also verbessert werden müßen. Wir wollen auch diese beyden hersetzen:

An einen Weinmischer.

Freund alles war aufs beste,
Der Schmauß, der Wirth, der Scherz,
Die Laube, wie die Gäste:
Nur eines quält mein Herz.

Wie? Saft der rheinschen Trauben
Schlägst du mit Meissens Wein?
Wer kann dir dieß erlauben?
Denn Bacchus schuf ihn rein.

Er schickt ihn uns zum Bürgen,
Zum Zeugen seiner Huld.
Den willst du, Freund, erwürgen?
Freund, fürchte dich der Schuld.

Und wenn auch deine Gäste,
Des Todes würdig seyn,
So schone nur das beste
Das edle Faß vom Rhein.

An eine schöne Märkerinn.

Du Nymphe von der Spree, was willst du, mir zur Qual,
Selbst unbesiegt, mit meinem Herzen kriegen.
Verlaß die Landesart, und laß, versuch einmal,
Von einem Sachsen dich besiegen.

Was willst du, Kriegrische, der Männer alten Zwist
Auch zwischen beyderley Geschlechte tragen?
Komm, endige den Streit; der Friede sey erküßt;
Indeß sich unsre Völker schlagen.

Der Liebe, die den Knecht wie Sieger frölich macht,
Den Sieger oft in Sklavenketten müde,
Der Liebe stehn wir zu, und Diener dieser Macht
Sind eines Volks und haben Friede.

Wir haben nun Proben genug gegeben, um unsere Leser auf diesen Dichter aufmerksam zu machen, und sie zu bewegen, allenfalls die einzelnen schönen Stellen selbst im Buche aufzusuchen; um also ihrem Geschmacke etwas übrig zu lassen, wollen wir die mittelmäßigen Stücken, in welchen hin und wieder schöne Stellen gleichsam aufblühen, übergehen. Bloß noch ein Stück,

das der V. aus Priorn ziemlich glücklich überſetzt hat, wollen wir nebſt dem Originale zu bequemer Vergleichung hieherſetzen:

Cupid's Promiſe.

Soft wanton Cupid am'rous boy
The other Day mov'd with my lire
In flatt'ring accents ſpoke his joy
And utter'd thus his fond deſire:
O raiſe thy voice, one ſong I aſk
Touch then th' harmonious ſtring,
To *Thyrſis* eaſy is the Taſk,
Who can ſweetly play and ſing;
Two Kiſſes from my Mother dear
Thyrſis thy due reward ſhall be,
None like beauty's Queen is fair
Paris has vouch'd this truth for me,
I ſtrait reply'd thou knowſt, alone
That brighteſt *Cloe* rules my breaſt,
I'll ſing thee *two* inſteed of *one*
If thou'lt be kind and make me bleſt;
One kiſs from *Cloe's* Lips, no more
I crave. He promis'd me Succeſs,
I play'd with all my ſkill and Pow'r
My glowing paſſion to expreſs.
But o! my *Cloe* beauteous maid!
Wilt thou the wiſh'd reward beſtow,
Wilt thou make good what Love has ſaid,
And by thy grant his power ſhew?

An

An Climenen.

Noch eins! rief neulich Venus Sohn:
Freund noch ein Lied für mich von deinen Saitenchören;
Nur noch ein Lied. Dafür nimm dir zwey Küsse von
Cytheren.

Ach, Amor kennt mein Wünschen schon:
Seufzt ich: Du weißt wornach sich meine Lippen sehnen;
Zwey sing ich dir statt eins, und um ein Mäulchen von
Climenen.

Da gab er meinen Wünschen nach.
O, wie um diesen Preiß schnell meine Saiten wallten!
Wirst du, Climene nun was Amor da versprach,
Mir halten?

Die epigrammatischen Gedichte des V. taugen meistens ganz und gar nichts, man muß sich nicht küzeln um lachen zu können. Ein Sinngedicht ist ein Werk eines glücklichen Zufalls, wenn man sich ausdrücklich hinsetzt, um Sinngedichte zu machen, pflegen sie selten zu gerathen; deßwegen wollen wir auch dem V. den Einfall, den ganzen Martial zu übersetzen, wohlmeynend widerrathen; er hat andere Talente, zu deren Ausbildung er noch viel Zeit nöthig hat, und sie damit besser anwenden kann, als mit der undenkbaren Mühe, Einfälle zuzuspitzen; wer sich dem naiven und zärtlichen widmen will, hat sich ohnedem

für unzeitigen Witz zu hüten. — Noch eins, der V. liefert auch reimlose Fragmente, die Denkmäler des letztern Kriegs seyn sollen; sie sehen auch aus, wie ein vom Kriege verheertes Land, traurig, dürre und öde.

Thomsons Gedichte, aus dem Englischen 3ter und 4ter Theil. Zürch bey Orell Geßner und Comp. 1765. 27¼ Bogen in 8.

Diese Uebersetzung ist von einem Manne, der der engländischen Sprache und seiner Materie kundig ist. Seine Uebersetzung ist männlich und stark, und erschöpft nicht selten seine Urkunde. Wollte Gott! daß der Uebersetzer nur der deutschen Sprache mächtig wäre, und ihre Natur bis auf feine Nüancen einsähe. — Thomson ist ein Schriftsteller, der öfters ins weitschweifige fällt, und hier thut es zuweilen gut, wenn der Uebersetzer etwas kürnicht übersetzet; Thomson hat aber auch zuweilen eine unnachahmliche Grazie, und diese scheint die Natur dem Uebersetzer ganz versagt zu haben; er ist öfters sehr steif und ungelenk. Auch seine Beywörter, die er öfters recht glücklich erfindet, sind doch auch nicht selten allzu seltsam und klingen einem deutschen Ohre unangenehm. Unser Raum erlaubet uns nicht, Vergleichungen mit

der

der Urkunde herzuschreiben, die wir sonderlich über das Gedicht die Freyheit angestellt haben; aber unser Resultat war, daß diese Uebersetzung gut seyn würde, wenn nur der Uebersetzer die eigenthümliche Bedeutung manches deutschen Worts, mit allen seinen Nüancen angesehen hätte, und wenn er ein deutsches Ohr hätte.

Ptolomäus und Berenice. Berlin, den 15. Jul. 1765. 1. Bogen in groß 4to.

Dieses Stück ist der Vermählung S. K. H. des Prinzen von Preußen gewidmet. Man wird einen Ramler nicht verkennen, ob er gleich von seiner gewohnten Höhe herabsteigt. Wir wollen nur zwey Strophen dieses Gesprächs zur Probe anführen:

Ptolomäus.

Ach willst du mir nicht bald dein zweytes Leben,
Dein Ebenbild in einer Tochter geben?
Nicht dieser Augen schlauen Witz?
Nicht diesen Mund, der Suada Sitz?

Berenice.

Dein sey das Ebenbild des ersten Sohnes!
Wenn dich dereinst die Sorgen Deines Thrones
Aus meiner Arme Banden ziehn,
Umarm ich doch statt Deiner Ihn.

Glaukus

Glaukus Wahrsagung. Als die französische Flotte aus dem Hafen von Brest nach Amerika segelte. Berlin, 1765. bey C. F. Voß.

Die Götter die itzt lachend mit euch ziehen,
Bereuen ihr geschenktes Glück,
Verachten euren Uebermuth, und alle fliehen
Nach Albion zurück;
Daß Albion der meerumfloßnen Erde
Gerechte Friedensrichterinn,
Das Schrecken der beraubten Oceane werde,
Der Inseln Königinn;
Ihr aber flüchtig unter jeder Zone,
So manchen schwimmenden Pallast,
Und Port und Meer und Eyland, und der Kolombone
Durchströmte Flur verlaßt.
O weiche Söhne tapfre Franken, sprechet
Helvetien um Männer an!
O plündert unbewehrte Fürstenthümer! brechet
Mit Wagen, Roß und Mann
In eurer Väter alte Sitze! schreitet
Kühn über den gehörnten Rhein,
Sucht Pallas Liebling auf, der für sein Erbe streitet,
Und eurer Macht zu klein
Und von verschwornen Barbarn überfallen,
Einst wanken muß: erdrücket ihn!
Ihr unter den Verschwornen sollt, ihr unter allen
Allein mit Schande fliehn!

Diese Strophen führen wir als eine Probe dieses Gedichts an. Unsere Einsichts-volle Leser werden

werden nun schwerlich fragen dürfen, wer der Verf. ist.

Tändeleyen; dritte und vermehrte Auflage, Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung. 1765. 4. Bogen, in 8.

Eine neue Ausgabe eines der besten deutschen Dichter. In dieser Ausgabe sind die aus Prosa und Poesie gemischte Stücke voran, und die kleinen blos poetischen Stücke zuletzt gesetzt worden.

Fortgesetzte Versuche in sittlichen und zärtlichen Gedichten, von Johannen Charlotten Unzerinn, gebohrnen Zieglerinn. Rinteln, bey Gotthelf Christ. Berth. 1766. 4. Bogen, in 8.

Die Verfasserinn sagt, daß sie diese Lieder aus Gefälligkeit gegen den Verleger, der ihrer Schwester Sohn ist, habe drucken lassen; nun wäre die Frage: ob die Leser diese Gedichte auch aus Gefälligkeit gegen den Verleger werden lesen wollen, sonst möchte ihm mit der Gefälligkeit der Fr. V. auch nicht viel gedienet seyn. Wir wissen, welche Nachsicht man einem Frauenzimmer schuldig ist, aber bey einem Frauenzimmer, wie eine Unzerinn, der man gute Stücke zutraut, wird man wirklich ein wenig verdrießlich,

wenn

wenn man auch nicht etwas gutes findet. Der Name verführet uns, vier Bogen, sorgfältig durchzulesen, in Hofnung uns wenigstens durch etwas belohnet zu finden, und siehe, wir finden nichts als mittelmäßige Reime. Das ist der empfindlichste Korb, den uns ein Frauenzimmer geben kann, in dem Augenblicke, als wir uns mit den süssesten Hofnungen schmeicheln.

Des Herrn von Fontenelle, gesammelte Schauspiele, aus dem Französischen übersetzt, zweyter Theil. Hamburg, bey Joh. Christ. Brandt. 1764. 18. Bogen, in 8.

Fontenellens Schauspiele, sind für ihren wirklichen Werth allzuwenig bekannt. Sie gehören zu seinen schätzbarsten Werken. Er hat die Vorwürfe zu diesen Lustspielen oder Schauspielen, wie man sie nennen will, meist aus der alten Geschichte genommen und meistens sehr glücklich bearbeitet. Die Uebersetzung ist mittelmäßig, und hin und wieder ziemlich steif.

Des Freyherrn Joh Friedrich von Cronegk, Schriften, 2. Bände, Leipzig, 1765. bey Jacob Christoph Posch, Buchhändler in Anspach, 1ster B. besteht aus 26½. Bogen, der 2te B. aus 22. Bogen, in groß 8.

Eine neue Ausgabe der Werke eines jungen Dich-

Dichters, der für seinen Ruhm und für den Ruhm der deutschen schönen Wissenschaften nur zu früh verstorben ist. Das vorgesetzte Bildniß des Verfassers hat eine etwas verdrießliche Mine, vielleicht gehts ihm wie dem Bildnisse des Boileau.

Der Jüngling. Königsberg, Mietau und Leipzig, bey J. J. Kanter. 1764. zwey Theile in groß 8. von 36. Bogen.

Ein neuer und sehr niedlicher Abdruck einer vortreflichen Schrift, die Deutschland Ehre macht, und unter die allerbesten ihrer Art zu rechnen ist. Sie bedarf, da sie ohnedem allen Lesern von Geschmack bekannt ist, keines fernern Lobes.

Schreiben des Grafen von Comminges, an seine Mutter. Nebst einem Schreiben der Philomele an Prognen: aus dem Französischen des Herrn Deret. 1765.

Seit kurzen fangen beynahe alle französische junge Dichter an, Heroiden, zur Nachahmung des Ovids zu schreiben. Wir haben eine Menge davon gesehen, die meist mit saubern Kupfern von Eisen und andern gezieret sind. Man hat sogar den alten Calas auf dem Schavotte, und den Cain an seine Frau Mehala

schrei-

schreiben lassen. Uns scheint diese ganze Art von Gedichten sehr ungeschmackt zu seyn. Ein junger Dichter braucht dazu nichts weiter als eine Fertigkeit, mittelmäßige Gedanken zusammen zu stoppeln, und erträglich zu versificiren. Wenn man Proben von dieser Dichtungsart in unserer Sprache haben wollte, so brauchen wir sie wahrlich nicht erst aus dem Französischen zu übersetzen; man dürfte unsers ehrlichen Hofmannswaldau Heldenbriefe nur hervorsuchen, und von verschiedenen Ungereimtheiten reinigen, so würden sie vielleicht, denen, die itzt in Paris mit so vielem Beyfall gelesen werden, mit gutem Fuge können an die Seite gestellt, ja wohl gar vorgezogen werden.

Die allerneuesten Sonnetten, den Liebhabern der Dichtkunst zum Vergnügen, herausgegeben von Johannes Westermann, Bremen, 1765. In Commißion bey G. L. Förster. 4. Bogen in groß 8.

Die allerneueste, allerelendeste und allerabgeschmackteste Reime, die man sich denken kann. Der Verfasser drohet noch mit mehren Bänden voll Sonnette, und empfiehlet sich darauf, in die Gewogenheit seiner hochgeneigten Leser mit geziemendem Respect. Mit eben diesem

gezie-

geziemenden Respect wollen wir ihm ein ewiges Stillschweigen empfehlen: als welches das beste Mittel seyn wird, die Gewogenheit derer wieder zu erlangen, die so unglücklich gewesen sind, diese Bogen zu lesen.

Samuel Buttlers Hudibras, ein satyrisches Gedicht wider die Schwärmer und Independenten, zur Zeit Carls des ersten, in neun Gesängen, aus dem Engl schen übersetzt. Mit historischen Anmerkungen und Kupfern versehen. Hamburg und Leipzig 1765. 8. 528. Seiten.

Herrn Diac. Waser zu Winterthur in der Schweiz, dem Verfasser der moralischen Beobachtungen und Urtheile, a) hat man diese überhaupt nicht misgerathene, in Zürich bey Geßnern gedruckte Uebersetzung eines englischen Schriftstellers zu verdanken. Die Leser in monarchischen Staaten werden uns vielleicht die sehr wahre Anecdote kaum glauben, daß in Zürch, in einer freyen Republick, der Antistes der Zürchischen Geistlichkeit, diese Uebersetzung, als ein gottloses, verruchtes, und der wahren Religion höchstnachtheiliges Buch hat verbieten dürfen; da

a) S. Briefe die neueste Litteratur betreffend. T. I. p. 77.

da doch bekanntermaßen Buttler der Republick England und der wesentlichen Religion den wichtigsten Dienst durch dieß Buch geleistet hat. Die Kupfer sind ganz hogartisch, wie das Urtheil des Herrn Antistes.

Sinngedichte von F. A. Cartheuser. Neue und vermehrte Auflage 1765. in 8. drey und einen halben Bogen.

Ziemlich schlecht. Der Vortrag des Subjekts in ihnen ist selten edel, nie simpel, mehrentheils nicht sonderlich. Die sogenannte epigrammatische Spitze, wird man nur etwa in einem oder zwey derselben entdecken; die übrigen haben entweder gar keine, oder so sie etwa ja da ist, so ist sie just wie der Stachel einer Biene, den ein kleiner Bube, nachdem er das arme Thierchen gehascht, mit einer saubern Scheere entspitzte. Sieht man sich nach den übrigen Stücken des Epigramms um, daß es interessant, glücklich und in wenig Worten vorgetragen seyn soll, so deucht mir, daß man in jedem alle diese Stücke vermisse. In einigen ist auch eine solche Versart gewählt, die sich dazu gar nicht paßt, Mängel, die mit jenen zusammen genommen, bey dem Epigramm nimmermehr zu vergeben sind. "Man will, sagt Barteux, daß alle seine Theile

"genau

"genau verbunden seyn; einen leichten, unge-
"zwungnen Gang haben sollen; das Ohr soll mit
"keinem Worte, mit keiner überflüßigen Silbe
"beschweret; mit keinem harten, magern, schlep-
"penden, zischenden Tone beleidiget werden; der
"Verstand soll durch keine mühsame Wortfü-
"gung, durch keine gezwungne Auslassung, durch
"keinen unnützen oder zu weit hergesuchten Be-
"griff verwirret werden; kurz, der Gedanke soll
"auf eine anständige und angemeßne Weise ein-
"gekleidet werden, doch so, daß er seine Feinheit
"behalte." Der Herr V. prüfe sich, ob seine Sinngedichte diesen Charackter haben, und denn dichte er weiter, wenn er das Herz hat. Wir wollen wenigstens eines von den Sinngedichten, zur Probe hersetzen

Von dem Heldengedichte Hermann.

Daß Schönaichs weitberühmte Muse die Leidenschaf-
ten rege macht,
Bleibt richtig, wenn auch noch so höhnisch die freche
Schaar der Spötter lacht.
Als ich den Titel: Hermann sah, ward ich von Freude
sanft durchdrungen;
Ich las, und wünschte voller Zorn, der Dichter hätte
nie gesungen.

Der Mensch, eine moralische Wochenschrift. Erster Band. Neue Auflage. Halle bey Jo-

hann Justinus Gebauer 2. Alph. 8 Bogen.
Zweyter Band. 1765. 2. Alphabet 10. Bogen.

Es gehört in die Jahrbücher von dem Wachsthum des Geschmacks und Witzes unter den Deutschen, daß die spashafte Geschichte von Doppelbatzen, die lustigen Einfälle des Packesels und seines Führers, die langweiligen Erzählungen von den Begebenheiten der Jungfer Irrwisch, und dergl. nochmals aufgelegt, und mit Beyfall gelesen werden. Aus guter Wohlmeynung gegen unsere Mitbürger, und aus Treuherzigkeit gegen künftige Wochenschriftschreiber wollen wir ein Recept mittheilen, wie eine solche gangbare Wochenschrift fabricirt werden müsse. Nimm ein leidliches Collegium über die philosophische Moral, reiß nach Belieben Stücke heraus, und erweitere sie, so lange als die Feder schreiben will, oder bis der Bogen voll ist. Dieß giebt die ernsthaften moralischen Stücke. Zu den lustigen mußt du ein Mantel Characktere, und eine Menge seltsamer Namen dazu vorräthig haben; je mehr, desto besser; desto neuer und spashafter wirst du in deinen Wendungen: kannst du noch einige Stadt- oder Provincialhistörchen auftreiben, und sie recht weitläuftig hie und da einschalten; so hast du Materialien auf einige Jahre. Wie mancher wird dann zu deinem

eignen

eignen Erstaunen über deine große Weltkenntniß erstaunt seyn, und es nicht begreifen, wie du so tiefe Blicke in das menschliche Herz habest thun können?

Der Rechtschaffene, eine satyrisch-moralische Wochenschrift, in gebundener und ungebundener Schreibart. Erster Theil. Lindau, bey Jacob Otto, 1765. 1. Alph. 3. B. in 8.

So sehr der Verleger auch in einem vorgesetzten Vorbericht dem Verf. dieser Schrift ein gutes Dichtergenie zutraut, und ihn von der Schüchternheit, die ein Gefühl seine Schwäche ist, befreyen will; so richtig ist doch das Urtheil des Verf. von sich selbst, wenn er seiner Arbeit nicht einmal einen mittelmäßigen Werth beylegt. Sie ist wirklich unter dem mittelmäßigen, und wen wir des Verf. oder Verlegers Rathgeber gewesen wären, würden wir kein Stück des Drucks würdig geachtet haben. Die gebundene Schreibart ist so, wie man sie von einem gemeinen Alltagspoeten erwarten kann, und die prosaischen Stücke enthalten moralische Betrachtungen ohne Weltkenntniß, gemeine Erzählungen ohne Geschmack, Religionsgesinnungen, die zwar gut gemeynt sind, die aber auch das Gepräge mit sich führen, daß der V. weder mit dem Geiste der

Religion, noch mit dem Geiste derer, die Zweifel dawider hegen, bekannt sey. Es ist überdem alles so roh ausgedruckt, die Satyre so plump und studentenmäßig und die Schreibart so unpolirt, daß der Verf. besser thäte, noch einige Jahre zu lernen, ehe er andere unterrichten wollte. Schade um den Titel, der gut zu einer Wochenschrift genutzt werden könnte, davon der Verf. aber weder die Kraft noch den Umfang verstanden hat; denn bey ihm hat er mit den Stücken selbst eben so wenig Verbindung, als jeder anderer, der ihm eingefallen wäre. Ohne unser Erinnern kann man den Schluß ziehen, daß wir die Fortsetzung dieser Schrift in gleichem Ton eben nicht wünschen.

Der hinkende Teufel, ein comischer Roman des Herrn le Sage, aus dem Französischen übersetzt. Frankf. und Leipzig 1764. 1. Alph. 2. Bogen in 8.

Dieser angenehme Roman, den le Sage aus Spanischen Stoffe zubereitet, verdiente recht sehr diese neue Auflage: Wir wünschten nur, daß die Geschichte des Gil Blas von Livias, der beste Roman dieses Schriftstellers, auch bald in einer verbesserten Uebersetzung, und ohne den abgeschmackten Titel eines Spanischen Robinsons,

sons, den sie in der deutschen Uebersetzung bisher getragen, erscheinen möge.

Geschichte des Prinzen Titi, zwey Theil. Leipzig, 1765. bey Christ. Gottl. Hilscher. 23. Bogen in 8.

Ein sehr entbehrliches französisches Feenmährgen.

Die Wege der Tugend; oder die Geschichte der berühmten Pamela, der Klarissa Harlowe, und des Ritter Karl Grandisons, im Kleinen entworfen. Aus dem Englischen übersetzt. Zweyter Theil. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung, 1765. 12. Bogen in 8.

Der V. dieser Bogen betrachtet, die Briefe des Herrn Richardson, als Urkunden, aus denen er erst die Geschichte zu schreiben sucht. Diese Geschichte ist aber so kurz, daß sie beynahe nur einem etwas weitläuftigen Inhalte ähnlich ist. Diejenige, die nicht die Geduld haben, durch neunzehn Bände sich, bald möchten wir sagen, durchzuschlagen, werden es dem V. Dank wissen, daß er sie dieser Mühe überhoben hat. Diejenige aber, die diese Geduld einmal gehabt haben, finden sich freylich durch viele vortrefflii-

che Züge entschädigt. Gegenwärtiger Theil enthält die Geschichte des Ritters Karl Grandison.

Lebensgeschichte des Dechants von Killerine, in zwolf Büchern. Aus dem Französischen des Herrn Abt Prevost. Erster Theil, zweyte Auflage. Leipzig bey Christ. Gottl. Hilschern 1766. 2. Alph. in 8.

In Ermangelung guter deutscher Originalromane, müssen die Liebhaber sich mit Französischen und Engländischen Romanen behelfen, die neue Auflage dieses sonst bekannten Buchs, ist ein neuer Beweis davon.

Belustigende Erzählungen, aus dem Französischen übersetzt. Frankf. und Leipzig, 1765. 9½ Bogen in 8.

Wir glauben schwerlich, daß diese Erzählungen irgend jemand belustigen werden.

Die vernünftige Einfalt in des Ignatz Eleazer Di Priora, und der Maria Friatte, zwey Kinder von wilden Eltern entworfenen Wundergeschichte. 1766. 17. Bogen in 8.

Das elendeste und abgeschmackteste Gewäsche, womit jemals Papier verdorben worden.

Die junge Amerikanerinn, oder Verkürzung müßiger Stunden auf dem Meere, aus verschiede-

schiedenen Sprachen übersetzt. Zwey Theile. 1765. Ulm bey Bartholomäi 43. Bogen in 8.

Einer jungen Amerikanerinn, die nach Frankreich überfährt, wird die Zeit lang: um sie ihr zu vertreiben, erzählen in diesen beyden Theilen verschiedene Personen allerhand Feenmährchen von verwünschten Prinzeßinnen, Hexen, Wassernixen, Drachen und was dem anhängig ist. Wie diese Verkürzung müßiger Stunden auf dem Meere nach Schwaben kommt, wissen wir nicht. Der Verleger verspricht noch mehr Theile folgen zu lassen. Das kann er unserthalben thun, nur nicht allzu lange, sonst möchte aus der jungen Amerikanerinn endlich eine alte Bettel werden. Noch müssen wir sagen, daß diese Geschichte, als Feenmährchen betrachtet, ziemlich leidlich sind.

Briefe des Herrn von S** worinn derselbe seinen in C* zurück gelassenem Freunde verschiedene Werbehistörchen, nebst seinen eignen Begebenheiten vor Augen legt. Leipzig 1765 bey J. G. Rothen Buchhändler in Copenhagen. 24. Bogen in 8.

Von der Klasse der gewöhnlichen deutschen Romane, ohne Characktere, ohne Erfindung, ohne Witz, ohne Interesse.

Merkwürdige und ausserordentliche Begebenheiten einer Kosakischen Standesperson, von ihr selbst beschrieben. Regenspurg bey J. L. Montag 1766. 36. Bogen, $\frac{1}{2}$. Bogen Kupfer, in 8.

Dieß ist noch viel schlechter als das vorige, so elend daß es kaum zu beschreiben ist. Die Alberkeit leuchtet gleich beym Anfang in die Augen, und am Ende wirds noch schlimmer. Die Kupfer sind eben so wie das Buch selbst beschaffen.

Morgenländische Erzählungen. Aus dem Französischen übersetzt, von J. R. F. Zürich bey Heidegger und Compagnie. 1766. klein 8. 196. S.

Dieses Werk des Herrn von Sauvigny ist bekannt und beliebt. Die Uebersetzung dünkt uns ziemlich gerathen. Aus der Zueignungsschrift scheint ein Buchhändler oder Buchdrucker als wirklicher Uebersetzer durch.

Salomo ein Trauerspiel von Klopstock. Magdeburg bey Hechtel, 1764. in 8.

Da wir vermuthen, daß unsre Leser schon alle dieses Stück kennen, so wollen wir uns nicht aufhalten, einen umständlichen Plan aus-

zu-

zuzeichnen, sondern wollen bloß die Anmerkungen hier vorlegen, die wir beym Lesen gemacht haben. Das Subject ist Salomons Zustand in seiner Entfernung von Gott, sein Aberglaube für Moloch, und endlich seine Bekehrung und Rückkehr zu Gott. Der Poet glaubt in der Vorrede, und mit Grund, daß der Antheil, den Salomons Verstand an seinem Fall hatte, berührt werden mußte, und er sieht es als die Hauptschwierigkeit an, ihn so zu berühren, als es die Regeln des Trauerspiels erlauben. Wir verstehen dieses von keinen andern Regeln, als von den wesentlichen, von denen, die der Entzweck der Tragödie selbst vorschreibt, vermittelst der theatralischen Vorstellung zu interessiren, zu rühren, zu schrecken; und bloß auf diese Regeln werden sich unsre Anmerkungen gründen. Er behauptet, daß für einem zugleich denkenden und empfindenden Zuschauer dieses Subject tragischer seyn müsse, als alle, die noch auf das Theater gekommen. Ohne Zweifel geht auch durch die Vernunft ein Weg zu den Leidenschaften, wenn der Gegenstand von grosser Wichtigkeit für uns ist; und wir kennen bloß spekulative Betrachtungen über Materien dieser Art, die einen denkenden und zugleich empfindenden Leser ungemein rühren. Dieser

Weg

Weg ist nicht so nah, nicht so leicht, er geht nicht so tief ein, als die gewöhnlichen, durch die Einbildungskraft, durch die Sinnen, und unmittelbar durch das innere Gefühl. Aber, wenn man von allen zugleich die Leidenschaften angriffe, so würde dieses ohne Zweifel die größte mögliche Kraft seyn, die auf sie wirken könnte, eine Kraft, die bisher noch nicht auf dem Theater versucht worden ist. Ein Mensch, der durch eine starke Leidenschaft, durch sehr scheinbare Gründe auf Irrwege des Verstandes gerathen wäre, der auf diesen Irrwegen in neue Leidenschaften fiele, die wichtige Handlungen hervorbrächten, müßte sehr interessiren. Wenn man überdem in dem Stücke die Entstehung, die Gänge, die Wirkungen seiner Irrthümer zugleich mit dem Verstande lebhaft erkennte, und mit Schrecken und Mitleiden fühlte, so müßte dieses Stück sowohl sehr lehrreich, als äusserst rührend seyn. Aber dies ist nicht der Fall bey gegenwärtigem Trauerspiele. Das Subject, wie es hier bestimmet ist, scheinet uns für keinen Zuschauer, am wenigsten für einen denkenden, interessant, geschweige denn tragisch zu seyn. Daß ein Mensch mit einiger Vernunft und menschlichem Gefühle, der nicht im Götzendienst erzogen ist, daß gar Salomo,

der

der weiseste der Menschen, der von Gott mit ausserordentlichen Gaben unmittelbar begnadigt worden, der unter den Offenbarungen, unter den sichtbaren Führungen Gottes aufgewachsen, zu dem unvernünftigsten und entsetzlichsten Aberglauben hinab sinken könne, einem Götzen Menschen zu opfern, das ist eine von den ausserordentlichen Begebenheiten, die wir auf glaubwürdiges Zeugniß, wie hier der Fall ist, oder wenn wir selbst Zeugen derselben sind, wohl glauben, aber uns nicht denken können, von denen die Vernunft verwirrt und gedemüthiget, sich wegwendet, die endlich wahr, aber nicht wahrscheinlich sind, und die Aristoteles mit gutem Grunde vom Theater ausgeschlossen hat, weil wir dasjenige kennen, mit ihm uns vertrauen müssen, an dem wir einen starken Antheil nehmen sollen. Aber gesetzt auch, die Unwahrscheinlichkeit der Sache verhinderte diesen Antheil nicht, so müßte das Abscheuliche, das weit über das Schreckliche in diesem Aberglauben hervorragt, ihn verhindern. Alle das Genie eines Klopstocks kann ein solches Subject nicht interessant machen. Die sonderbaren Irrthümer des Salomo werden in dem Stücke noch unbegreiflicher, da man nirgend einen nur etwas wahrscheinlichen Grund entdeckt, der ihn

auf

auf dieselben gebracht haben könne. Man hört zwar, daß die Wollust ihn zuerst zu zweifeln verleitet, aber nicht umständlich genug, daß man sich die Art der Möglichkeit dieser Zweifel bey Salomo deutlich denken könnte. Wir glauben, daß es sehr gut gewesen wäre, diesen Umstand durch die Liebe einer der abgöttischen Königinnen in Action zu bringen, die so viel Antheil an Salomons Fall gehabt hatten, und die man in dem Stücke gar nicht gewahr wird. Und die äusserste Schwäche dieser Zweifel, und der Gründe, die ihn bewegen, dem Moloch zu opfern, scheinen gar nicht in den Begriff, den man von Salomons Weisheit hat, gedichtet zu seyn, und würden allein zureichen, den Antheil, den man an ihm nehmen könnte, zu vernichten. Wir glauben, daß in einem Stücke, wo die Verwerfung großer Wahrheiten der Religion wichtige Handlungen, diese Handlungen große Unglücksfälle wirken, einige Scenen mit Unterredungen über diese Materien, die das scheinbarste, das scharfsinnigste, das stärkste enthielten, das von beyden Seiten gesagt werden kann, wo die Gründe und der Ausdruck den Charaktern und den Leidenschaften der Personen genau angemessen wären, daß solche Scenen sehr interessiren, und zu dem Eindruck vor-

trefflich vorbereiten würden, den die daher entspringenden Handlungen und Begebenheiten machen müßten. Eine Probe davon sind, in gewissem Maaße, die beyden Monologen im Hamlet und im Cato. Ausserdem scheint uns die Haupthandlung zu langsam fortzurücken, zu oft aus demselben Gesichtspunkte zu erscheinen, in den ersten Akten die Erwartung zu wenig zu reizen. Salomo ist zu unthätig, und ein unthätiger Charakter kann nicht anders interessiren, als wenn er andre in heftige Bewegung setzt. Aber auch die Freunde des Salomo scheinen uns zu unwirksam. Es ist eine sehr schöne Scene im Anfang der zwoten Handlung, wo sie miteinander über Salomons Rettung berathschlagen, die aber keine Folgen hat. Die Absicht des Rathes, den Chalkol dem Salomo giebt, da dieser entschlossen ist, sich selbst das Leben zu nehmen, daß er Gott befragen solle, ob er nicht bald im Kriege fallen würde, um ihm in diesem Falle den Selbstmord unnöthig zu machen, scheint uns der Wichtigkeit einer solchen Befragung nicht würdig. Der Entschluß des Salomo, lieber den Moloch zu fragen, der in seinem wunderbaren Aberglauben gegründet ist, führt eine schreckliche Scene herbey. Aber die Scene der beyden Teufel kann auf keinem Theater Beyfall

fall finden. Ohne entscheiden zu wollen, ob Geister, oder welches weit mehr noch gewagt ist, ob Teufel auf das Theater gebracht werden können, ist wenigstens so viel gewiß, daß eine solche Vorstellung dem weitschweifigen, finstern Begriff, den wir von diesen Wesen haben, gemäß seyn muß; sie müssen uns nur in der Ferne erscheinen, nur sehr wenig reden, und nicht lang verweilen; jeder Augenblick bringt eine neue Gefahr, die Verblendung zu vernichten. Der Grund, den der Dichter von ihrer Wahrscheinlichkeit giebt, kann nur für das epische Gedicht, aber nicht für die Tragödie gelten; die theatralische Wahrscheinlichkeit gründet sich bloß auf ähnliche Fälle, mit denen wir bekannt sind. Nach dem unglücklichen Ausgang der Befragung des Moloch, verwirft endlich Salomo den Götzen. Man muß voraus setzen, daß die vorhergegangenen Reden seiner Freunde viel dazu beygetragen haben. Aber sein unüberwindliches Beharren in der Verzweiflung an Gottes Gnade, bey aller seiner Reue, bey seiner jetzigen Erkenntniß, bey allen Ueberredungen eines Propheten, und der frömmsten Männer, scheint uns nunmehr zu weit getrieben. Wir glauben, daß die Entwickelung durch eine hellere Erkenntniß, die Salomo durch diesen Zufall bey der Befragung des

Götzen

Götzen bekommen, durch ein pathetisches und eindringendes Zureden seiner Freunde, durch die Empfindungen der tiefsten Reue und Unterwerfung, rührender seyn würde, als durch die Entdeckung, die der Prophet ihm, eben am Ende des Trauerspiels, von Gottes Versprechen macht, die der Entwicklung zu sehr das Ansehn einer Entwicklung durch eine Maschine giebt. Die Charaktere scheinen uns zu einförmig, zu allgemein, zu wenig particularisirt. Die Unschuld, die Redlichkeit, die Frömmigkeit der Freunde des Salomo ist in der That reizend vorgestellt. Auch der kleine Unterschied zwischen Chalkol und Darda, von denen jener mit diesen Eigenschaften mehr Härtigkeit des Herzens und mehr Stärke des Geistes, dieser mehr Zärtlichkeit und mehr Schwäche verbindet, ist sehr fein nüancirt, und oft mit kleinen unerwarteten Zügen angegeben, welche die Hand eines Meisters verrathen. Die Umstände für Heman und Sarja, den einen von einer weiten Reise zurückkommen zu lassen, den andern seinem Tode nahe zu stellen, sind glücklich ausgedacht. Aber vornemlich erkennt man den großen Dichter in der Sprache der Leidenschaften, und in ihren Sentiments. Man findet hier häufige Spuren einer sehr feinen Empfindung, einer starken Einbil-

dungskraft, einer erhabnen Seele. Was kann schöner seyn, als wenn Sarja bey der Zurückkunft von seiner Reise, dem Salomo sagt, den er sehr liebt, daß er bey seiner Ankunft auf den Höhen vor Jerusalem die Götzen des Moloch und des Chamos gesehn,

„Da dacht ich, du wärst todt! doch, ach, du lebst!

Wie fein ist ein kleiner, aber sehr nachdrücklicher Umstand bemerkt, wenn derselbe Sarja eben ankömmt, und begierig nach seinem Vater Nathan fragt,

„ — — Lebt Nathan noch?

Darda.

„Dein Vater lebt.

Chalkol.

O Fremdling, bist du Sarja?

Sarja.

„Das sey dem Herrn gedankt! Mein Vater lebt!

„Nun will ich gern, was ich — — ja, ich bin Sarja,„

In der Bemerkung und richtigen Angebung solcher kleinen Umstände sieht man vornemlich die Hand des Meisters, und diese geben erst den Schilderungen der Charaktere und Leidenschaften die letzten Züge der Vollkommenheit. Die Klagen und Verwünschungen der verzweifelnden

Mutter

Mutter über Salomo sind ausserordentlich schön und wahr. Von dieser Art Züge sind weit mehr in dem Stücke, als wir hier anzeigen können; sie können aber keinem Leser von einiger Empfindung entgehn, und für die andern sind sie allemal verloren. Nur wollen wir noch ein paar Anmerkungen über die Sprache und über die Versification hinzufügen. Die Reinigkeit und das Genie unserer Sprache scheinen uns an verschiednen Stellen nicht genug geschont. Man kann ohne Zweifel eine Sprache bereichern und erheben, aber es muß auf eine Art geschehn, die mit der ursprünglichen Wendung, und mit dem eignen Ton der Sprache übereinstimmt. Im entgegen gesetzten Fall wird der Ausdruck mehr widerlich gemacht, als gehoben. Der Poet bedient sich oft der Versetzung. Sie ist eine grosse Schönheit, wenn in einem Satze, der einen starken Gedanken enthält, das vornehmste Wort aus der natürlichen Ordnung an den ersten Platz gestellt wird. Sie wirkt immer einige Dunkelheit, die aber einem starken und fruchtbaren Gedanken, selbst noch wenn sie unnöthig ist, einen gewissen Reiz giebt. Es ist Swifts Brunnen, dessen Boden man bloß deswegen nicht gleich zu sehen scheint, weil er tief ist. Wenn aber der Gedanke nur gemein ist, wenn nur ein gleich-

gültiges Wort aus der natürlichen Ordnung gerissen, und an den vornehmsten Platz gestellt wird, so ist die Versetzung weit entfernt, eine Schönheit zu seyn, sie wird ein wirklicher und unangenehmer Fehler; und wenn bey der Dunkelheit, die daher entspringt, der Boden des Brunnens sich verbirgt, so ist es alsdenn nicht, weil er tief, sondern weil er unrein ist. *) Diesen Fehler vermeidet der Dichter nicht immer. Was die Versification betrifft, so müssen wir bekennen, daß sie oft ziemlich hart und unharmonisch ist. Sie scheint die Mannigfaltigkeit der Silbenmaaße in den griechischen Tragödien nachzuahmen. Aber es ist gewiß, daß Silbenmaße in der griechischen Sprache eine große Harmonie haben konnen, die in der unsrigen nicht eine Spur derselben mehr behalten. Die Bemerkung eines wesentlichen Unterschieds, in Absicht auf das Silbenmaaß, zwischen der griechischen und deut-

* Wenn zum Exempel Salomo sagt: „Wenn Blut „der Herr gebeut„ so bekömmt das Wort, Blut, das hier Eindruck machen soll, durch seine Stellung einen doppelten Nachdruck. Aber wenn Chalkol zu Salomo sagt: „Und hätt in Frieden, „bis an deinen Tod, zu lassen dich der Herr der „Herrscher beschlossen, „ so sieht man keinen Grund, warum die Stellung der Worte so verworren, und undeutlich gemacht ist.

deutschen Sprache, kann uns davon überführen, und muß uns bey der Nachahmung griechischer Silbenmaaße äusserst behutsam machen. Die Kürze oder länge der Silben in griechischen Wörtern, wenige nur ausgenommen, war so genau bestimmt, daß auch der griechische Pöbel sie nicht verfehlen konnte. Ein Grieche, der Verse recitirte, brauchte nie gehört zu haben, daß es einen Maaßstab für Verse gäbe, er durfte nur die Wörter, wie er gewohnt war, aussprechen, und er wurde in jeder Zeile durch die schönste Harmonie, und in einer Reihe von Zeilen durch die reichste Abwechslung von Harmonie überrascht; ein Vergnügen, von dem wir in allen unsern neuern Sprachen nicht eine Idee mehr haben. In der unsrigen besonders, obgleich noch nicht so sehr, als in der französischen, sind die Quantitäten so zweydeutig, daß man oft die Silbenmaaße ohne Maaßstab nicht gewahr wird. Und diesen Maaßstab oft von neuem, oft auch vergebens suchen zu müssen, ist gewiß keine angenehme Beschäftigung; die Harmonie, die nicht aus der gewöhnlichen und nothwendigen, sondern aus einer gelernten und willkührlichen Aussprache der Wörter entspringt, ist äusserst schwach, und muß man jener Aussprache gar Gewalt anthun, so verschwindet alle Harmonie.

Es kann uns folglich bey der Nachahmung grie
chischer Silbenmaaße, ohne große Vorsicht
bisweilen wie einem Tonkünstler gehn, der ein
vortreffliche Composition auf einem verstimmten
Clavier spielt.

D. Eduard Youngs Klagen oder Nachtgedan-
ken über Leben, Tod und Unsterblichkeit.
In neun Nächten. Nebst desselben sieben cha-
racteristischen Satiren auf die Ruhmbegier-
de, die allgemeine Leidenschaft. Aus dem
Englischen ins Deutsche übersetzt, durchge-
hends mit kritischen und erläuternden An-
merkungen begleitet, und mit dem nach der
letzten englischen Ausgabe abgedruckten Ori-
ginale herausgegeben von J. A. Ebert, Pro-
fessor. Dritter Band. Braunschweig, bey
sel. Ludolph Schröders Erben. 1763. 1.
Alph. 11½. Bogen in groß 8.

Dieser dritte Band der vortrefflichen Eber-
schen Uebersetzung von Youngs Klagen ent-
hält die siebente und achte Nacht. Die neunte
wird also wohl nebst den sieben auf den Titel an-
gezeigten Satiren noch einen Band ausmachen.
Jedermann weis, mit welchem Fleiße und Ein-
sicht Hr. Ebert sein Original studiert habe, und
wie wenig er durch das laute Lob, das seiner ersten
Ueber-

Uebersetzung bereits mit Grunde beygelegt wurde, verleitet worden, sie für fehlerfrey zu halten; daß er vielmehr in dieser zweyten Uebersetzung vieles genauer berichtiget, und besonders eine ganz eigene und nachahmungswürdige Sorgfalt darauf gewandt hat, ihr so viel Harmonie und Wohlklang zu geben, daß sie selbst für ein Original unter den Uebersetzungen gelten kann. Und in der That so hat wohl nie jemand so darauf studiert, die poetische Harmonie seines Originals durch den harmonischen Schwung der Prose, darinn es übertragen ist, so gut zu ersetzen, und nie ist wohl ein Uebersetzer so genau in den Geist seines Originals eingedrungen, oder hat ihn sich so zu eigen gemacht, als es Hr. Ebert gethan hat. Mit Recht kann man ihn also zur Regel für unsre Uebersetzer machen, und ihnen zurufen: übersetzet wie Ebert.

Doch wie an einer wohlgeputzten Schöne auch Kleinigkeiten in die Augen fallen, so sind uns auch ein paar Stellen vorgekommen, die uns dem Original nicht ganz angemessen zu seyn scheinen; und die wir zu H. E. eigenen Beurtheilung hier anzeigen wollen. So dünkt uns die Uebersetzung der V. 40. u. f. auf der 25sten Seite nicht völlig das Licht und den Nachdruck des Originals erreicht zu haben. "Der Mensch,

"heißt es daselbst, bleibt in diesem, ihm nicht "eigenen, Aufenthalte unzufrieden, in diesem "fremden Felde, wo ihn die Natur mit andern "Speisen nährt, als zur Sättigung seiner Be- "gierden bestimmt sind; arm im Ueberflusse und "verhungernd bey einem Gastmale, hört er nicht "auf, nach etwas mehr zu seufzen, indem er das "meiste genießt." Sollte der Gedanke nicht einleuchtender, und der Kontrast, den Young zwischen dem Menschen und Vieh macht, sichtbarer seyn, wenn man ihn so ausdrückte? "Der Mensch bleibt hier, auf diesen fremden Felde unzufrieden, wo er nicht auf seinem rechten Platze ist, wo ihn die Natur mit anderm Futter nährt, als zur Sättigung seiner Begierden bestimmt ist; arm im Ueberflusse, und verhungernd bey einem Gastmale, seufzt er noch immer nach mehr, wann er am meisten genießt."

— S. 29. heißt es in der Uebersetzung: "Jene "sind für dieses Land von Kleinigkeiten viel zu "stark, erheben sich mit Ungestüm, und durch- "stürmen das menschliche Leben." Die letzten beyden Sätze drucken die Beziehung auf das Land von Kleinigkeiten nicht aus, welche das Original, obgleich nicht wörtlich ausgedruckt, zur Absicht hat. Uns scheint es also den Sinn zu haben: Und jene erheben sich für dieses Land —

zu

zu ungestümm, und durchstürmen zu stark das menschliche Leben. — S. 85. können wir uns von dem, was Young V. 425-427. sagt, aus der Uebersetzung kein richtiges Bild machen, und den Satz — damit der in Gefahr stehenden Tugend kein Unrecht geschehe — verstehen wir gar nicht in dieser Verbindung. Young scheint uns dieses sagen zu wollen. Wir beurtheilen uns, ob wir gut und tugendhaft sind, durch unsre Vernunft; aber das Urtheil anderer muß das Urtheil unsrer Vernunft immer berichtigen, wenn es sicher seyn soll; drum ist uns die Begierde nach Beyfall eingeprägt. Dieß druckt er in einem poetischen Bilde so aus: "Unsre eigne Vernunft ist eine Schmeichlerinn; der Durst nach Beyfall ruft das allgemeine Urtheil zu Hülfe, unser eigenes (Urtheil) abzuwiegen, seine Wagschale zu berichtigen, und der (durch) unser allzuschmeichelhaftes Urtheil) in Gefahr gesetzten Tugend freyere Bewegung zu geben." Das Bild ist also dieses: Unser Urtheil von uns, liegt in einer Schale, die Tugend in der andern; das allgemeine Urtheil wird gegen das unsrige abgewogen, und das Nimium, das er in seine Schale gethan, gefunden und herausgenommen. Nun ist die Schale unsers Urtheils richtig; nun kann die Tugend in ihrer Schale gehörig sinken, und

auf der nun berichtigten Wage nach ihrem wahren Gewicht frey spielen, und die Proportion desselben gegen unser Urtheil darlegen. Die ganze Schwierigkeit ist wohl von dem Wort endangerd entstanden, das wirklich zur Allegorie nicht wohl gewählt ist, und den Leser verleitet, wer weis was für eine Gefahr der Tugend zu suchen, da doch nur von der Gefahr, falsch gewogen zu werden, die Rede ist. Nun wollen wir noch Hr. E. Uebersetzung hersetzen, und den Leser selbst urtheilen lassen: "Unsre eigne Vernunft — der Durst nach Beyfall ruft das allgemeine Urtheil zu Hülfe, um in der Wage unsers eignen das Gleichgewicht zu erhalten, damit der in Gefahr stehenden Tugend kein Unrecht geschehe, und ihr eine freye Bewegung gelassen werde. Diese wenige Stellen mögen zur Probe dienen, wie sehr wir dem H. Uebersetzer beym durchlesen nachzustudieren gesucht haben; und wir bemerken es nur noch als einen Schreibfehler, daß S. 193. V. 1124. Meaning durch Meynung übersetzt sey, wo es offenbar Sinn heißen muß.

Die zahlreichen Noten, mit welchen Hr. Ebert seine Uebersetzung versehen hat, beweisen sowohl seine ungemeine Belesenheit in den alten und neuen, auswärtigen und einheimischen

Schrift-

Schriftstellern, als auch seine Neigung, alles gelesene auf seinen Lieblingsautor zu beziehen. Sie enthalten hauptsächlich angezogene Stellen aus alten und neuen Weltweisen, Gottesgelehrten und Dichtern, welche ähnliche Gedanken mit dem V. gehabt, oder sie auf ähnliche Art ausgedruckt haben, und die der Dichter entweder vor Augen gehabt haben kann, oder die wenigstens eine Aehnlichkeit mit den seinigen haben, oder sie dogmatisch erläutern, oder auch wohl gar, zumal bey deutschen Dichtern, Nachahmungen vom Young seyn können. Der H. Uebersetzer scheint dabey vorneinlich die Absicht gehabt zu haben; das dogmatische dieses Gedichts mehr zu erläutern, daher auch wohl Stellen aus englischen und deutschen Predigten mit angeführt sind. Sollten wir uns aber wohl irren, wenn wir sagen, daß die dogmatische Wahrheiten dieses Gedichts an und für sich grossentheils bekannt sind und bey vielen andern Schriftstellern auch angetroffen werden, der poetische und kühne Schwung hingegen und die neue, unerwartete Wendung, die Young ihnen zu geben gewußt hat, ein Eigenthum seines dichtrischen Geistes sey? Und wenn das kein Irthum ist, so hätten die zugefügten Noten wohl noch lehrreicher seyn können, wenn sie dem Leser die Schön-

heiten

heiten des poetischen Kleides, darinn Young diese trockene Wahrheiten zu kleiden gewußt hat, näher entwickelt hätten. Wir wenigstens, die wir bey Lesung eines Buchs immer eigennützig genung sind, den besten Vortheil daraus zu ziehen, den wir nur können, würden lieber der ausgezogenen Stellen aus ganz guten Predigten, der Anführungen aus dem Palearius, oder aus manchem alten Weltweisen entbehret haben, wenn uns ein Mann, wie H. Ebert, der mit Youngs Genie so genau bekannt seyn muß, anderen statt mit Bemerkungen und einsichtsvollen Kritiken über den Geist und den poetischen Schwung seines Originals beschenkt hätte. Diese aber sind sparsam, und jene überhäuft; wir haben auch eine Stelle aus dem Cicero S. 47. und 74. doppelt angeführt gefunden, und manche andere scheinen sich nicht völlig zu dem Texte zu passen, darunter sie gesetzt sind. Zur Probe davon verweisen wir auf die Stelle aus dem Hierocles S. 23. und auf die Noten zu V. 368. 72. auf der 75ten Seite.

Indessen giebt es unter der Menge doch einige von der Art, wie wir sie wünschen, und wenn deren mehrere wären, würden sie vielleicht manche schlechte Nachahmer Youngs in Deutschland zurückhalten können, wenigstens den guten Nachahmern

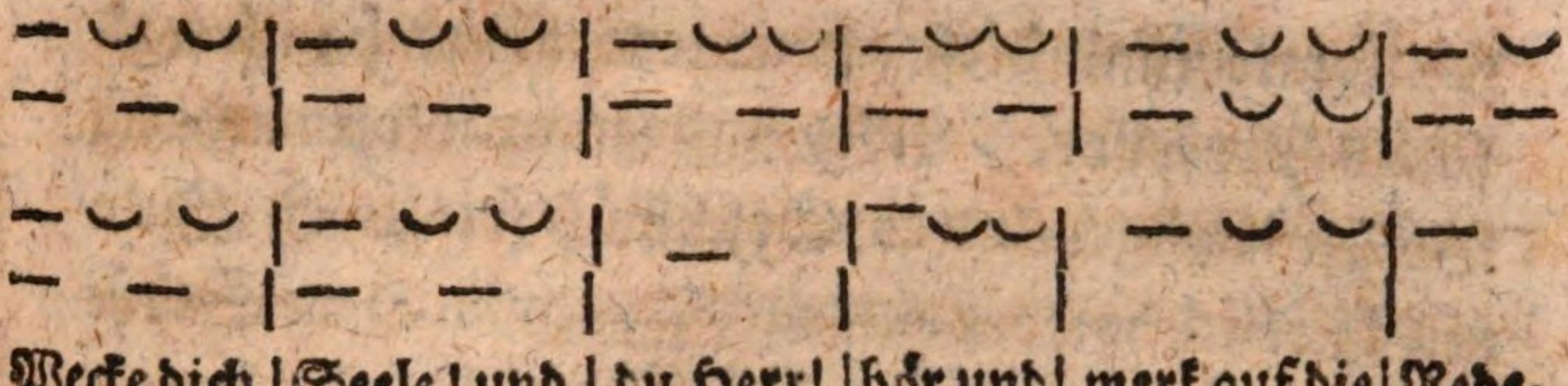
ahmern und Lesern dieses Dichters mehr Richtigkeit des Urtheils geben. So hat uns die Kritik des Uebersetzers S. 286. über Youngs gebrauchte Metapher — aus dem castalischen Brunnen von neuem taufen, wohlgefallen. Die Vermischung der Mythologie mit den Lehren und Geheimnissen der christlichen Religion ist allezeit unschicklich. Auch S. 116. f. ließt man zu V. 653. u. f. einige vortrefliche Anmerkungen über eine der pathetischten Stellen der Nachtgedanken, wo der Dichter dem menschlichen Geschlechte und der ganzen Schöpfung die entsetzlichste und traurigste Grabschrift setzt. Die Kühnheit der unerwartesten Gegensätze, das immer höher steigende Pathos, die Concentrirung alles dessen, was den nachdenkenden Menschen in Verzweiflung setzen kann, bringt in der That bey dem Leser Erstaunen und Ersetzen hervor. Aber warum hat Hr. E. nicht auch hinzugesetzt, daß Young zu dieser starken Stelle gar nicht, oder nicht natürlich vorbereitet habe? In der That, sagt der Dichter in den beyden vorhergehenden Versen, die den Uebergang zu dieser pathetischen Stelle machen, nichts anders, als dieß: Ich will mir einmal die Sache so vorstellen, siehe, so werde ich in diesen Affect gerathen, wie folget: Wie unnatürlich! Es wäre sehr lehrreich

gewesen,

gewesen, uns jederzeit einen Wink zu geben, wo Young geschlafen, und wo er sich mit Adlers, Schwingen über den gewöhnlichen Gesichtskreiß der Menschen erhoben hat.

George Joachim Märk, Versuche in heiligen Liedern. Altona und Leipzig, bey David, Iversen, 1766. 5 Bogen in gr. 8.

Der Herr V. gestehet, daß seine Poesie unvollkommen sey; warum läßt er denn so was unvollkommenes drucken? — zur Erbauung? Ich dächte, wir hätten in unsern gewöhnlichen Gesangbüchern schon mittelmäßige Reime genug, die bloß der Erbauung wegen geduldet werden, wozu läßt man denn noch mehr drucken, als um den kaum noch schwach sich bildenden Geschmack fein bald wieder zu verderben. Ein höherer Wink, den er zu haben vorgiebt, kann ihn wahrhaftig nicht entschuldigen. Das merkwürdigste in diesem Bogen ist, daß der Herr V. wenn er reimfreye Verse macht, nicht allein das Silbenmaaß vorzeichnet, sondern die Füsse durch das ganze Gedicht noch dazu mit Strichen unterscheidet, so daß der blind seyn müßte, der falsch scandiren wollte, z. E.



Wecke dich | Seele! und | du Herr! | hör und | merk auf die | Rede,
Die bey | frühem | Tag | deine Barmherzigkeit | rühmt.

Wie gut wäre es, wenn alle unsere deutschen Hexametristen so vorsichtig wären.

M. Richey, vormaligen Professors zu Hamburg, deutsche Gedichte, 1. 2. 3r Theil, mit G. Schützens Vorrede. Hamburg bey J. G. Fritsch, 1764-66. 80 Bogen.

Herr Richey ist ein gelehrter und rechtschaffener Mann gewesen, das geben wir gern zu. — Er hat in den vier und vierzig Jahren, in denen er Professor zu Hamburg gewesen, in seinem und in fremden Namen allerhand Sächelgen deutsch gereimet und lateinisch scandiret, und zwar so viel gereimet und scandiret, daß, wenn die zerstreueten Handschriften und zum Theil einzeln gedruckte Carmina wieder sollten gedruckt werden, sie gar leicht achtzig enggedruckte Bogen in groß Octav austragen könnten. — Ey nu! Vor fünfzig Jahren hieß allerley zusammen zu reimen, und zusammen zu scandiren, an einem jungen Menschen eine Tugend und auch noch vor zehn Jahren ent-

schul-

schuldigte man dieß an einem alten hamburgischen Professor. Aber daß man diese achtzig Bogen vollgereimtes Geschwätz seit zwey Jahren wirklich wieder auflegt, — will Herr Schütze etwa Deutschland zum besten haben, wenn er den sonst recht braven gelehrten Richey im Ernst für einen Dichter ausgiebt? Man muß die Schwachheiten eines sonst gelehrten rechtschaffenen Mannes lieber verdecken, als daß man damit pralen sollte; sonst wenn man ihn, auf eine unbedachte Art loben will, so schadet man vielmehr seinem Nachruhme. Hr. Schütze giebt sich zwar die Mine, als wenn er sehr trefflich von der Dichtkunst urtheilen könnte, es scheinet aber fast, als wenn bey aller angenommenen Selbstzufriedenheit diese Mine den Hrn. Doctor nicht recht kleiden wollte — Er schreit sich aus den Odem (unsere Leser vergeben, daß wir des Hrn. D. eigene Worte brauchen,) um seiuen Lesern zu sagen, daß man von seinem Dichter ein günstiges Urtheil fällen müsse. Und wenn dieß die Leser nicht wollen, so setzt der Hr. D. ganz großmüthig hinzu: "Ist jemand vor-
"handen, sagte vormals der Priester des Tem-
"pels zu Paphos, der sich wegert, die zärtlichen
"Gesinnungen zu empfinden, welche die Göttinn
'verlangt: der meide uns, sein verhaßter Weih-
"rauch

"rauch würde nur unsere Geheimnisse stören." — Das wollen wir durch unsern Weihrauch sicherlich nicht thun. Wie ein alter hamburgischer Professor, ein junger hamburgischer Doctor, und achzig Bogen schlechte Verse mit dem Priester zu Paphos zusammen kommen, ist uns ohnedem ein allzuunergründliches Geheimniß.

Fabeln und Erzählungen mit derselben Figuren. Berlin, bey G. L. Winter, 1764. 4½ B.

Ziemlich artige Holzschnitte von Meil erfunden, doch vom Holzschneider etwas steif nachgeschnitten, die Fabeln bedeuten eben nicht viel.

Das Strumpfband, ein komisches Heldengedicht in fünf Gesängen. Frankfurt und Leipzig, 5 Bogen in gr. 8.

Mattes elendes Geschwätz! wenn doch Leute nicht spaßhaft thun wollten, denen die Natur alle Gaben dazu versagt hat. Wenn doch Leute nicht dichten wollten, die noch nicht einmal deutsch schreiben können.

Kleinigkeiten. Berlin, bey G. L. Winter, 1765. 4 Bogen in viertel Octav.

Kleinigkeit durchaus! kleines Pappier! kleine Schrift! kleine Zierrathen! kleinen Witz und Verstand.

Johann Christian Günthers Gedichte. Sechste verbesserte und geänderte Auflage. Breßlau bey Meier, 1764. in gr. 8.

Günther ist für die deutsche schöne Wissenschaften bekanntermassen viel zu frühe gestorben. Wäre er älter und folglich bedächtiger geworden; hätte er in erleuchtetern Zeiten gelebt, wo man Reimkunst und Dichtkunst zu unterscheiden gewußt hätte, so würde er ein guter Dichter geworden seyn. Itzt aber sind seine Werke nichts, als die ganz schwache Dämmerung eines schönen Tages. Daß man also itzt alle seine Werke wieder gedruckt, möchte sonderbar scheinen; denn nur der kleinste Theil wird Leuten von Geschmack erträglich vorkommen. Inzwischen kann es seyn, daß es sonderlich in Schlesien noch Liebhaber der Güntherischen Muse giebt, die alles lesen wollen, was dieser unglückliche Dichter geschrieben hat.

Triumph vor dem Todtenbette. Hildburghausen bey J. G. Hanisch, Fol. 1764. 6 B.

Dies ist eine Art einer geistlichen Cantate, welche Vernus der mit Gott versöhnte, Sero der noch unversöhnte, aber endlich zu Gott kommende und ein Choro singen. Eine Cantate, davon der Text sechs ganze Bogen beträgt, wird

manchen

manchen schon der Länge wegen sehr seltsam scheinen. Aber die Poesie dieser Cantate selbst ist noch seltsamer. Ein solcher Unsinn ist noch wohl niemals einem schwermenden Reimschmiede, der sich erhaben zu dichten einbildet, entfahren. Kaum einem Sterbenden, dem die Fieberhitze schon den Kopf verrückt hat, wären solche mehr, als aegri somnia zu gut zu halten. Hier sind ein Paar Exempel:

Recitativ.

Nur scheel des Sterbekittels Schattenbild erblicken
und in der Helden Panzer unerschüttert seyn?
Gewöhnter Nächte Traum! — Sein Haus beschicken
wälzt allem Fleische Spies und Nägel ein.
An Milch- und Honig-Ufern sich verzehren:
Der Sonnenscheuen Uhu heulendes Geschrey,
in fieberhaften Schlummern einsam hören:
Voll Furchen, der Verwesung Mahlerey,
des Auges Wollust Getze sich entfärben!
Der Galla Diamantner Pracht,
die finstern Mienen buhlt, bejammert Sterben
O Grauen! den der Lust-Türniere Gränzstein macht!
Des Lieblings Kuß auf blauen Lippen halten:
An güldnen Säcken, mit der Ahnen Angst vermengt,
kein Leben sehn: in nasser Gluth erkalten:
Wo Pöbel Erde sich zu stolzem Moder drängt,
hinab zu faulen Embrionen sinken;
Umsonst: Der Tage Gruft mit Regenbogen schminken!

Kann das einer von unsern Lesern verstehen? Gleichwohl wollten wir wohl wetten, daß der Verf. glaubte, etwas recht schönes gesagt zu haben. Doch hie ist noch ein sauberes Fleckchen:

Vernunft! umwölken schwüller Zonen Nebel dich
Enthusiastenlust, von Todesquaal zu reden
Durchschauert nur ein fremder Eckel mich;
So lodern meinem Horizonte schon Cometen:
Der Puls, von Furcht betrunken, taumelt gleich
im melancholischen Geblüte;
Des Arztes Minen ängstigen die Wange bleich;
das vor dem Himmel zitternde Gemüthe
schleicht von der Augen Spiegel ab:
Die Minen lachen höllenvolle Schrecken.
Phantomen! Wollust um der Sinnlichkeiten Grab—
in Soolen Zuckerfluthen schmecken.
Der Tod der Sünden Sold! — Wie Newtons
kühner Schluß
Soll Jubeln aus der Ohren Fäulniß zwingen?
Ein Held in Gottes Kriegen muß
nur seiner Helfte Sturz mit blosser Stirne ringen.

Gott behüte! was für unaussprechlicher Unsinn! Ist es wohl erhört, daß man solch Zeug darf drucken lassen, und noch nicht von jedermann für ein tribus anticyris caput insanabile erklärt wird. Denn wenn wir uns nicht sehr irren, so ist diese Cantate in mehr als einem Journale als ein sehr erhabnes Stück angepriesen worden.

Ver-

Vermischte Gedichte in zwey Büchern, von J. E. K. gr. 8. Leipzig, 1764. 10½ B.

Vor kurzem träumte mir,
Denn das woran man immer denkt,
Worauf man seine Wünsche lenkt,
Kommt doch gemeiniglich einmal im Traume für;
Mich dauchte, als ich manche Nacht
Ans Vaterland, an Krieg und Vorsehung gedacht,
Daß ich in einem Irrwald sey:
Die Gänge waren krumm verworren einerley.
u. s. w.

In solchem Tone bethet der V. noch manche Seite fort, wir wollen aber ihm weiter nicht folgen, sondern nur unsere Leser versichern, daß der V. ein sehr elender Reimer, und seine Gedichte das platteste fadeste Geschmätze sey. Das kommt im Traume für, (anstatt vor) zeigt sogar, daß der Hr. V. noch die deutsche Grammatik bey Gelegenheit ein wenig durchlesen könnte.

Unterricht und Zeitvertreib für das schöne Geschlecht in gesammelten Briefen und Erzählungen aus verschiedenen Sprachen. Erster Theil. Leipzig bey M. G. Weidemanns Erben und Reich, 1765. 17 Bogen in 8.

Unter diesem Titel scheint man uns wieder eine neue Reihe von Frauenzimmerbriefen liefern

zu wollen. Wenn die Geschichten immer interessant sind, der Styl immer die Originalwendung des Charakters hat, und die Sittenlehre natürlich und ungezwungen aus der Situation selbst entstehet, so halten wir dergleichen Sammlungen für die Bildung des Geschmacks und des Herzens unsrer deutschen Leser für wichtig. Aber die Wahl muß mit größerer Prüfung angestellt werden, als es in den Frauenzimmerbriefen geschehen ist. Manchen Theil derselben hat der Leser von Geschmack aus Langerweile, und der gemeine Leser aus Mangel der Einsicht in die darinn enthaltenen überfeinen Spizfindigkeiten weggeworfen. Der Herausgeber kann bey dieser Sammlung jene Fehler verbessern. Dieser erste Theil enthält den Anfang der Briefe des Marquis von Roselle durch die Frau von Beaumont. Der junge Marquis verliebt sich in eine Actrice, und so sterblich, daß er sie für die tugendhafteste und würdigste ihres Geschlechts hält. Sie spielt die Rolle einer spröden Schäferinn so gut, daß er sie gar heyrathen will. Nichts bringt ihn von diesem Entschlusse ab; endlich öffnet ihm noch ein Freund durch die eigenen Briefe seiner Schöne, die sie an eine vertraute Freundinn geschrieben, über die wahre Würde seiner Theaterprinzessinn die Augen.

Doch

Doch bleibt er noch bis zu Ende dieses Theils schwermüthig über seine Liebe. — Seltsam genug! Wozu diese Erdichtung der Frau von Beaumont?*) Etwa den Franzosen den Geschmack am Opernfrauenzimmer zu benehmen? Sie werden diese Geschichte belachen; denn auf Liebe lassen sie sich mit diesen Geschöpfen gar nicht ein. Und in Deutschland ist der Geschmack so herrschend noch nicht geworden, daß man davon abzuschrecken Ursach hätte. Wir haben auch weder interessante Situationen, noch etwas unterscheidendes und anziehendes in der Erzählung darinn angetroffen; und zu den moralischen Ausführungen ist die Veranlassung mehr gesucht, als gegeben.

Johann Friedrich Löwens Schriften. Hamburg bey Bock, 1765. Erster Theil, 192. Seiten. Zweyter Theil, 156. Seiten. Dritter Theil, 203 Seiten. in gr. 8.

Herr Löwe ist schon seit mehrern Jahren, als ein nicht zu verachtender Schriftsteller bekannt. Er hat sich in verschiedenen Arten der

*) Es ist nicht die durch verschiedene Schriften Mad. le Prince de Beaumont, sondern die Gemahlinn des Advocaten Beaumont in Paris, der die unglückliche Familie Calas vertheidiget hat.

Dichtkunst und auch in Prosa gezeiget. Dieses ist schon die zweyte und wie es scheint sehr veränderte und vermehrte Ausgabe seiner Werke; da wir die vorige nicht bey der Hand haben, so können wir nicht anzeigen, welche Stücke jetzt zum erstenmale erscheinen. Wir wollen nur kürzlich den Innhalt der gegenwärtigen Ausgabe anführen.

Der erste Theil enthält zehen Lehrgedichte. Eine ziemliche Anzahl Erzählungen, und noch mehr epigrammatische Gedichte.

Das Lehrgedicht erfordert unstreitig nicht allein eine sehr tiefe philosophische Einsicht, sondern auch hauptsächlich die Gabe, neue Aussichten, mit grossem Nachdruck, und in einer vollkommen harmonischen Poesie vorzutragen. Wir gestehen, Herr L. scheinet diese Gabe nicht in einem hohen Grade zu besitzen. Statt neuer Aussichten unterhält er seine Leser meistens mit ziemlich gewöhnlichen moralischen Betrachtungen, der unterscheidende Charackter seiner Poesie ist das Sanfte, das ohne gänzlich zu mißfallen, allen Empfindungen eine gewisse Mattigkeit mittheilt, die sie zu einem vorzüglichen Nachdrucke ungeschickt macht, dieß erstreckt sich auch bis auf die poetische Sprache, überdem ist die Harmonie des Verses zwar jetzt eben nicht ganz ver-

nach-

nachläßiget, aber auch nicht mit großem Fleiße bearbeitet, ja es laufen öfters sogar kleine Sprachfehler unter, die eine gewisse widrige Wirkung thun *). Dieß alles zusammen genommen, möchten wir Herrn L. rathen, diese Gedichte lieber poetische Betrachtungen, Briefe, Satyren als Lehrgedichte zu nennen.

Als bloße poetische Betrachtungen, haben uns die beyden Stücke: die Religion des Herzens und Gott ist die Liebe besonders wohlgefallen. Sie predigen Menschenliebe, und hassen alle Verfolgungen, die Menschen wider andere Menschen so oft, um einiger Meinungen willen erheben, die beyde Theile vielleicht eben nicht sonderlich verstehen, und mit gleichweniger Einsicht bestreiten und vertheidigen. Diese Stücke scheinen sonderlich für die Gegenden, in denen der V. lebet, sehr angemessen zu seyn. Unterdessen daß der übrige durch Wissenschaften und Philosophie erleuchtete Theil von Deutschland sich freuet, daß vernünftige Geistliche gelindere Gesinnungen annahmen, und es nicht für ihre Pflicht halten wolten, aus Eifer für die heilige Orthodoxie neun und neunzig hundert Theile des mensch-

*) z. B. Gleich in den beyden ersten Versen:

Ein ernster Philosoph mit Schulstaub übersät
Wird leicht des Hofes Spott, wenn er an Hofe geht.

lichen Geschlechts zu verdammen, so giebt es noch in einigen kleinen Kreisen Niedersachsens nicht wenig Geistliche, stolz genug, um den engen Bezirk ihrer Einsichten, für den engen Weg der zum Leben führet, zu halten, und erhitzt genug, um alle ihre Nebenmenschen, die ihrer eignen Einsicht auch etwas trauen wollen, unter herzlichem Gebeth, dem Teufel zur ewigen Verdammniß zu übergeben. Der Lärm der durch dergleichen menschenfeindliche Gesinnungen noch kürzlich erreget worden, ist unsern Lesern noch in frischen Andenken; Es war die Zeit:

When *hard Words Iealousies* and fears
Set Folks together by the Ears
And made' em fight like mad or drunk
For Dame Religion, as for Punk
Whose *Honesty* *) they all wou'd swear for.
Tho' not a Man of'em knew *vvhere fore*,
When *Gospeltrumpeter* surrounded
With long-eard rout, *to battle sounded*
And *Pulpit* Drum ecclesiastik
Was beat with fist, instead of a stik.

So hat die Unvernunft die Herzen wild gemacht,
Sie rief der Tyranney aus tiefster Mitternacht.
Selbst für den Friedens-Gott, den Gott des wahren Guten
Erschuf sie Haß und Streit!

*) Orthodoxie.

Könnte

Könnte man doch solchen unbedachtsamen Eiferern für die Ehre Gottes mit Hrn. L. zurufen:

Laß deinen Gottesdienst des Herzens Antheil seyn;
Im thätigen Erbaun, im Wohlthun und Verzeihn,
Nicht in dem frommen Stolz, der sich in Demuth hüllet,
Und viel zu wissen glaubt, und prahlt, und nichts erfüllet,
Nur hierinn zeige du der Pflichten Vorzug erst,
Die du mit Ernst erfüllst, und ernstlich wieder lehrst.
Sey deiner Brüder Glück, und irren schwache Brüder,
Ermahn und drohe nicht; hilf ihrer Schwachheit wieder;

Die Erzählungen des Hrn. L. sind etwas weitschweifig und matt, und eben dieß muß man auch von vielen seiner epigrammatischen Gedichte sagen; Unter den letztern steht auch folgendes:

An den Herrn Prof. Gellert:

Freund, traue mir die Wahrheit zu:
Wenn sich Apoll entschliessen sollte,
Und gar ein Autor werden wollte,
Er läse dich, und schriebe dann, wie du:
Fein, mit Geschmack, nicht ohne Wahl,
Und stets von der Natur geführet;
Denn, Freund, wer glücklich dich copiret,
Ist ein Original.

Wir wollen die falsche Wendung dieses Sinngedichts nicht rügen, wir wollen nur den letzten auf alle Weise grundfalschen Gedanken anführen, weil er zeigt, warum Hr. L. seine Erzählungen so und nicht anders eingerichtet habe. Zwar möchten wir auch nicht eben sagen, daß er Gellerten glücklich copiret habe. Gellert ist sanft, Löwe matt, G. zuweilen weitläufig, L. weitschweifig.

Die meisten epigrammatischen Gedichte des Herrn L. scheinen uns, wie gesagt, allzu matt, man weiß, was schon Martial von Sinngedichten ohne Stachel gesagt hat. Inzwischen wollen wir unsern Lesern auch ein paar gute Sinngedichte hieher setzen:

Ein Reimer fast dem Stufenjahre nah,
Ließ sich zuletzt in Kupfer stechen,
Sein Herr Bewunderer, der dieses Bildniß sah,
Rief aus: Getroffen bis zum Sprechen!
Nicht wahr? — Herr, lächelte der Künstler, den
er frug,
Erlauben sie dazu, sieht es nicht schlecht genug?

Der Gedanke ist gut, aber der 3. 4. und 5te Vers ist noch zu weitschweifig. Im letzten Vers ist eine häßliche sächsische Provinzialredensart; Man sagt in Sachsen, es sieht schön, anstatt es sieht schön aus.

Folgen-

Folgendes Sinngedichte ist unter allen das reinste von kleinen Fehlern.

Neran und Lisidor sind beyde Mediciner,
Allein von unterschiednen Werth;
Der geht zu Fuß und ohne Diener,
Wenn jener stolz zu seinen Kranken fährt.
Wem hat Neran dieß Glück zu danken?
Wie kömmts, daß Lisidor nicht fahren kann —?
Dem Lisidor bezahlen bloß die Kranken,
Allein die Erben dem Neran.

Der zweyte Theil enthält fünf Bücher, Oden und Lieder und einige musikalische Gedichte. Wir sagen es ungern, daß uns unter den Oden und Liedern nur sehr wenige recht gefallen, daß sehr viele höchst mittelmäßig sind, als S. 27. 30. 45. 65. 67. 83. 114. ja daß wir verschiedene ganz ausmerzen möchten, die eines Dichters der von der Nachwelt will gelesen werden, ganz unwürdig sind; z. B. S. 68. 73. 102. u. a. Zur Ode gehört ein hoher Flug der Einbildungskraft, dazu ist Hr. L. gar nicht aufgelegt, in allen seinen Gedichten ist etwas sanftes und schleichendes, das dem Feuer der Ode gerade entgegen stehet. An diese Dichtungsart hätte sich Hr. L. also gar nicht wagen sollen, denn die Selbstkenntniß, ist eine der nothwendigsten Pflichten eines Dichters. Seinen Oden allen mangelt

Schwung

Schwung und ein wohl überdachter Plan. Man merkt, daß er sich hinsetzte die erste Strophe zu schreiben, ehe er noch wußte, was in der dritten oder vierten sollte gesagt werden. Dergleichen Art zu dichten gelingt selten, und nur zuweilen einer sehr fruchtbaren Einbildungskraft. In der Ausführung sind seine Oden, entweder sehr matt und beynahe Gottschedisch, oder er will sich in Feuer setzen und denn stroßt die Ode, von, auf gut Glück aufgefangenen, Beywörtern und Ausrufungen. Wir wollen nur eine halbe Ode zum Beyspiel anführen, sie steht S. 27. Uebrigens sehen einige Gedanken dieses Gedichts einigen Gedanken des Hrn. Zacharia vom Harz beynahe ein wenig zu ähnlich.

An den Harz.

O mütterlich glückliches Land! du sahst den empfindenden Busen
Unschuldig jugendlich sich freun.
Dort freylich gefrieren Genies; nur Kobolds, nicht lachende Musen
Umtanzen deinen kalten Hayn.
Es thürmen sich zu dem Olimp steilhangende, drohende Klippen,
Um die ein ewger Nebel fließt.
Dein Brukterus — welch ein Parnaß! Wo singen wohl dichterische Lippen
Wenn man nur wuchert, selten ließt.

Stift,

Still, öd, melancholisch und todt, liegt, wirthbar den
schüchternen Eulen,
Dein Meilen-langer Tannenwald;
Wo nie Philomene geklagt, Uhuhs dissonantisch nur
heulen,
Und nur des Fuhrmanns Peitsche knallt.

Wie fürchterlich schwärzt sich dein Wald, wenn Phöbus
bey drohenden Wettern
Sein Haupt in Donnerwolken hüllt;
Jevs flammende Himmel durchrollt, und dann mit den
gräßlichen Schmettern
Der Nachhall neue Donner brüllt.

Durch flimmernde Schachten, ertönt ein ewiges pfei-
fendes Knarren
Kein Phaeton wagt sich hieher.
Welch fürchterlich wildes Geheul von nährenden, pras-
selnden Flammen
Hört man um deine Hütte ziehn.
So schmiedete Vulcans Geschlecht des Jupiters Waf-
fen zusammen
Und glühte wie hier Schmelzer glühn.

Der Bauch deiner Erde voll Erz zerschmettern die Donn-
rer in Kittel,
Daß ängstlich das Gebirge kracht.
Sie hauen die blitzende Wand, den Stoff embryoni-
scher Mittel
Zum Unterhalt doch mehr zu Pracht.

Eine solche kalte, beynahe geographische Beschreibung, würde jede Ode frostig machen, itzt aber vollends, da diese matte Beschreibung mit so viel Flitterstaat aufgeputzt ist, so würde sie würklich auch in jedem andern Gedichte unerträglich seyn.

Die Lieder des Hrn. L. lassen sich eher lesen, als die Oden. Inzwischen wünschten wir doch auch, daß Hr. L. vor dem Abdrucke mehr Kritik gebraucht hätte. Auch von denselben sind viele zu matt, viele haben in dem Silbenmaaß und in den Ausdrücken eine Aehnlichkeit mit Liedern anderer Dichter, die dem Ruhm des Hrn. L. nicht zuträglich ist, denn der Leser denket sich immer dabey einen Nachahmer, einen Dichter der zweyten Ordnung. Bey den Liedern S. 16. 35. 47. 75. 79. 85. 94. werden die, die in Hagedorns, Kleists, und anderer Werken belesen sind, sich leicht der Stücke erinnern, die Hrn. L. dabey mögen in Gedanken geschwebt haben. Ferner gefallen uns nicht die öftern Anspielungen, auf gewisse Dinge die bloß Hrn. L. und seine Freunde, denen er manche Stücke zugeschrieben hat, angehen. In der kleinen freundschaftlichen Gesellschaft mögen sie ihr Salz gehabt haben, aber dem Leser, der viele Umstände nicht so freundschaftlich mit empfindet, kömmt

alles

alles ungeschmackt vor. Es ist eine wahre Bemerkung, daß so ruhmwürdig die Empfindungen der Freundschaft, der Dankbarkeit, der ehelichen Liebe sind, sie dennoch viel Kunst des Dichters erfordern, wenn sie der Welt mitgetheilt, und doch nicht ungeschmackt werden sollen.

Um die Lieder des Hrn. L. nicht bloß von der weniger vortheilhaften Seite zu zeigen, wollen wir das beste davon, wenigstens das uns am besten gefallen hat, hieher setzen:

Anstalten zum Trunk.

Geh, Knabe, hole Rosenöl
Und salbe mir das Haar
Und streue hurtig graues Mehl
In mein gekräuselt Haar:

Und pflanze hier den Schenktisch her,
Und spühle jedes Glas,
Und jede Flasche werde leer
Gefüllt vom ältsten Faß.

Und hole die kleine Zahl
Von Freunden mir herbey,
Daß ich nach langer Rast einmal
Mit Ihnen fröhlich sey.

Nur, Knabe, nur verrathe mir
Nicht diesen sichern Ort.
Wer pocht? — Schmarotzer. — Niemand hier! —
Und durstig gehn sie fort.

Steh Wache, daß bey Leibe nicht,
Die wilde Trunkenheit
In den vergnügten Zirkel bricht,
Dem Weingott nur geweiht.

Vor allen aber halte ja
Den leeren Schwätzer ab,
Und kömmt ein frommer Horcher nah;—
Sey stumm und halt ihn ab:

Denn diesen Sitz der Fröhlichkeit
Muß kein Gezänk entweihn,
Und Narr und Heuchler bleibe weit
Von mir und meinem Wein.

Von den musikalischen Gedichten, wollen wir nur folgendes Chor aus der Cantate auf die Geburt des Prinzen Friedrich Franz von Meklenburg anziehen:

Willkommen Tag des Segens und der Freude!
Für Welt und Nachwelt großes Fest!
Wir wünschten, betheten und hoften. Unser Leben
Hieng nur an dir. Und ach! itzt wirst du uns gegeben,
O Tag auf den sich sicher der glückliche Enkel verläßt.

Ein musikalischer Kunstrichter würde dem Verf. schwerlich zugeben, daß die ungleiche Versart, und die ganz unnöthigen Enjambemens in einem

einem ausdrücklich für die Musik gemachten Gedichte zu rühmen wären, doch wir schweigen hievon, sonst möchte wider die Stelle, und die Empfindungen mehr als einer Arie des V. viel zu erinnern seyn. Wir wollen nur auf die Gedanken poetisch betrachtet gehen. Dieser Tag mag den schwerinischen Landen ein großes Fest gewesen seyn, weil ihnen die Geburt des Prinzen wichtig war: es mag auch die Pflicht des Verf. gewesen seyn diesen Tag zu besingen. Warum muste aber dieses Gedicht (nebst mehrern von dieser Art) in seine Werke gerückt werden? Wie kann er verlangen, daß seine Leser, die nicht gewünscht, gebethet und gehoft haben, ihm ohne Widerwillen nachsprechen solten: Für Welt und Nachwelt großes Fest oder unser Leben hieng an dir. Wir möchten bey dieser Gelegenheit auch gern dem V. den Wink geben, daß ein Dichter sich bey großen Herren viel vergiebt, wenn er den Mund zu ihrem Lobe allzuvoll nimmt. Ein schöner Geist muß seinen Werth zu schätzen wissen, der kriechende Ton eines Clienten oder eines Schmeichlers erniedrigt einen Dichter allemal, und noch mehr, wenn er sich nicht entsiehet, ihn vor den Augen der ganzen Welt zur Schau zu stellen.

Der dritte Theil enthält endlich: die Walburgisnacht, ein schon sonst bekanntes Gedicht. Marquise ein komisches Heldengedicht in fünf Gesängen in Prosa ist neu, und ganz artig. Nur scheint es uns allzuwenig Interesse zu haben. Auch wünschten wir daß sich der V. ein gewisses Witzeln abgewöhnen könnte, und die vielen Beywörter sparte, die die Schreibart nur aufblasen, und wenn sie spashaft seyn sollen, noch dazu sehr unschmackhaft werden. Unter hundert Beyspielen nur eins: "S. 81. Wenn "der witzige Capelldiener von dem Diameter sei"nes Sanchobauchs, die Pulte hoch daher trug, "und für die Stimm im Saal sie pflanzte, er"hob sich Sultan von seinem Lager, wedelte für "Freuden, und schlich in seiner Begleitung vor "den schimmerden Musiksaal. Keine Rippen"stösse des schlanken Trabanten waren vermö"gend ihn zurück zu halten. Er achtete die "Stösse nicht, sondern drängte sich mühsam an "des Trabanten gewixten Stiefel seinen Carabi"'ner vorbey, schlich durch den weiten Saal, und "legte sich unter den bunten harmonischen Flü"gel."

Die Romanzen des V. sind schon bekannt, und sind seine besten Stücke. Am Ende stehen scherzhafte Briefe: was wir oben von Empfin-

dun-

dungen der Freundschaft, der Dankbarkeit, der ehelichen Liebe gesagt haben, daß sie, so vortreflich sie sind, sich dennoch nur schwerlich fremden Lesern mittheilen lassen, trift einige dieser Briefe in vollem Maaße. Der sechste Brief gefällt uns am besten, nur ist er fast ein wenig zu lang.

In der Vorrede lesen wir mit Erstaunen, daß H. L. seinen Lesern verspricht bey einer künftigen neuen Auflage keine Veränderungen zu machen. Für ganz vollkommen, kann er seine Werke unmöglich halten; dieß Versprechen kann also nur die Käufer angehen, die um weniger Veränderungen willen nicht gern ein Buch zweymal bezahlen, oder die ihr Geld nicht gern umsonst wollen gegeben haben, wenn hernach ein Buch vermehrt erscheint. Diesen Käufern muß Hr. L. ihren Willen thun. Er muß sich begnügen, drey schöne Bände in groß Octav gegeben zu haben, die in Marmorband gebunden, in einer Bibliotheck ein prächtiges Ansehen haben werden. Aber wie? wenn er etwa uns Lesern die wir auf dicke Bände nicht so sehr achten, ein klein Bändgen in Duodetz gäbe, nur wenige Bogen, aber worinn nichts als ausgesuchte, verbesserte, wo es nöthig, veränderte, so vollkommen als möglich gemachte, der Nachwelt würdige Stücke enthalten wären? Würde dieß

lich und voll Nachdruck sprechen, erregen bey uns den Wunsch, daß der V. dieses Talent nicht ungebraucht lassen möge. Die schweitzerische Mundart hat nur hier und da eine Härte des Ausdrucks, oder eine Unbiegsamkeit des Styls, veranlaßt; weil man aber immer Gedanken vor sich findet, (die oft auch selbst in dieser Mundart gut und neu geprägt sind,) so erträgt man sie viel eher, als den schleppenden, langweiligen, oft gedankenleeren Katheder ton unsrer Alltagswochenschriften.

Sammlung vermischter Gedichte, von J. D. S. Leonhardi. Berlin, bey A. Wever, 1764. $5\frac{1}{4}$ Bogen, in 12.

Herr L. ist so bescheiden, diese Sammlung für nichts als einen Versuch in der Dichtkunst auszugeben, aber warum muß man denn seine Versuche drucken lassen? Wer verlangt denn fruchtlose Versuche eines Menschens, der niemals ein Dichter werden wird, zu lesen?

Gedichte eines jungen Frauenzimmers. Leipzig und Rinteln, bey Berth, 1766. in 8. 7 B.

Wer wird ein junges Frauenzimmer gern tadeln? zumal wenn der Herausgeber in der Vorrede berichtet, daß der Verfasserinn diese Gedich-

Gedichte gleichsam aus den Händen gewunden worden. Wir tadeln also nicht; so viel dürfen wir aber doch sagen, daß sich ein junges Frauenzimmer nichts sollte aus den Händen winden lassen, es sey auch, was es sey. Die Folgen sind allzu wichtig!

Billig müssen wir unsern Lesern eine Probe aus diesen Gedichten vorlegen. Wir wählen dazu eine Fabel, die nicht allein eins der leidlichsten Stücke auf diesem Bogen ist, sondern auch zugleich eine Kritik und eine Entschuldigung der Verfasserinn enthält.

Die Nachtigall und die Turteltaube, eine Fabel.

Die Sängerinn harmonisch süsser Lieder,
Die edle Nachtigall
Singt von dem Thron der stolzen Eiche nieder!
In das erfreute Thal.
Sie dreht den Hals auf mannigfaltge Weise,
Die ihre Stimme füllt;
Bald singt sie laut, bald melancholisch leise;
Bald zärtlich und bald wild.
Sie singt, und gleich horcht die Natur, und schweiget
In ehrfurchtsvoller Ruh
Der düstre Wald, dem Philomel' sich zeiget,
Hört im Triumph ihr zu.

Den Gatten ruft mit zärtlichsanften Girren
Die Turteltaube nach,
Sie läßt ihr Lied im stillen Hayn nicht irren
Von Philomelens Schlag.
Die spricht zu ihr mit spöttischen Gebärden:
Was machst du neben mir?
Wie? bist du stolz genug gerühmt zu werden,
So singe weit von hier.
Ich gönne dir die Lust, versetzt die Taube,
Die dir der Beyfall giebt.
O fürchte nicht, daß sie mein Lied dir raube,
Sey stolz, ich bin geliebt.
Und der, dem ich die stillen Lieder bringe,
Mein Gatte, rühmt sie schon;
Denn so wie ich aus einem Triebe singe,
Sing ich aus einem Ton.

* * *

So singt, o Freund! mein Herz, zwar matt und unvollkommen
Die Zärtlichkeit, davon es glüht.
Doch würde mein Gesang einst Dichterfeur bekommen,
Was übertrif alsdenn mein Lied?

Vergnügen beym Nachttisch zur Beförderung der Tugend, und Verbesserung des Geschmacks bey dem schönen Geschlecht. Leipzig bey J. G. Müller, 1766. 13 Bogen.

Ein löbliches Unternehmen, den Nachttrisch zur Schule der Tugend und des guten Geschmackes

ckes zu machen! Aber durch diese Bogen erreicht der V. diese zweyfache gute Absicht zuverläßig nicht; wohl aber kann auf andere Art sein Werkchen beym Nachttische doppelt nützlich werden: einmal die Langeweile auf einige Augenblicke zu unterbrechen, und hernach das Kräuseleisen daran zu versuchen.

Das eherne Buch, eine indianische Geschichte aus dem Französischen. Frankf. und Leipzig 1766. 81 Seiten.

Eine abgeschmackte moralisch satyrische Träumerey.

Der Schüler der Natur aus dem Französischen übersetzt. Danzig und Leipzig, bey Dan. Lud. Wedel. 1766. etwas über ein Alph.

Ein junger Mensch, der von seinen ersten Jahren an in einem Kasten wie ein Murmelthier eingeschlossen, von aller menschlichen Gesellschaft bis in sein männliches Alter abgesöndert gewesen und auf eine wüste Insel ausgesetzt worden, wo er endlich Menschen antrift, das ist der Schüler der Natur. Dieses Subject, das schon mehrmals, aber sehr schlecht bearbeitet worden, ist hier ziemlich gut ausgeführet, nur ist der Schüler der Natur gar zu klug und philosophisch vor-

gestellt. Das größte Stück des zweyten Theils würde in ein jedes anderes Buch eben so wohl passen, als hieher. Die Abhandlung vom Ursprung der Künste ist nur eingeschoben, das Buch stärker zu machen.

Begebenheiten etlicher Soldaten. Drey Theile, zweyte Auflage. Quedlinburg, bey Andreas Franz Biesterfeld, 1765.

Der erste von den Officiren, der hier sein Leben erzählet, fängt so an: da meine Gemüthsart lustig, so wird auch meine Erzählung lustig, zuweilen abgeschmackt, zuweilen, doch selten witzig und vernünftig seyn. Das Urtheil, das er sich selbst spricht, ist richtig, und gilt von dem ganzen Buche.

Der aufrichtige Jüngling in den Begebenheiten des Hrn. B. Hamburg, bey Fried. Christian Ritter, 1766. 12 Bogen.

Der erste Versuch eines Jünglings, der keine Anlage zum Romandichter hat, und wohl thut, wenn er die übrigen Theile seines Buchs in seinem Schreibepulte verwahret, bis er männlichere Talente bekommt.

Die Braut bis ins Alter, in der nachdenklichen Geschichte Jungfer Julchens aus L. von ihr selbst in vertraulichen Briefen an

eine

eine Muhme beschrieben. Drey Theile 1764. und 65.

Wenn der Witz einer Nation aus ihren Romanen zu beurtheilen wäre, so müßte man es den Ausländern verzeihen, wenn sie den Deutschen den Witz absprechen. Doch zwey Umstände kommen uns hierbey zu statten, daß diese Schriften sich selten über die Gränzen ihres Vaterlandes wagen, und daß sie auch in Ansehung des Witzes nichts entscheiden. Einem einzigen erträglichen Roman kann man allezeit ganz sicher ein Dutzend schlechte entgegen stellen, an Meisterstücke gar nicht zu gedenken. Und dieß ist auch kein Wunder: der Trieb, ein Schriftsteller zu werden, läßt sich nicht leichter befriedigen, als durch einen elenden Roman, daher wagen sich die seichtesten Köpfe in dieses Feld. Ueber dieses haben die Ausländer vor uns den Vortheil, daß sich ihr Vaterland besser zum Schauplatz solcher Begebenheiten schickt, als das Unsrige. Die Intrique, das Hervorstechende in dem Charakter, die ausserordentlichen Glücksfälle, wodurch der Knoten oft so glücklich und unerwartet gelöset wird, alle diese Dinge, die zum Wesen des Romans gehören, vertragen, wie fremde Gewächse nicht wohl den deutschen Boden, und kommen, wenn

sie

sie dahin versetzt werden, nur mittelmäßig fort: Dadurch sind die Verfasser der besten Romane, die wir noch haben, veranlasset worden, den Schauplatz ihrer Geschichte ausserhalb Deutschlandes zu eröffnen. Das können aber nicht alle Romanenschreiber: den Wenigsten sind die Sitten und der Charakter der Ausländer bekannt: sie mögen nun im Lande bleiben oder sich in die Fremde wagen, so liefern sie allezeit etwas schlechtes. So ist es auch dem Verfasser des gegenwärtigen Romans ergangen; dieser gehört nicht unter die einzelnen erträglichen, sondern unter das Dutzend. Der Titel scheint die Geschichte einer Spröden zu verspre-chen, das Titelkupfer und die darunter befindlichen Reime bestärken diese Vermuthung; aber das Buch enthält grade das Gegentheil. Das Mädchen, von der die Geschichte handelt, würde ausser einem einzigen Manne, der ihr sollte aufgedrungen werden, die ganze Welt geheyrathet haben. Die Geschichte ist folgende. Julchen, die Tochter eines wohlhabenden Mittelmannes, bekommt durch ihre Schönheit verschiedene Liebhaber, unter diesen trägt ein junger Rechtsgelehrter, der Rennfeld heißt, ihr Herz davon. Der Vater billiget diese Wahl, die Mutter, eine wahre Xantippe, widersetzt sich

aber

aber derselben aus eigennützigen Absichten, und will sie an einen begüterten Wachtmeister, der sich in Ruhe gesetzt hat, verheyrathet wissen. Nach einem langen Hauskriege, der hierdurch entsteht, wobey die Mutter aus dem Hause gejagt wird, werden die Eltern, die sich durch Vermittelung der Tochter wieder versöhnen, darüber einig, daß sie den Wachtmeister heyrathen und nicht weiter an Rennfelden denken soll. Dieser hat unterdessen auswärts eine gute Bedienung erhalten, und wünscht nichts mehr, als seine Heyrath zu vollziehen, läßt sich auch durch keine Hindernisse irr machen, und weil seiner Braut der Wachmeister soll aufgedrungen werden, faßt er den Anschlag, sie durch einen seiner Anverwandten, einen geschwätzigen Barbier entführen zu lassen. Der Anschlag mißlingt. Das Frauenzimmer fällt unterwegs dem verwünschten Wachmeister in einem Posthause in die Hände, doch entwischt ihr Begleiter, ohne entdeckt zu werden. Der Wachmeister bringt seine flüchtige Braut auf sein Landguth nicht weit von der Stadt, und läßt sich von ihr bereden, daß ihre Absicht gewesen wäre, zu ihm zu reisen. Sie wird krank, und die feindselige Mutter, die wohl wußte, wohin die Flucht ihrer Tochter abgezielet hatte, läßt

aus-

ausstreuen, daß sie gestorben sey; sie läßt auch ein Leichencarmen drucken, und solches Rennfelden in die Hände spielen, um seinem Liebesverständniß mit Julchen auf einmal dadurch ein Ende zu machen. Nun kommt ein Intermezzo von einer Mordgeschichte. Caroline, ein artiges Frauenzimmer, wird nach Julchens Genesung mit ihr bekannt, und vertreibt ihr auf dem Lande die Zeit. Julchen begleitet ihre Freundinn wieder nach der Stadt, sie schlafen daselbst in einer Kammer. Der Wachmeister will den Abend seiner Braut zu Ehren ein Feuerwerk in einem Garten vor der Stadt abbrennen, Carolinens Bruder ruft Julchen ab, sie verläßt ihre schlafende Freundinn, und verriegelt aus Schelmerey von aussen die Thür. Unterdessen kömmt in einem nahgelegenen Hause Feuer aus, Carolinens Kammer wird davon ergriffen, und sie verbrennt, ehe man ihr zu Hülfe eilen kann. Der Geist dieser Verunglückten rächt diese Unvorsichtigkeit durch einige nächtliche Erscheinungen. Julchen bekömmt über diesen Zufall eine Art von Tiefsinnigkeit, diese wird aber durch die eifrigen Anstalten zur Hochzeit mit dem verhaßten Wachmeister gehoben: sie ergreift abermals die Flucht, und läßt einige Kleidungsstücke in einen Fluß werfen, als wenn sie sich ersäuft hätte. Ueber

diese Nachricht rührt ihrem Vater der Schlag, die Flüchtige aber kömmt glücklich zu ihrem Rennfeld. Aber der ist verheyrathet, an eine böse eifersüchtige Frau, welche erfährt, daß die Fremde ihre Nebenbuhlerinn ist. Es entsteht ein Weiberzank, der Rennfelds Haus in große Unordnung versetzt, und auf eine Prügeley hinaus läuft. Ein pöbelhafter Auftritt. Julchen wird über Rennfelds Verlust bald getröstet: sein Bruder, ein Arzt, will sie heyrathen, vor der Hochzeit aber läßt ihn der Verfasser sterben. Doch bey dem Leichessen hat sie schon wieder zween neue Liebhaber, der eine ist ein junger Edelmann, der Hr. von G., der andere ein Tuchhändler. Mit dem ersten ist sie schon in ein kleines Liebesverständniß verwickelt, der Kaufmann wird also abgewiesen, und sie begegnet ihm bey dieser Gelegenheit sehr unanständig: er erträgt die Grausamkeit seiner Schönen mit vieler Gelassenheit, faßt aber den Anschlag, sie zu entehren. Das Vorhaben wird durch eine schlecht erfundene Intrique ins Werk gerichtet. Kurz, sie wird seine Maitresse und der Tuchhändler unterhält sie auf einem Landguthe, bis dessen Vater die Ausschweifungen seines Sohns erfährt; er überfällt dieses verliebte Paar, und läßt sie beyde nach der Stadt ins Gefängniß bringen,

wo die Heldinn der Geschichte zwar durch Rennfelds Bemühungen bald auf freyen Fuß kömmt; doch muß sie sich aller Ansprüche an den jungen Kaufmann begeben. Sie wünscht nun nur Gelegenheit, wegen dieser Beschimpfung sich an den Vater ihres Liebhabers zu rächen, die findet sie auch bald. Der alte Tuchhändler unterhält, ungeachtet seines von Krankheit und Alter ausgemergelten Körpers mit liederlichen Weibspersonen einen Umgang, sie weis es so zu veranstalten, daß der Sohn den Vater überfallen muß, und nöthiget ihm seine Einwilligung ab Julchen zu heyrathen. Sie wird öffentlich die Braut des jungen Thielens, so heißt der Kaufmann, und begleitet ihn auf eine Reise ins Bad nach Achen. Weil es der Verfasser so haben will, daß seine Heldinn eine Braut bis ins Alter bleiben soll, so muß auch diese Verbindung wieder getrennt werden. Das geschiehet auf die seltsamste Art von der Welt: der junge Thiele wird vom Donner erschlagen. Seine Stelle ersetzt der Hr. von G., der eben zu der Zeit als Freywilliger bey einer Armee in den Niederlanden sich befindet. Doch sie hat nicht die Ehre, eine Braut dieses Edelmanns zu werden, sie wird seine Maitresse, und er verläßt sie nach einiger Zeit in Maßburg. Hier zieht sie einen

nen jungen Magister ins Netz, der eben einen Pfarrdienst auf dem Lande bekommen soll; aber er sagt ihr den Handel wieder auf, nachdem er von ihrer Aufführung unterrichtet worden ist. Von allen Liebhabern verlassen oder getäuscht, wendet sie sich nach Holland zu ihrem Bruder, einen Zuckerbecker, um ihr Glück auch da zu versuchen. Sie findet einen Liebhaber, einen alten reichen Holländer, der sich dieses verlauffene Mädchen aufschwatzen läßt, die er kaum einmal gesehen hat. Zum Glück des ehrlichen Holländers kömmt ein Seeofficier darzwischen, der ihr besser gefällt, als jener, sie läßt sich wieder entführen, und geht mit ihm zu Schiffe. Der Officier ist ein Seeräuber, dessen Schiff bald darauf weggenommen, er selbst aber in England gehangen wird. Das Mädchen ist wie das Pferd des Sejus, sie bringt allen ihren Besitzern den Untergang. In England begiebt sie sich unter eine Bande italiänischer Comödianten, nach einigen Jahren kehrt sie aber wieder zurück in ihr Vaterland, wo sie sich mit einem gemeinen Kerl einläßt, mit dem sie einen Gasthof pachtet und die Jugend verführet. Da auch dieser endlich stirbt, und die Sünde sie verlassen hat, lebt sie auf dem Lande in der Stille, und wird, wie die meisten Coquetten, eine Priesterinn der

Tugend. Die Briefe, worinn die Geschichte eingekleidet ist, sind unleidlicher, als diese selbst; sie sind an ein Kammermädchen geschrieben, die die Verfasserinn durch ihr Beyspiel vor den Thorheiten der Jugend warnen will, sie ist aber eine eckelhafte Schwätzerinn. Sie will sich das Ansehen einer witzigen Frau geben, sie will Geschmack verrathen, und thut auch dann und wann gelehrt, dabey fällt sie, wo die Schreibart natürlich seyn soll, in das Pöbelhafte und Gezierte. An seltsamen Ausschweifungen, die gar nicht zur Sache gehören, fehlt es auch nicht. Eine philosophische Abhandlung von der Möglichkeit und Wirklichkeit der Gespensterercheinungen nimmt viele Seiten ein, das arme Kammermädchen versteht nicht, glauben wir, ein Wort davon. Eine Erzählung aus dem Gellert, die hier unnöthiger Weise wieder abgedruckt worden ist, und eine Uebersetzung des 139. Psalms in Versen, sollte man hier nicht leicht vermuthen. Aber was thut nicht ein armseliger Schriftsteller um so viel Bogen voll zu schreiben, als er sich anheischig gemacht hat, seinem Verleger zu liefern?

Hermin

Hermin und Gunilde, eine Geschichte aus den Ritterzeiten, die sich zwischen Adelepsen und Ußlar am Schäferberge zugetragen. Nebst einem Vorbericht über die Ritterzeiten und einer Allegorie. Bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1766. klein 8. 86 S.

Erdichtungen, bey welchen ein historischer oder topographischer Umstand zum Grunde lieget, haben eine Seite zu gefallen, und zu vergnügen, die für die meisten Leser verloren ist. Wenn sie also der Dichter so zu bearbeiten weis, daß sie auch für Leser, denen die Sache selbst gleichgültig ist, noch Reitze genug haben, so macht ihm dieß eine desto größere Ehre. In der auf dem Titel angegebenen Gegend findet sich auf einem Berge ein Felsen, von dem unter dem zunächst wohnenden Landvolke die Erzählung herum geht, daß ihn ein Schäfer aus dem Thale hinaufgetragen, ehe er aber noch den Gipfel erreichet, durch einen Fall sich selbst unterm Felsen begraben habe. In eben dem Thale befindet sich der Brenkerthurm der Rest einer alten Kapelle, ein sehr amantischer Anblick! in der Nähe spükt es, der Aussage der Landleute nach, gewaltig. — Dieses war der Faden, aus welchem Herr Raspe (so heißt der

Verf.) seine Rittererzählung, eine Romanze, gewebt hat. Gunilde eine Schöne in dieser Gegend,

Schön war sie, wie die Morgensonne,
Und frisch, wie Frühlingsluft.

erregt eine heftige Leidenschaft im Herzen Hermins; auf seine Anträge erklärt sie ihm, ihr Herze würde sie nur demjenigen schenken, der den Ruhm eines tapfern Ritters erlanget, und den Zug in das heilige Land verrichtet habe.

Kein Jüngling soll mich je erlangen,
Deß Muth nur Haasen fängt.
Kein Jüngling, dem auf zarten Wangen
Zweydeut'ge Wolle hängt.

Drum zieh im Kampf zum Morgenlande,
Um Zion zu befreyn ꝛc.

Vielleicht hätte, den Regeln der Ritterschaft zu Folge, Hermin seinen Zug sofort antreten, Abentheuer verfolgen, mit Ruhme bekrönt zurückkehren sollen. Dann hätte ein unglücklicher Versuch mit dem Stein die Geschichte endigen können. Hr. R. muß bey diesem Plan Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten gefunden haben, denn er giebt der Geschichte eine andere Wendung, und macht seinen Ritter etwas mehr modern; er kann sich nicht von seiner Schönen

tren.

trennen, begiebt sich in die Einsamkeit in dem nahen Wald, klagt, seufzet — Entschließt sich endlich ein Schäfer zu werden:

Er wards. Nun hat er Stab und Flöte,
Sang, wie ein Tauber girrt,
Schwärmt um ihr Schloß, wie ein Planete
Um seine Sonne irrt.

Nach einer Zeit erblickt er seine Schöne; neue Klagen und Bitten, mit der Erklärung, daß er alle ritterliche Ebentheuer und Gefahren gern übernehmen wolle, wann es nur unter ihren Augen geschehe.

Da soll mein Schwerd, gleich Donnerkeilen,
Den Helm bis auf den Kopf,
Ja Ritter voneinander theilen
Bis auf den Sattelknopf.

Sie thut hierauf den Vorschlag von dem Felsen. Denn von diesem werde erzählt:

— Niemand habe das Vermögen,
Durch Kraft der Zauberey,
Ihn von der Stelle zu bewegen,
Als wer fromm, keusch und treu.

Nun äussert sich der wahre Ritter; er unternimmt muthig, ihn den Berg hinauf zu tragen, sinkt, und wird von ihm bedeckt. Diese ganze Stelle 58, 70. Strophe scheint uns schön ge-

arbeitet zu seyn. Die Erzählung ist lebhaft, und erhält in einer Erwartung des Erfolges. Gunilde begiebt sich hierauf in eben diese Gegend, ihr Leben in der Einsamkeit unter Buß und Reue zuzubringen, und läßt eine Kirche daselbst erbauen.

So war sie nun der Welt entrissen,
Doch nicht der Liebe Macht;
Denn oft hat sie mit Heloissen
Gerührt zurück gedacht;

Und oft noch sehnsuchtsvolle Zähren,
O Liebe, dir geweiht,
Und, ihres Schäfers Grab zu ehren,
Noch Blummen darauf gestreut.

Ja darf man dem Gerüchte trauen,
So schwärmt in blassem Schein
Des Nachts in fürchterlichen Grauen,
Ihr Geist noch um den Stein;

Und seufzet jezt noch um Herminen
Beym Bremkerthurm im Wald,
In nun verödeten Ruinen,
Der Eulen Aufenthalt.

Da macht die Furcht dem Wandrer Flügel ꝛc.

Der Vorbericht über die Ritterzeiten ist eine Vertheidigung derselben wider den Vorwurf der Barbarey der Sitten, der ihnen gemacht wird:

und

und der, wie gezeigt wird, unserm Zeitalter eben so nachtheilig, als schimpflich ist, indem er uns von der genauern Kenntniß der Geschichte, Staatsverfassung und Rechte dieser Zeiten abhält, und eben die unglücklichen Folgen hat, als der Nationalstolz. Zwar würde dieser Begriff der Barbarey genauer zu bestimmen gewesen seyn, wenn der Hr. V. nicht mit Fleiß vermieden zu haben schien, sich im Vorbericht zu einer Romanze ein zu philosophisches Ansehen zu geben; Und die Barbarey der Sitten, die man unsern guten Vorfahren vorwirft, bezieht sich auch in der That eigentlich nicht so wohl auf Dummheit oder Lasterhaftigkeit, als vielmehr theils auf die Unwissenheit, theils auf die Ermanglung eines gewissen Wohlstandes, auf welchen sich die neuern Zeiten so viel zu gute thun. Hr. Raspe zeigt vornehmlich durch die Gegeneinanderhaltung der Geschichte jener und unserer Zeiten, S. 18. f. daß von der sittlichen Seite unsre Zeiten in der That wenig voraus haben. Verschiedne sehr feine Bemerkungen und Gedanken sind untermischt. So wird S. 9. der Contrast zwischen den Deutschen und Griechen vor Augen gelegt, da diese die Zeiten, in denen ihre Vorfahren lebten, die Götter- und Halbgötterzeiten nannten, wir Deutschen hingegen

von nichts als barbarischen Zeiten reden. Die Gründe von dieser Verschiedenheit der Denkungsart aufzusuchen sollte eine angenehme und nützliche Beschäftigung für einem denkenden Kopf seyn; welche uns Hr. Raspe wohl bey einer anderweitigen Romanze eröffnen könnte. Ein Hauptgrund lieget wohl darinnen, daß wir nicht durch Gesetzgeber, Weltweisen und Dichter, welche Weltweisen waren, und die sich unter ihrem Volke, durch eignes Nachdenken und durch Genie gebildet hatten, sondern durch Gelehrte, welche bloß Griechisch und Lateinisch gelernt hatten, zu unsrer Aufklärung gelangt sind.— Die angehängte Allegorie können wir nicht anders ansehen, als eine Laune des Genies, das vielleicht Tassos Beyspiel auf diesen Einfall gebracht hat, oder als eine Satyre auf ähnliche Versuche durch Allegorisiren den gesunden Sinn und natürlichen Verstand einer Schrift unsichtbar zu machen, wenigstens als eine Gelegenheit, Satyren auf diejenigen anzubringen, welche aus Einfalt, Schwärmerey oder Eigennutz einem jeden, den sie mit ihren Anmerkungen beehren wollen, ihre eignen Thorheiten leihen," und das müßte schlimm seyn, daß man "nicht den vernünftigsten Mann zum Thoren "sollte herum commentiren können, wenn man

ein-

"einmal seinen Sinn darauf gesetzet hat. Ar-
"chimedes verlangte einen festen Punkt ausser
"der Welt, um sie durch seine Maschiene, aus
"ihrem jetzigen Gleise wegzuwinden. Ein My-
"sticus braucht so viel nicht, um den gesunden
"Verstand eines Buches zu verdrehen. Eine
"hochgelehrte Grille und die Lieblingsidee, um
"die er sich beständig herumwindet, sind ihm
"hinreichend" — Dem sey, wie ihm wolle; die Allegorie ist diese: Gunilde ist die Mode: Hermin, der Stolz und die Eitelkeit, der uns zu Sklaven der Mode macht und sein Schicksal der Ausgang, welcher so oft den blinden Gehorsam gegen die Mode, da man ihr alles aufopfert, begleitet.

Poetische Schriften, von Friedrich Wilhelm Zachariä. Neun Bände in klein Octav, ohne Ort und Jahrzahl.

Herr Zachariä giebt hier der Welt eine neue und sehr ausgebesserte Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Sie ist bekanntermassen auf Pränumeration gedruckt worden. Wir freuen uns aus dem vorangesetzten Register der Vorausbezahlenden zu sehen, daß die Liebe zu den Werken unserer besten Dichter sich auch in verschiedene Stände ausbreitet, bey welchen sie sonst sehr

fremd

zu liefern, aufrichtig rühmen, müssen wir doch auch gestehen, daß er uns nicht völlige Genüge geleistet hat: Seine Hexameter und andere reimfreye Verse haben, der Verbesserung ohngeachtet, noch immer keinen hohen Grad von Harmonie, er hat immer noch mehr als ein Stück beybehalten, das unsers Erachtens füglich hätte wegbleiben können, ja bey einigen Stücken, deren erste Anlage, sie zu höhern poetischen Schönheiten beynahe unfähig macht, wie z. B. die Schöpfung der Hölle u. d. gl. ist die Bemühung, kleine Fehler abzuwischen, beynahe etwas undankbar.

Wir wollen nur noch zwey Worte, von den Gedichten sagen, die in dieser Ausgabe zuerst erschienen sind. Im zweyten Bande steht Hercynia eine prosaische mit wenigen Versen untermischte Erzählung, die sehr uneigentlich ein scherzhaftes Heldengedicht überschrieben ist. Es wird hier die Reise erzählet, die jemand Z. Namens Zelaidor (vielleicht Hr. Z. selbst) in Gesellschaft eines jungen Menschen, der hier der rosenwangigte Hylas genennet wird, auf den Harz gethan hat. Diese Reise wird so historisch erzählet, als sie vorgegangen seyn mag, fast ohne die geringste poetische Anlage; man müste denn das Poesie heissen wollen, daß der Z. den Wirth

und

und die Wirthinn in dem Wirthshauße die Worth in Goßlar, einen Zauberer und eine Zauberinn nennte, item einen Bergknaben, der ihnen den Weg wieß, einen kleinen Bergsylphen, und ich weiß nicht, welches Frauenzimmer, das sie irgendwo in einem mit Wachslichtern erleuchteten Saale, wo Wacholderholz in einem Camin brannte, unter einem krystallnen Spiegel eine Cyther lag, und in der Ecke ein Cymbal stand, mag bewillkommet haben, die Nymphe Hercynia betitelt. Wenn diese wenige Benennungen und etwas ziemlich gesuchter Spaß diese Erzählung zu einem scherzhaften Heldengedichte machen können, so mag es denn unsertshalben eins seyn. Doch wäre es unsers Erachtens besser gewesen über diese kleine Reise, einen solchen Brief zu schreiben, als Bachaumont und la Chapelle einst schrieben und in der That, wenn uns die reichlich ausgestreute Beywörter, und eine gewisse pretiöse Wendung der Perioden nicht erinnerte, daß es Poesie seyn solle, was wir lesen, so könnten wir glauben, wir läsen ein sonst ziemlich gutgeschriebenes Stückchen aus einer Reisebeschreibung.

In dem dritten Bande, besiehet das sechste Buch der Oden und Lieder, aus lauter itzt zuerst bekannt gemachten Stücken. Es sind verschiedene

dene Gelegenheitsgedichte darunter. Keines von diesen Stücken ist im Ganzen vorzüglich schön zu nennen, obgleich in jedem sich etwas finden wird, das verräth, daß der Verfasser kein schlechter Dichter seyn müsse. In dem Gedichte, (denn der Titel Ode steht hier am unrechten Orte) auf den Tod des Hrn. von Spiegel sind besonders einige sehr schöne und rührende Stellen. Die Empfindungen christlicher Dankbarkeiten sind nach einem sehr vortreflichen geistlichen Gedichte Addisons, halb nachgeahmt, halb umschrieben, ohne daß es Hr. Z. anzuzeigen für gut befunden. Um zu zeigen, wie weit der Deutsche hinter dem Engländer zurück bleibt, wollen wir nebst Addisons engländischer Urkunde, auch des Hrn. Z. deutsches Stück hieher setzen: Wir sind ohnedem unsern Lesern, wenigstens eine kleine Probe von Hn. Z. neuen Gedichten schuldig.

When all thy Mercies, o my God,
My rising Soul surveys;
Transported with the View J'm lost
In Wonder, Love and Praise.

O how shall Words with equal Warmth,
The gratitude declare,
That glows within my ravish'd Heart!
But thou canst read it there.

Wenn

Wenn sich mein Geist, Allmächtiger!
Der Gnaden Menge denkt,
Womit du mich, mein Gott und Herr,
So unverdient beschenkt:

Dann ist mein Herz so hoch erfreut,
Ganz deiner Güte voll,
Und weis für heißer Dankbarkeit
Nicht, wie es danken soll.

Thy Providence my Life sustain'id,
And all my Wants redressd;
When in the silent Womb I lày,
And hung upon the Breast.

To all my weak Complaints et Cries
Thy Mercy lent an Ear,
E'er yet my feeble Thoughts had learnt
To form themselves in pray'r.

Unnumber'd Comforts to my Soul,
Thy tender Care bestow'd
Before my infant heart conceiv'd
From whence these Comforts flow'd.

Als ich noch in der Mutter Schooß
In Nacht verborgen, schlief;
Bestimmtest du, o Herr, mein Loos,
Das mich zum Leben rief:

Du sprichst des Sterblichen Geschick
Eh er geboren ist
Und so ward ich (o welch ein Glück)
Durch die Geburt ein Christ.

Schwach an der Bruſt vernahmſt du ſchon
Was kein Gebeth noch war,
Und neigteſt zu des Weinens Ton
Dein Ohr gefällig dar.

When in the ſlippery Path of Youth
With heedleſs Steps I ran,
Thine Arm unſeen convey'd me ſafe,
And led me up to Man.

Thro'hidden Dangers, toils et Death,
It gently clear'd my Way;
And thro'the pleaſing Snares of Vice,
More to be feard than they.

When worn with ſickneſs, oft haſt Thou
With Healt renew'd my Face;
And wl en in Sins ad Sorrows ſunk
Reviv'd my Soul with Grace.

Wenn ich als Jüngling von dem Pfad
Der Tugend mich verirrt;
Hat mich unſichtbar Herr dein Rath
Oft wieder drauf geführt.

Du warſt mein Schutz und meine Wehr
Für Unglück und Gefahr
Und für dem Laſter, das noch mehr
Als ſie zu fürchten war.

Ich ſah, von Krankheit bleich, durch Dich
Mein Leben hergeſtellt;
Und deine Gnade ſchmückte mich,
Wenn Sünde mich entſtellt.

Thy bounteous Hand with worldly Bliss
Has made my Cup run o'er
And in a kind et faithful Friend
Hast doubled all my Store.

Ten thousand thousand precious Gifts
My daily thanks employ
Nor is the least a chearful Heart
That tastes those gifts with Joy.

Von Freudenstrahlen glänzt mein Blick,
Da du so hoch mich liebst,
Und mir in wahrer Freundschaft Glück,
Mehr als ich wünschte, giebst.

Und welche Wohlthat, HErr! ist nicht
Dieß Herz, das fühlen kann.
Dieß Herz, ganz dein, das dankbar spricht,
Was du an mir gethan.

Thro'ev'ry Period of my Life
Thy Goodness I'll pursue;
And after Death, in distand Worlds
The glorions Theme renew.

When Nature fails, et Day et Night
Divide thy Works no more,
My ever-grateful Heart, o Lord,
Thy Mercy shall adore.

Thro'all Eternity to Thee
A joyful Song I'll raise;
For, o Eternity's too short
To utter all Thy praise!

Kein Tag soll würdger mir vergehn,
Als, Ewiger! Dir zum Preis;
Ich will mit Hymnen dich erhöhn,
Als Jüngling und als Greis.

In Schrecken, Angst, Gefahr und Noth,
Trau ich allein auf dich.
Durch dich gestärkt, ist selbst der Tod
Mir nicht mehr fürchterlich.

Wenn krachend, itzt der Bau der Welt
Sich aus den Angeln reißt:
Will ich den preisen, der mich hält,
Dich, der mich leben heißt.

Dich, der mich bey der Welten Sturz
Mit starkem Arm erhob! —
Selbst Ewigkeit, HErr! ist zu kurz,
Zu preisen all dein Lob!

Wir überlassen die nähere Vergleichung dieser beyden Gedichte unsern Lesern selbst. Hr. Z. verdienet immer einen Platz unter unsern besten Dichtern. Einige seiner komischen Heldengedichte, und eine ziemliche Anzahl sehr artiger Lieder versichern ihm eine vorzügliche Stelle auf dem deutschen Parnasse. Wie gut würde es für seinen wahren Ruhm seyn, wenn er sich überwinden könnte, nicht so sehr viel zu schreiben, sondern wenige aber nur bloß sehr vortrefliche Gedichte herauszugeben.

Noch eine kleine Anmerkung: Wir wissen

nicht

nicht, warum manche von unsern witzigen Köpfen, in Absicht auf die Reinigkeit der Sprache so gar ungemein gleichgültig und nachläßig sind. Auch Hr. Z. machet zuweilen Sprachfehler, wie wir glauben, gar nicht aus Mangel der Einsicht, sondern aus eben dieser Nachläßigkeit, die guten Köpfen um desto weniger verziehen werden kann, weil schlechte Schriftsteller sich mit solchen Beyspielen hernach zu rechtfertigen suchen. So redet z. B. Herr Z. Seite 2. seiner Vorrede, von "Gedichten, die er dem gütigen "Beyfalle der Leser immer würdiger machen "will." Hier hätte offenbar stehen sollen, "des "Beyfalls." S. 7. eben dieser Vorrede heißt es: "Aus einer gedruckten Nachricht wird man "die Namen der Gönner und Freunde finden." Entweder mußte es heissen: "In einer Nachricht wird man finden" oder" aus einer Nachricht wird man ersehen." Im 8ten Theil S. 52. stehet: "Dieß Beywort ist malerischer, als "des Homers seines." Wir möchten wohl wissen, durch welche Regel der Grammatik, man eine so fehlerhafte Wortfügung rechtfertigen könnte. Ob sie gleich in gemeinem Leben, und auch bey Schriftstellern, die der Sprache nicht kundig sind, wohl vorkommt, so sollte sie doch ein Mann von bessern Einsichten zu vermeiden suchen.

A. L. Karschinn, einige Oden über verschiedene hohe Gegenstände. Berlin, bey G. L. Winter, 1764. 10 Blätter.

Die Sammlung enthält neun poetische Stücke, die die Fr. Karschinn an den König, die Königinn, und die Prinzen und Prinzessinnen des Königl. Hauses bey verschiedenen Gelegenheiten addressirte. Den Namen Oden, eher möchten wir sie freye Stanzen nennen, führten sie freylich nur ziemlich uneigentlicher Weise. Es ist wahr, die Fr. K. hat Ramlern den Ton der Odensprache ziemlich abgelernt, ja es giebt hin und wieder Stellen, worinn wirklich schöne poetische Sprache befindlich ist. Aber dieß ist zur Ode noch nicht genug. Die Fr. K. ist sich ausserdem ziemlich ungleich; man merkt, daß sie anfängt die erste Strophe zu schreiben, ehe sie weis, was in der dritten Strophe stehen soll. Zuweilen läßt sie sich sichtlich von der letzten Gedanke oder dem letzten Worte einer Strophe auf einen ganz andern Weg leiten, sie kommt denn so von einem aufs andere, daß man sich wundern muß. Wenn sie den Vers nicht zu füllen weis, so macht sie zuweilen neue Beywörter; es ist wahr, manchmal gelingen sie ihr vortrefflich, aber auch sehr oft werden sie gezwungen, und bleiben bey allem

lem hochtönenden Wesen wahre Flickwörter. Z. E. laurasuchend, siegerschrittigt, die starkdurchdringlichsten. Wir wollen noch einige schöne Stanzen zur Probe anführen, vielleicht empfinden unsere Leser, daß sie auch in einem Lehrgedichte stehen könnten. Wir haben aber schon oben angemerkt, daß diese poetische Stücke nicht eigentliche Oden zu nennen sind; was wir anführen, ist eigentlich freylich nicht Imagination, sondern nur historische Erzählung, aber es ist gut erzählt.

Zur Zeit, als von dem pflugzerrißnen Acker
Bestäubt und braun jedweder Römer kam.
Und für das Vaterland enthusiastisch wacker
Die rostbefreyten Waffen 'nahm;
Da liefen selbst des Sonnenwagens Räder
Nicht schneller, als der Römer Siegesglück,
Wollüstig flog noch nicht in salbenreiche Bäder
Ihr Feldherr aus der Schlacht zurück.
Als aber die Luculle, die Verschwender
Sich brüsteten, an Tafeln groß zu seyn,
Da ward die Herrscherinn der unterworfnen Länder
In reich gewordnen Bürgern klein.
Als im Senat die Clodiusse sprachen;
Und redend Gold sich um das Consulat
Tief unterm Volk bewarb, und der Erwürgten Kragen
Vergoßnes Blut um Rache bat;

Da ward von ihrer eignen Kinder Wüten
Gestürzt das stolze hochgesetzne Rom,
Die Königinn der Welt, vor welcher Völker knieten
Vom Euphrat bis zum Donaustrom.

Poetische Uebersetzungen der Psalmen. Mit Abhandlungen über dieselben, von Joh. Andr. Cramer. Vierter und letzter Theil, nebst Registern. Leipzig bey Breitkopf, 1764. 23 Bogen in 8.

Der Werth dieser Uebersetzung ist so bekannt, daß es unnöthig ist, etwas davon zu sagen. Sie werden beständig einen Plaz unter den besten deutschen Schriften behalten. Die beygefügten Abhandlungen müssen wir den Gottesgelehrten zur Beurtheilung überlassen, deren Beyfall sie ohnfehlbar erhalten werden.

Des Hrn. Fr. von Hagedorn sämtliche poetische Werke. Drey Theile. Hamburg bey Bohn, 1764. 28 Bogen in 8.

Eine neue saubere Ausgabe eines unserer besten Dichter.

Des Freyherrn von Caniz Gedichte, mehrentheils aus seinen eigenhändigen Schriften verbessert und vermehret, mit Kupfern und Anmer-

Anmerkungen u. s. w. Berlin bey Haude und Spener, 1765. 52½ Bogen in gr. 8.

Gleichfalls eine saubere Ausgabe. Caniz wird immer schätzbar bleiben, weil mit ihm in diesem Jahrhunderte, so zu sagen, die Morgenröthe des guten Geschmacks aufgegangen ist.

Periander von Corinth, als ein Strafbild des Meineids und der Tiranney vorgestellt von C. H. Schubert. Berlin bey Haude und Spener, 6 Bogen in 4.

Elendes abgeschmacktes Gewäsche, in Hexametern, die von aller Harmonie entblößt sind.

Carl von Dorntheim ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin bey Haude und Spener, 1765. 7 Bogen in 8.

Der V. dieses Stücks hat viel zu früh geschrieben, und hätte erst noch lernen sollen. Er weis noch nicht, wie man Charaktere bearbeiten, oder Scenen und Situationen anlegen muß, und wie könnte er dieß auch wissen, da man deutlich sieht, daß er weder die Welt noch das menschliche Herz kennt: zu einem Trauerspiele gehört mehr, als ein süsses Geschwätz, das man aus einigen Büchern aufgeschnappt hat:

Sumite materiam vestris qui scribitis æquam
Viribus, et versate diu an ferre recusent
An valeant humeri.

Die Pagen oder lustige Begebenheiten und Streiche am Hof und auf Reisen. Frankfurt und Leipzig, 1765. 360 S.

Dem Ansehen nach soll diese Schrift eine Art geheimer Geschichte eines Fürstl. Hofes in Deutschland vorstellen, so lange sich der Verfasser als Page an demselben aufgehalten hat; der Leser aber findet darinnen nur einen übelzusammenhangenden Roman. Ein Gemengsel von historischen Wahrheiten und willkührlichen Erdichtungen wird allemal ein Roman. Was etwann Wahrheit in diesem Buche seyn mag, schränket sich auf einige sogenannte Pagenstreiche oder Kinderpossen, (wenn man sie bey seinen rechten Namen nennen will,) und andere unbeträchtliche Dinge ein, die beym Lesen schon Ueberdruß erwecken. Indessen haben diese Kleinigkeiten dem Verf. den Grundstof zu seiner Schrift gegeben. Er ist es aber bald inne worden, daß es der Leser bey so unschmackhaften Sachen nicht lange aushalten kann, deswegen streuet er allerley Historien mit ein, die allenthalben zusammen geraffet sind. Es findet so

gar

gar die abentheuerliche Geschichte von dem herumirrenden Juden hier einen Plaz. Diese Erzählungen werden zwar Pagen, das ist jungen unerwachsenen Leuten in den Mund gelegt, und in so ferne hat der Verfasser die Regel der Wahrscheinlichkeit beobachtet, daß er sie durch keine philosophische Streitfragen untersuchen läßt; es ist auch Pagen zu verzeihn, wenn sie aus Mangel besserer Beschäftigungen, sich mit Mährgen unterhalten und einander erzählen, was sie ohngefehr bey Hofe erhascht haben, oder was ihnen von andern ist aufgeheftet worden: aber die Pagen des V. reden nicht mehr unter sich auf ihrem Zimmer, sondern sie belustigen mit ihrem Gewäsch das Publicum, und da kann man von ihnen verlangen, daß sie schweigen. Die kleine besondere Romanen, wodurch der V. sein Buch hat ausschmücken wollen, finden auch sehr zufälliger Weise einen Plaz darinnen: Wenn ein Fremder bey Hofe erscheint, oder auf irgend eine Weise die Aufmerksamkeit eines Pagen verdient, so erzählt der V. von ihm auch einen Roman, und so kann es nicht fehlen, er muß noch unendlichen Vorrath zu vielen folgenden Theilen seines Buchs haben. Er verspricht nur vor der Hand den Zweyten, der mit noch andern recht lustigen und merkwürdigen Begebenheiten

soll

soll angefüllet seyn. Die Begebenheiten des ersten sind aber weder lustig, noch merkwürdig. Dem Verf. der Willhelmine, dem dieses Buch zugeschrieben ist, hätte er ablernen können, wie Kleinigkeiten, wenn man davon schreiben will, können interessant, oder nach des V. Ausdruck, lustig und merkwürdig vorgetragen werden. Wenn der V. nicht selbst sagte, daß er ehemals ein Page gewesen, so würde man glauben, daß er noch einer wäre.

Unterricht und Zeitvertreib für das schöne Geschlecht, in gesammelten Briefen und Erzählungen aus verschiedenen Sprachen. Leipzig bey M. G. Weidmanns Erben und Reich 1765. und 66. 2ter bis 5ter Theil.

Ich weis nicht, ob der Sammlungsgeist der Deutschen ein Nationalfehler oder eine Vollkommenheit ist; wir haben beynahe in allen Theilen der Wissenschaften Sammlungen kleiner dahin einschlagender Schriften, die Absicht dabey ist gut; aber sie haben ein gewisses Vorurtheil gegen sich: durch eine nachläßige Wahl wird das gute mit dem schlechten vermischt, und das letzte erfüllt gemeiniglich den größten Theil derselben. Die Sammler haben seit verschiedenen Jahren auch angefangen, kleinere Romane zu-

sam-

sammen zu tragen. Doch wie dieses Fach eben so, wie die homiletische Vorrathskammer, eine große Menge und zugleich die schlechtesten Schriften liefert; so sind auch diese Sammlungen beschaffen, sie enthalten viel gemeines und wenig gutes. Das kann man von der gegenwärtigen Sammlung nicht sagen, die darinne befindlichen Stücke sind mit Geschmack gewählet, sie predigen zwar viel Moral, aber doch nicht eine trockene und verdrüßliche, die gemeine Romane langweilig und den Leser schläfrig macht, diese Moral liegt größtentheils in der Geschichte selbst und ist wirksam. Die Charaktere in den Stücken sind wohl gezeichnet, und diese sind überhaupt voller Handlung und unterhaltend. Die fünf Theile, welche heraus sind, enthalten zusammen vier Geschichte aus dem französischen und englischen. Die letzte davon ist noch nicht geendiget. Sie sind insgesammt in Briefen abgefaßt, die wohl geschrieben sind, besonders haben einige im fünften Theile artige Wendungen. Dem Ansehen nach dürfte diese Sammlung ein Werk von vielen Bänden werden; doch wenn der Sammler fortfähret, nur gute und kernhafte Stücke zu liefern, so wird die Anzahl derselben nicht so gar hoch steigen. Die Uebersetzung ist von den Fehlern gemeiner Uebersetzungen frey:

der V. ist der Sprache, worinn er übersetzt hat, mächtig, daher haben die Briefe kein fremdes Ansehen, und können auch in Absicht auf die Schreibart dem schönen Geschlecht, für welches diese Sammlung eigentlich veranstaltet worden, nützlich seyn. Hin und wieder ist uns einiger Zweifel wegen der Uebersetzung beygefallen, weil gewisse Wendungen gar zu undeutsch lauten.

Haoh Kjöh Tschwen, d. i. die angenehme Geschichte des Haoh Kjöh, ein chinesischer Roman in vier Büchern, aus dem Chinesischen in das Englische, und aus diesem in das Deutsche übersetzt. Nebst vielen Anmerkungen, mit dem Innhalte eines chinesischen Schauspiels, einer Abhandlung von der Dichtkunst, wie auch von den Sprüchwörtern der Chineser und einem Versuche einer chinesischen Sprachlehre für die Deutschen. Leipzig bey Junius 1766. fast. 2 Alphab.

Die deutschen Leser dürfen sich nicht beschweren, daß ihre Neugierde, ausländische Schriften in ihrer Muttersprache zu lesen, nicht befriediget würde: Die Aemsigkeit der Uebersetzer kommt ihrer Wißbegierde zuvor, nachdem die französisch- und englischen Schriften lange genug der Gegenstand ihres geschäftigen Fleißes

ge-

gewesen sind, kommt endlich auch die Reihe an die Chineser. Wir tadeln inzwischen den Uebersetzer, Hrn. von Murr keinesweges, daß er diese Bemühung über sich genommen; als eine Probe des chinesischen Genies betrachtet, müssen wir diesen Roman für ein Geschenk annehmen, und in dieser Absicht ist er auch mehr werth, als ein Dutzend Uebersetzungen von französischen Romanen, wenn diese auch nach chinesischen Geschmack wären: denn daran haben wir einen eben so großen Ueberfluß, als Mangel an Originalen. Zwar eigentlich ist die Arbeit des Hrn. von Murr nur eine Uebersetzung, und man kann sich leicht vorstellen, daß das Buch manche wichtige Veränderung erlitten hat, das muß man aber so gar genau nicht suchen. Eben diese Nachsicht muß man gegen die Geschichte selbst haben, man weis, wie sehr die Denkungsart der Chineser von der unsrigen unterschieden ist. Der englische Herausgeber verlangt mit Recht, daß man dieses Buch nicht nach den Gesetzen der europäischen Kritik beurtheilen müsse. Der Plan des chinesischen Verf. ist sehr einfach, nach einigen Nebengeschichten, welche seine Helden vorläufig charakterisiren, öffnet sich die Hauptscene. Der Sohn eines Mandarius verliebt sich in ein junges Frauenzimmer, die Tochter einer

Man-

Mandarine, welche er aus den Händen eines ihr verhaßten Liebhabers befreyet. Es erreignen sich aber auf Seiten des Frauenzimmers viele Schwierigkeiten, die seine Wünsche aufhalten, die aber doch nach und nach durch seine Klugheit und Muth überwunden werden. Nun kommt die Reihe an ihn, es finden sich auf seiner Seite eben so viele Hindernisse, das gehet alles in der besten Ordnung, ohne Verwirrung, ohne Nebenfabeln, recht systematisch. Nachdem endlich der V. alle tugendhafte Personen in der Geschichte belohnt, und die Lasterhaften abgestraft hat, so macht er den Liebhaber durch den Besitz seiner Schönen glücklich. Das Naive in der Erzählung giebt dem Buche ein gefälliges Ansehn, und macht, daß man die schlechten Stellen williger übersieht. Hoah Kjöh ist nicht der Held der Geschichte, wie man vermuthen könnte, sondern der Verf., jener heißt Lieh Lschong — und der Versuch einer chinesischen Grammatik im Anhange ist ein so schlechter Versuch, daß er kaum diesen Namen verdient; er enthält weiter nichts, als chinesische Complimente, womit die persönlich für Wörter ausgedruckt werden.

Die Schöpfung, ein philosophisches Gedicht in 7 Büchern, aus dem Englischen des Herrn

R. Blakmore übersetzt, von J. F. von Palthen. Bützow und Wismar, bey J. A. Berger und J. Bödner, 1764. gr. 8. 17½ Bogen.

Der H. v. P. weiß von dem V. dieses Gedichts nichts zu sagen, als was das Gelehrten Lexicon meldet: "Daß er um das Ende des vori"gen Jahrhunderts geblühet habe, daß er zu "Padua Doktor geworden, im Jahr 1697 von "K. Wilhelm zum Ritter geschlagen, und darauf "von der Königinn Anna zum Leibarzt erkläret wor"den sey. Er ist auch ein Mitglied des Collegii Me"dici zu London gewesen, welches wenigstens so "viel anzeiget, daß er Verdienste gehabt habe, "und in großer Achtung gestanden sey." Wußte Hr. von P. wirklich nichts weiter? nichts von seines Autors poetischen Verdiensten und der großen Achtung, die sie demselben zugezogen? Nun so sagen wir ihm denn hiemit, daß Dryden, Pope, Swift, Young, (in seinen Satyren) Blakmoren als einen der geschwätzigsten und schlechtesten Poeten betrachtet haben: Daß Blakmore mit den sechs epischen Gedichten, die er geschrieben, (wovon dieses, the Creation, eins ist,) von ganz England ausgelacht worden. Daß in Martin Scriblers Tractat περι βαθους oder Art of Sinking in Poetry die meisten Ex-

empel alberner Fehler aus Blakmores Schriften genommen sind; und endlich um dem Hr. v. P. auf einmal zu zeigen, wie würdig Blakmore war ins Deutsche übersetzt zu werden, wollen wir desselben Charakter aus Popens Dunciade Book II. v. 259. hersetzen:

Die Göttinn der Dummheit hatte ihre Unterthanen aufgemuntert:

Thre Cat -- calls be the bribe
Of him, whose chatt' ring shames the monkey tribe:
And his *this Drum*, *whose boarse heroic base*
Drowns the long clarion of the braying Ass.

Die schlechten Critici und andere Schwätzer waren sich so gleich an Gewäsche gewesen, daß die Göttinn jedem eine Pfennigpfeiffe darreichte. Aber nun fiengen alle schlechte Poeten und Schriftsteller an aufs entsetzlichste um den Preiß zu schreyen, aber unter ihnen allen war Blakmore's Stimme die gräßlichste, und er bekam den Preiß ganz allein:

But far o'er all sonorous Blackmore's Straice;
Walls, Steeples, Skies, bray back to him again.
In Tot' nam fields the breathreu with Amaze
Prick all their ears up, and forget to graze;
Long Chancry - lane retentive rolls the Sound,
And Courts to Courts return it round and round.

Tha-

Thames wafts it thence to Rufus's roaring hall,
And Hungerford re-echoes Bawl for Bawl
All hail him Victor in both gifts of song
Who sings so loudly and who sings so long.

Critischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für den Liebhaber der Philosophie und der schönen Wissenschaften zum Gebrauch seiner Vorlesungen, entworfen von Joh. Chrph. Stockhausen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Ob man sich gleich solche Vorschläge zu einer Bibliothek in einer größern Vollkommenheit denken kann, so haben wir doch noch bisher kein besseres Buch von dieser Art. Es bleibt daher für Anfänger immer nützlich. Man muß dem Verfasser auch zugestehn, daß er in dieser Auflage sehr viele Fehler verbessert hat, die in den vorigen waren stehen geblieben. Inzwischen wünschten wir doch bey einer neuen Auflage hin und wieder mehr Ordnung und Auswahl der Bücher; Insbesondere aber wünschten wir, daß die Beurtheilung mancher Bücher etwas bündiger und wirklich kritisch wäre.

Die allerneuesten Sonnetten, den Liebhabern der Dichtkunst zum Vergnügen herausgegeben von Joh. Westermann. V. M. C. 2tes

bis 6tes Stück. Bremen bey Förster 1765. 1766.

Der Verfasser bittet in der Vorrede seine hochgeneigte Leser, "daß sie sich durch unsere Beurtheilung Bibl. II. B. 2. S. 260 nicht sollen "irre machen lassen, weil diese Beurtheilung auf "so schwachen Füssen stehet, daß sie, wenn seine "Sonnetten dagegen gehalten werden, von sich "selbst über den Haufen fällt." Am Ende sagt er: "Und darum habe allhier nur dieses bekannt "machen wollen, daß ich die oberwähnte Beur"theilung derer Bücherschätzenden Herren in Ber"lin hiermit für eine ewige Unwahrheit erkläre." Ist das nicht ein feyerlich Dementi!

Nun müssen wir doch unsern Lesern ein Sonetchen in Diminutivo hersetzen, damit sie sehen, was Hr. W. für ein Held ist.

Glückwunsch Sonetchen.

Gottes Hand sey aufgethan
Güter die das Herz erheben
Und den rechten Reichthum geben,
Strahlen, Herr Patron, Ihn an;
Also daß die Gnadenbahn,
Die Ihn läßt im Seegen schweben
Ihn erfreu mit Heil und Leben,
Wie Sein Herz es wünschen kann,
Gott erfüll ihn mit den Schätzen,
Die kein Moder kann verletzen,

Gottes Hand und Gnadenguth
Woll' ihm Herz und Mund vergnügen
Und in Seine Schätze fügen
Reichthum und wahrhaftig Gut.

Der Spieler, ein bürgerliches Trauerspiel, von Edward Moore. Aus dem Englischen übersetzt. Hamburg, bey Herolds Witwe 1766. 7 Bogen in 8.

Ob wir gleich sonst einzelne Schauspiele, sonderlich Uebersetzungen, nicht anzuzeigen pflegen, so machen wir doch bey diesem Stücke eine Ausnahme, welches wir für eines der vortreflichsten Trauerspiele halten.

Die Hofmeisterinn, ein musikalisches Lustspiel mit Tänzen von Kindern und pantomimischen Auftritten vermischet. Auf dem K. K. Theater zu Wien, vorgestellet im Jahr 1764. 2 Bogen in 8.

Aus einer der vorigen gerade entgegengesetzten Ursach führen wir dies Stück an. Denn es ist wohl das dummste und abgeschmackteste, das auf irgend einem Theater aufgeführet worden. Es ist voll von den gröbsten Unanständigkeiten, die nur ein Karrenschieber lustig finden kann. Z. B. die Hofmeisterinn betrinkt sich auf dem Theater in Brandtwein, und wird auf ei-

nem Schiebkarren weggefahren u. d. g. Ueberdem hat der elende Verfasser nicht einmal deutsch verstanden, und auch in der Sprache sich als den unwissendesten Tropf bewiesen. Ein Hanswurst brachte dies Stück in Berlin aufs Theater, wo sich Leute von Geschmack mehr als einmal über das darinn enthaltene unverschämte Zeug geärgert haben. Nachdem er das Publikum eine Zeitlang damit gequälet hatte, so fieng man endlich an, dasselbe auszupfeifen.

Sämtliche poetische Werke von Joh. Jak. Dusch. Erster Theil. Altona, 1765. 356. Seiten in gr. 8.

Dieser erste Theil enthält das Lehrgedicht, die Wissenschaften, und einige Versuche von der Zuverläßigkeit und Schwäche der menschlichen Vernunft. Man hat die Lehrgedichte des Hrn. Dusch allzeit mit Vergnügen gelesen, und die Kunstrichter haben ihm längst seine Stelle unter unsern besten Lehrdichtern angewiesen. Er erhebt sich zwar selten bis zum Großen, wird auch bisweilen etwas weitschweifig, wo die Materie sich nicht sogleich in eine leichte Kürze schmiegen will; allein er hat glückliche Stellen, schöne Schilderungen, sinnreiche Gegensätze, und wohl angebrachte Sentenzen, die den Leser schadlos

hal-

halten. Von einem Lehrdichter wird selten mehr gefordert.

Zwar zeiget Hr. D. in der Vorrede, daß viele Gattungen der Dichtkunst in ihrem Stoffe, und in manchen andern Umständen, sehr große Vortheile vor der didactischen Poesie haben, indem das Lehrgedicht, in Ansehung seiner Materien, entblößt von allem, was gefallen kann, trocken, ernsthaft, einförmig, ermüdend, gar nichts hat, um sich anzupreisen, als was es von dem Genie bekömmt. "Wie überwiegend, spricht "Hr. D. müssen nicht die Schönheiten seyn, "wenn sie den Widerwillen des Lesers gegen den "Stoff überwinden, und wie mannigfaltig, "wenn sie die Einförmigkeit desselben genugsam "abändern sollen?" Allein, uns dünkt, für diejenigen Leser, die an einen ernsthaften Stoff mit Widerwillen gehen, schreibet der Lehrdichter gewiß nicht, denn diese werden ihn nicht lesen. Es giebt aber Leser, die sich gern unterrichten, Leser, denen die Wahrheit selbst willkommen ist, die ihnen der Dichter geschmückt zuführet. Diese wissen dem didactischen Poeten auch für die Wahrheiten Dank, die er ihnen beybringet, und der Inhalt des Lehrgedichts hat für sie so viel Reize, als die interessanteste Begebenheit. — Zudem muß der Inhalt selbst mit in Berechnung

kommen, wenn das Lehrgedicht mit den übrigen Arten verglichen werden soll. Bey den übrigen Dichtungsarten ist es mehrentheils der Inhalt, der die größten poetischen Talente erfordert. Die Poesie des Styls ist die geringste Tugend eines epischen oder tragischen Dichters, da sich hingegen das größte poetische Verdienst des Lehrdichters fast auf die Poesie des Styls einschränket. Den Inhalt hat er entweder gar nicht, als Dichter; sondern als Weltweiser oder Kunstverständiger erfunden. — Jedoch, es ist eine mißliche Sache um die Ausmessung der Verdienste. Sie ist einem Abbt selbst nicht sonderlich gelungen; also mögen wir sie auch nicht wagen. Wir haben nur zeigen wollen, daß sich auch auf der andern Seite Gründe anführen lassen. —

Selten hat sich ein Dichter so viel Mühe gegeben, seine Gedichte zu verbessern, als Herr Dusch. Er hat sie fast durchgehends umgearbeitet, und in dem Lehrgedichte die Wissenschaften, sogar das Sylbenmaaß verändert. In der vorigen Ausgabe waren alle erste Halbverse um eine kurze Sylbe länger, als sie sonst in Alexandrinern zu seyn pflegen. Hr. D. hatte diese Neuerung gewagt, weil ihm die gewöhnliche Alexandrinische Versart, auf welche sich unsere Lehrdichter einschränkten, zu monotonisch geklungen.

gen. Allein die Seinige war es nicht weniger, und die hinzugethane Sylbe hatte etwas schlep-pendes, das die Einförmigkeit noch unangeneh-mer machte. In dieser neuen Ausgabe hinge-gen ist der Abschnitt nur alsdenn weiblich, wenn der Reim männlich ist. Diese Abwechselung ist dem Ohre angenehm, und sie hat auch das Verdienst, daß dadurch alle Verse, von gleicher länge werden. Man siehet aber gar leicht, in welche Kosten diese Verbesserung den Dichter hat setzen müssen, da niemals vier nach einan-der fol-gende Verse haben unverändert bleiben können.

Hr. D. beurtheilt seine Gedichte selbst in der Vorrede mit Strenge und Verläugnung. Er gestehet es, daß es ihm unmöglich gewesen, den Plan in dem Gedichte, die Wissenschaften von allen Fehlern zu befreyen. Kein Wunder! In einem Gedichte ist es eben so unmöglich als in einem Gebäude, Regelmäßigkeit in den Plan zu bringen, wenn die erste Anlage nicht darnach ist. Die Absicht des Dichters war, den Ein-fluß der Wissenschaften auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts zu zeigen. Dieses Subject hat zwo verschiedene Seiten, von wel-chen es betrachtet werden kann. Man nimmt entweder den Menschen in seiner Barbarey, und zeiget, wie er durch die Bemühung um

Wahrheit und Schönheit, gesitteter und milder geworden. In diesem Falle müssen auch die Wissenschaften in ihrer ersten Kindheit genommen werden, da sie noch in unmittelbarer Verbindung standen mit der Gesetzgebung. Allmählig müßte alsdenn der Dichter die Wissenschaften und die Sittlichkeit sich der Vollkommenheit nähern, und uns ihren wechselweisen Einfluß sehen lassen. Ein solches Gemählde von dem Gesittetwerden des menschlichen Geschlechts verdiente gar wohl von einem poetischen Genie behandelt zu werden, und Iselins Geschichte der Menschheit würde reichlichen Stoff dazu hergeben. In diesem Plane würde auch Fabel und wahre Religion gar wohl auf einander folgen, und der Dichter ohne alle Unschicklichkeit in dem ersten Gesange vom Saturnus, und in dem letzten von dem wahren Gotte sprechen können, welches Herr D. in der ersten Ausgabe seines Gedichts mit Recht tadelhaft findet. Dieser Tadel würde nach unserer Voraussetzung nicht Statt finden, denn die Fabellehre war in der wirklichen Geschichte, der Uebergang von Barbaren zur wahren Religion.— Von der andern Seite hätte der Dichter auch das menschliche Geschlecht nehmen können, wie es anjetzo ist, und den Einfluß zeigen, den die

Wissenschaften, wie sie jetzt sind, auf die Gesetze, Sitten, Gebräuche, bürgerliche Verfassung, Krieg, Handlung, Wohlstand der Menschen u. s. w. haben. Dieser Gesichtspunkt ist von dem vorigen ganz verschieden, und erfordert eine ganz andere Bearbeitung. Wo wir nicht irren; so liegt der Grundfehler, den Herr D. durch keine Verbesserung, aus seinem Plane hat wegschaffen können, in der Vermischung und Verwechselung dieser beiden Gesichtspunkte. In dem ersten Buche wird der Mensch in seiner Barbarey beschrieben; dieß ist offenbar nach dem ersten Gesichtspunkte, da man das Gesittetwerden der Menschen durch die Wissenschaften zum Gegenstande nimmt. In dem zweyten Buche erscheint die Dichtkunst in persönlicher Gestalt, mit ihrem ganzen Gefolge, nicht wie sie einen Theil der Gesetzgebung ausmachet, nicht in der ursprünglichen Gestalt, da noch Dichter, Weltweiser, Gesetzgeber und Musikus in einer Person vereiniget waren; sondern so wie uns die Dichtkunst anjetzo bekannt ist. Epopeen, Trauerspiele, Idyllen, Voltaire, Shakespear, Virdil, Leonidas, Milton und Klopstock erscheinen alsofort in dem zweyten Buche und reissen die Menschen aus ihrer Barbarey. Mit allen übrigen Wissenschaften, die in den folgenden Büchern erscheinen, hat es die nemliche

Be-

Beschaffenheit; sie werden in allegorischen Personen, so aufgeführt, wie sie uns anjetzo bekannt sind, in der ausgebildeten Gestalt, die sie ohne Jahrhunderte von gesitteten Leben nicht haben erlangen können. Hieraus sind, unsers Erachtens, alle die Unschicklichkeiten in dem Plane entsprungen, die Hr. D. in der Vorred bemerkt, und auch die er übergehet.

An einzelnen Schönheiten hat dieses Gedicht keinen Mangel. Hr. D. denkt, und weis seine Gedanken zuweilen sehr glücklich zu concentriren. Das ganze fünfte Buch, in welchem von der Unsterblichkeit der Seele gehandelt wird, hat uns vorzüglich gefallen. Es reichet freylich nicht an die Erhabenheit mit welcher Young, in seiner sechsten und siebenden Nacht, über die Unsterblichkeit philosophiret. Wenn Young nicht öfters durch das allzublendende Licht seiner Meteoren ermüdete; so würden wir sagen, daß noch nie eine Materie so poetisch schön, und zugleich so philosophisch richtig ausgeführet worden sey. Dusch hat Schönheiten die nicht so blenden, aber doch nicht ohne Wirkung sind. Wir begnügen uns folgende Stelle daraus anzuführen.

Wahrhaftig! ward die Seele, um so, wie ihr Gebein,
Die irrdische Behausung, bald wieder nichts zu seyn;
So ist das Laster gut, so seyd ihr Weise! Thoren,

Und

Und Tugend ist ein Traum, von Aberwitz geboren;
So ist der Prasser weise, der bloß für sich die Welt,
Und sich zum Götzendienste des Bauchs erschaffen hält.
In Lappen eingehüllt, die nicht vor Kälte decken,
Nicht vor dem Sonnenbrand; der Weichlichkeit ein Schrecken;
Ein sterbendes Gerippe, verfallen, zitternd, schwach,
Kriecht Irus hier am Stabe, — der Eckel kriecht ihm nach! —
Hat nicht, womit er eins den heissen Hunger pflege,
Hat nicht, worauf zur Ruh, sein Haupt sich niederlege;
Nachdem er, Lebensmüde, von Thür zu Thüre gieng,
Um einen kargen Bissen, den oft der Hund empfieng.
Er hat nicht einen Freund, der ihm ein Trostwort rede.
Ihn kennt der Bruder nicht: die Welt ist für ihn öde:
Wes hat er sich zu trösten? Der Frömmigkeit allein?
Wenn er ein Sünder wäre, er könnte glücklich seyn.
Und soll denn dieser Mann zum Leiden auf der Erden
Verdammt durch Tugend seyn, und nie belohnet werden?
Hat dazu GOtt erschaffen; so war er ungerecht:
Domitian war Kaiser, und Epictet ein Knecht.
Der Fromme leidet Noth, und Wollust träukt den Frechen:
Was Tugend haben soll, empfänget das Verbrechen:
Der Hochmuth eines Fürsten macht Millionen bloß,
Und wenn Aenäus *) blutet, wird Tigellinus groß;
Ein Böser erndtet ein, was ihm der Acker bringet,
Den hundert Redliche mit ihrem Schweiß gedünget.

Kann

*) Seneka.

Kann Gott das menschliche Geschlecht zu dieser Hofnungslosen Qual erschaffen haben?

Entsetzlicher Gedank, ein Quäler seiner Kinder!
Wer keinen Gott erkeñt, der sündigt zehnmal minder —

Die drey übrigen Gedichte, unter der Aufschrift: Versuche, sind so sehr verändert, daß sich der Leser nicht ohne Mühe erinnern wird, sie schon einmal gelesen zu haben. Wo wir nicht irren; so haben wir einst unter dem Titel: drey Gedichte, die im ersten Stück des ersten Bandes der Bibliotheck der schönen Wissenschaften S. 168. und folgl. angezeigt worden, etwas ähnliches gelesen. Der zweyte Versuch wird am besten gefallen. Der Dichter eifert in demselben wider den Mißbrauch der Vernunft, in Erfindung üppiger Künste, dadurch der gesittete Mensch seine Bedürfnisse ins unendliche vermehret, und fast unglücklicher geworden, als das vernunftlose Thier, das bloß seinem natürlichen Triebe folget.

Sieh! wie unschuldig froh das Lamm im Grünen spielet,
Und um den Hirten schertzt, der Gram im Busen fühlet;
Weil ihm ein Sonnenstrahl, der Stachel einer Fliege
Erinnert, daß sein Herr auf Rosen besser liege.

Vergebens pralet man, wie vieles sie erdacht.
Unsinn ist die Vernunft, die mehr Begierden macht!

Mit

Mit dem Sokrates eifert er über die Vernachlässigung der Selbsterkenntniß;

Der Wollaut hört im Zwist des Guten und des Bösen,
Vermag der auch in sich den Mißklang aufzulösen?
Der der Natur Gesetz entfaltet, kann der wohl
Erfüllen, was er lehrt, und leben, wie er soll?
Statt Eintracht, Maaß und Gang die Leidenschaft
zu lehren,
Erforscht er Gang und Maaß, und Eintracht in den
Sphären:
Schwärmt überall umher, und wird — fruchtloser
Fleiß!—
Ein Unglückseliger, ein Thor, der alles weiß.

Hierauf ruft er die Vernunft an, und preiset ihr Bemühen, die Menschen aus der Barbarey zu ziehen, in einem Staate zu verbinden, und ihnen bürgerliche Gesetze vorzuschreiben;

Doch bleibest du hier stehn? War dieß die Gränze?
Nein!
Die du zu Bürgern machst, ach! lehr sie, Menschen
seyn;
Gehorsam, ohne Zwang gebietender Gesetze,
Erhaben ohne Stand, begütert ohne Schätze,
Friedfertig ohne Furcht, treu sonder Eigennutz,
Und sonder Arzt gesund, und ohne Schwert ihr Schutz,
Dienstfertig, brüderlich, als Bürger einer Erden,
Geschöpfe eines Gotts; lehr sie, vernünftig werden!

Der dritte Versuch hingegen ist dem Verf. am wenigsten gelungen. Er hat ihm die äussere Form, ohne die innere Einrichtung eines Gesprächs gegeben. Man merkt es gar zu deutlich, daß das Gedicht vorhin eine andere Gestalt gehabt, und der Dichter sichs nachher hat einfallen lassen, es in ein Gespräch zu verwandeln. Zudem nimmt er in demselben den Ton der Satyre an, der ihm gar nicht glücken will. Seine Scherze sind gezwungen, und seine Ironien meistens ohne Salz, sonderlich auch in den beygefügten Anmerkungen. Die Muse des Hrn. D. scheint unwillig ihre Ernsthaftigkeit zu verläugnen.

Selectae e profanis Scriptoribus historiae, quibus admista sunt varia honeste vivendi praecepta ex iisdem Scriptoribus depromta in usum juventutis scholasticae. Tertium recensuit, atque praefationem adiecit *Ioh. Frid. Fischerus.* Leipzig auf Kosten J. G. Löwens, 1765. 8. 1 Alph. 7 Bogen.

Dieses Werkchen, das so vielen Beyfall gefunden hat, hat eine Seite, von welcher es gefallen kann: Es füllt jungen Leuten das Gedächtniß mit einer Menge nützlicher Geschichten, guter sittlicher Wahrheiten und zugleich vieler andern brauchbaren Kenntnisse an, und erleich-

tert ihnen die Erlernung der lateinischen Sprache, indem es durch die Mannichfaltigkeit seines Inhalts junge Gemüther leichter in Aufmerksamkeit erhält. Es ist eine andre Seite, von der sich Bedenklichkeiten wider die Nutzbarkeit machen lassen. Die Erzählungen sind mitten aus dem Zusammenhang der Geschichte herausgerissen; da man nun bey jungen Leuten noch nicht voraus sehen kann, daß sie die Geschichtsfolge inne haben, und also nicht wissen können, in welche Zeit, in welche Verbindung der übrigen Geschichte die Erzählung gehört, so müssen theils für junge Leute viele dunkle und unverständliche Dinge darinnen vorkommen, theils müssen sie eben der Gefahr, die im ganzen Schulunterricht so oft entsteht, ausgesetzt seyn, Sachen zu lesen, herzusagen, auch wohl auswendig zu lernen, bey denen sie keine, oder doch sehr dunkle und unbestimmte Begriffe haben. Ausserdem sind die Stellen aus Schriftstellern von so verschiedenen Charakter und Schreibart entlehnt, daß vielleicht junge Leute abgehalten werden können, sowohl einen sichern Geschmack, als einen einförmigen reinen lateinischen Ausdruck sich eigen zu machen. Allein wo ist irgends ein Plan, eine Methode in der Erziehungs- und Unterweisungskunst, wobey sich nicht die Unvollkommenheit

menschlicher Erfindungen äusserte? Ausserdem kann jenen Unbequemlichkeiten ein geschickter Lehrer größtentheils durch mündliche Erläuterung und Erinnerung abhelfen. Er kann zum Exempel mehrere Cursus bey dem Büchelchen einführen. Anfangs geht er blos die Stellen durch, die aus den besten Schriftstellern genommen sind. Das zweytemal nimmt er noch andere Stellen dazu, und so fort. Für die Erlernung und Einprägung der Anfangsgründe der lateinischen Sprache, und einer nöthigen Anzahl lateinischer Worte und Ausdrücke scheint es allzeit noch das beste und brauchbarste Werkchen zu seyn. Mit alten Schriftstellern den allerersten Anfang machen, wo blos und allein auf Worterlernung und Sprachübung zu sehen ist, bleibt ein Mißbrauch eines guten Schriftstellers; und jene elenden, erbärmlichen Schulbücher, als Langens Colloquia, Seybold, Spenius (denn den Orbis Pictus, wenn er gehörig eingerichtet seyn wird, nehmen wir gar sehr hievon aus) zu gebrauchen, ist ein wirksames Mittel, allem Geschmack und gesunden Verstande den Zugang in eines jungen Menschen Gemüthe zu verschliessen.

Uebrigens hat das Buch in unsern deutschen Ausgaben gar vorzügliche Verbesserungen und

Vor-

Vorzüge vor der pariſsischen. Henzet, der erſte Verfaſſer, ein Profeſſor zu Paris, hatte ſich in ſeiner Ausgabe 1727. einfallen laſſen, die Worte der alten Schriftſteller theils hin und her zu verändern, mit bekanntern, wie ihm deuchte, zu vertauſchen, und in eine leichtere Conſtruction aufzulöſen. Dieſer ſonderbare Einfall iſt von den deutſchen Herausgebern, unter welchen der erſte der verſtorbene Prof. Kappe war, billig mißbilliget worden. Sie haben die Stellen aus dem Original berichtiget, am Rande die Anführungen vollſtändig gemacht. Die zweyte Ausgabe von 1733. folgte fünf Jahre nach der erſten; und dieſe war doch zwey tauſend Exemplarien ſtark. Dieſe dritte wird alſo correkter angegeben. Die vom Hrn. Prof. Fiſcher vorgeſetzte Vorrede handelt vom Nutzen und Gebrauch des Buches in der gewöhnlichen nachdrücklichen Schreibart des Herrn Profeſſors.

Dithyramben: Zwote Auflage. Berlin, bey Birnſtiel, 1766. 5. Bogen in 8.

Nachdem die deutſchen Dichter ihre Muſen und Begeiſterungen an ſehr verſchiednen Orten geſucht: auf Sion und Thabor, Sinai und Ararat; auf dem Olymp und Parnaß, in Arcadien und ſelbſt in Mexico: ſo trat vor einiger

Zeit auch einer auf, der sie auf den Thracischen Gebürgen und in den Bacchustempeln suchte. Nicht zufrieden, dem Bacchus in Gesellschaft von Trinkbrüdern Lobgesänge anzustimmen, hatte er den Muth, sich mitten in das Gefolge desselben zu wagen, ihn und seine Thaten wieder lebendig zu machen, und uns mitten unter wütende Thyaden und Bacchanten zu zaubern. Er schrieb Dithyramben. — Man fiel mit Freudengeschrey auf sie; denn wenigstens waren sie eine neue Gattung von Gedichten: man erklärte sie fast für wiedergefundne Pindarische Stücke, ohne die Dithyramben der Griechen je gesehen zu haben. Stücke aus ihnen wurden ins Französische übersetzt, und vielleicht lassen sie sich in einigen Stellen besser in der Uebersetzung lesen, als in der Originalsprache: weil jene nach dem Genie ihrer Grammatik die im Deutschen zerstückten Bilder mehr aneinander hängen mußte. Ja, was die höchste Stuffe eines leidigen Autorruhms ist: man ahmte ihnen elend nach!

Nur einige Kunstrichter standen noch in Bedenken, ob diese Lieder denn so ausgemacht Dithyramben wären, sie machten Anmerkungen und Schwürigkeiten, und — siehe! da tritt der Verf. mit einer zwoten Auflage in ihren Kreis! Vielleicht wird er uns von seinem zweyten Bac-

chischen

chischen Zuge Entdeckungen mitbringen, Fragen auflösen, und unser ἐεροφαντης in die heiligen Geheimnisse des Dionysius werden?—

Er redet selbst! "Wem meine Erklärung kein "Gnüge gethan hat, dem werde ich es gar nicht "verübeln, er nenne sie Dithyrambische Oden, "oder schlechthin Oden, oder Gesänge, oder wie "er es ihrem Charakter am gemäßesten zu seyn "glaubet." Auch uns wird der B. nicht verübeln, wenn uns diese Entscheidung kein Gnüge thut. Wenn der Verf. den Augenblick darauf saget: "er habe sich der Benennung der Dithy"ramben mehr zu nähern gesucht, indem er den "Bacchus genauer in sein Sujet gezogen, und "alles auf ihn zurückgeführt, was sich nur hat "wollen dahinbringen lassen:" so bleibt ja der Knotten noch ganz unaufgelöset. Wie? wenn Bacchus in ein Sujet gezogen wird, wohin er nicht gehöret? Wie wenn alles auf ihn zurückgeführt wird, was sich nur mit Gewalt dahin bringen läßt? — Ausserdem ist es der griechischen Litteratur und der dichterischen Begeisterung entgegen, das Wesen des Dithyramben allein in den Gegenstand des Gesanges zu setzen; die Natur des Διθυραμβωδες ist der Mittelpunkt der Untersuchung. Die Schwürigkeiten bleiben also noch immer übrig: ist der Verf., er

singe, was er wolle, der lyrischen Begeisterung treu geblieben? singt er seinen Gegenstand würdig in seiner Dichtungsart? ist natürlicher Schwung, oder ein blos künstlicher Aufflug seine Erhebung? — Fragen, die immer vest bleiben, es sey ein Titel, welcher es wolle. Ist ein Werk, das ungekünstelte Produkt einer schöpferischen Muse, und ein himmlisches Bild der Götter: so kann der Urheber ziemlich gleichgültig seyn, was für Aehnlichkeiten die Vorübergehenden in ihm finden. Er hat ein wohlgebildetes Kind geboren; nun mögen sich seine Schwäger und Verwandte darüber zanken, was sie dem Kinde für einen Namen geben wollen. Aber der Fall dürfte nicht eben hier seyn. Als unser Verf. sich aus Nachrichten einen historischen Plan der Dithyramben bildete, ihn auf unsre Zeit anzuwenden sann, und überdachte, ob man Dithyramben singen könnte: da war er blos Kunstrichter. Er ward Dichter, und o! wäre er, selbst da er dichtete, oft nicht noch Kunstrichter gewesen: so hätte er vielleicht seinen Gedichten die Macht eingehaucht, den Leser zu ergreifen, daß er selbst die Fehler als Schönheiten liebet. Nun ist aber die Muse unsres Sängers eine Tochter der Kunst, nicht der schöpferischen Natur; wir finden in diesen Gesängen grosse Gedan-

danken, kühne Worte und reiche Bilder; da sie aber künstlich zusammen gesetzt, mühsam heraus, gedrechselt, oder gar gelehrt gesammelt sind: so kann man ihn blos nach der Manier seiner Poesie betrachten, wenn man ihm nicht unrecht thun will.

Wir reden zuerst von den neuen Stücken, die in dieser Auflage dazu gekommen sind; und alsdenn von den Veränderungen. Bacchus Rückzug aus Indien! das schönste Sujet zum Dithyramben, und das 5te St. dieser Sammlung. Wem ist der berühmte Zug unbekannt, da Bacchus Indien besieget, um Gesetze und Ackerbau und Gottesdienst und Wein den barbarischen Völkern zu geben? ein Feldzug, der voll von dichterischen Thaten, in dem ganzen Alterthum vom Ganges bis in Europa auch dadurch berühmt ist, daß er Gelegenheit zum ersten Triumph gegeben, den nachher die Eroberer Alexander, Antonin u. a. nachgeahmet haben. Das muß ein göttliches Triumphslied werden können, das vor dem Siegeswagen unter Satyren, Faunen, und Mänaden über diese Thaten schallt, und sie zu einem Fest von Dithyrambischen Bildern und Freuden macht! — Wir haben uns nicht völlig geirrt. Der Verf. läßt den Triumph durch das Doppelchor von Satyren und Mänaden er-

öffnen: der alte Silen erzählt alsdenn die Wunder seines Königes; und die vorigen Chöre preisen ihn als einen Schrecklichen. Jetzt schildert ihn Silen in seinen Wohlthaten, und die Chöre jauchzen ihm als einem Geber der Freude. Die Chöre sind schön, und wenn der alte Silen etwas mehr von den Freudentönen des Dithyramben hören ließe, wenn ein natürlicherer Fortgang der Bilder, und ein rauschender Fluß derselben uns fortrisse: so wäre dieß vielleicht eine kleine Probe eines wahren Bacchischen Gesanges. Vielleicht wäre der ganze Auftritt glücklicher geworden, wenn der Verfasser, der jetzt die Idee dazu nach der Beschreibung Curtius vom Zuge des Alexanders ausgebildet, statt des Natalis Comes, und andrer lieben Leute den Lucian nicht vergessen hätte, der in seinen Werken diesen Zug des Bacchus in einem eignen Stück beschrieben, und wie uns dünkt, in seine Abhandlung eine schöne Idee zum Dithyramben hierüber eingewebt hat.

Das vierte Stück heißt: Atlantis, und hat wieder einen wirklich dichterischen Plan zum Grunde: "Der Dichter ist mit dem Bacchus in "der Unterwelt gewesen: hier hat er erfahren', "daß die Atlantische Insel nichts anders, als "das Elisium sey, welches vormals auf der "Ober-

"Oberwelt gewesen, wegen der verdorbnen Sit-
"ten der Welt aber von den Göttern in die Un-
"terwelt versetzt worden." Eine schöne poeti-
sche Lüge, wenn nur der Vortrag derselben ihr
völlig entspräche? — Nicht völlig! die Mäna-
de siehet das Tageslicht wieder! Ein schöner
Anfang, denn wenn sich der Leser erinnert, wie
prächtig Milton und Klopstock diesen Anblick
in epischen Tone gemacht; so wird er ihn hier
im lyrischen, und zwar im höchsten lyrischen To-
ne erwarten. — Allein die Mänade scheint in
den sonnenlosen ewig demmerigten (lieber däm-
mernden) Gebieten des schwarzen Dis, wo ein
Demantnes Schicksal blind und taub herrscht,
und Freuden und Schmerz unwandelbar sind,
selbst etwas kalt und unempfindlich geworden
zu seyn: daher äussert sie nichts von den Ju-
beltönen, mit denen sie ihr Geburtsland, und
die Weinberge und die Auen ihrer Tänze begrüs-
sen sollte. — Nun ist die natürlichste Frage
diese: Was hat die Mänade im Reich Plutons
gemacht? Der Dichter antwortet so trocken,
als möglich: Bacchus hat bey der Proserpina
geschlafen, und die Mänade am Cocyt gewandelt:
mehr weiß er nicht, und ich auch nicht. — Aber
jetzt hebt die Priesterinn des Bacchus an:

Voll ist mir die Brust
Von Göttergeheimnissen, Sterblichen ungehört
Er giebt sie mir der Geheimnißentdecker
Mit weitgeöffnetem Munde auszusprechen.

Heil uns! hac iter Elysium nobis! Nun wer-
den wir ἀποφϑεγματα des Bacchus hören.

Ventum est ad limen, nam virgo, poscere fata
Tempus ait: Deus, ecce Deus. Cui talia fanti
Ante fores subito non vultus, non color unus
Non comtae manfere comae: sed pectus anhelum
Et rabie fera corda tument: majorque videri
Nec mortale sonans, afflata est numine quando
Iam propiore Dei. — —

Allein statt aller dieser Kühnheit findet man eine Beschreibung von Elysium, die blos malerisch und ganz und gar nicht Dithyrambisch ist. "Gebürge mit Licht überfirnist, Wälder und Blumenteppiche, goldgegipfelte Städte, und ein perlengegründeter Tempel in der Mitte;" das ists, was sie gesehen. Ist Elysien nichts, als dieß; freylich so kann der Künstler, wenn er auch nicht Gott begabet ist, diese Göttergefilde weit besser darstellen, und der Dichter sollte es nicht einmal wagen, sich mit ihm zu vergleichen. Aber heißt das dichterisch nachgebildet? Dithyrambisch nachgebildet? Laß die Mänade erzählen, was sie in Elysien gemacht, was sie für göttliche Freuden hier geschmeckt, mit ihrem Bacchus

umher-

umhergeschwärmt, den Himmel gefühlt; lass sie alles in Dithyrambische Handlung setzen; alsdenn würde kein Künstler ihr Dithyrambisches Göttergemälde nachbilden können,

und könnt er auch
in reines Sonnenlicht, oder Titoniens
Purpur den Pinsel tauchen, und wäre gleich
das unnachahmliche Gewand des Aethers ihm
und der Smaragden Glanz mischbar.

Das Gleichniß übrigens, das die Schönheit Elysiens concentrit, und sagt:

Wenn der Königinn
von Amathus, der schwarzaugichten Schönheitenschafferinn
auf der unsterblichen Wange ihr eroberndes Lächeln
sich bildet, schmilzt der Götter Herz und die Natur
wird zum Frühling: so unaussprechlich
reizend ist Elysien — —

Dieß Gleichniß ist zwar schön; aber viel zu sehr mit Schmuck überladen, und wenn man es in seiner weit angenehmern Nacktheit sieht: so ist es nach griechischen Worten nachgebildet. Jezt folgt die poetische Geschichte von Atlantis, in welcher insonderheit der Lärmen schön gemahlt ist, mit welchem die Cyklopen es auf Jupiters Befehl einreissen. Das Ende ist etwas kalt, und läßt in uns eine kleine Unzufriedenheit nach

mit

mit diesem Bothen der Götter, der uns auch durch die Art seines Gesanges gleichsam in ein Elysium hätte entzücken können.

Das sechste Stück ist Hermann: In Rom stehet der Tempel des Mars vom Blitz entflammet: Alpen stürzen in einander: am Himmel glänzen furchtbare Meteore:

Zittre, stolze Weltbeherrscherinn!
Mars will nicht ferner für dich wachen.

Bacchus rüstet den Hermann zum Helden für sein Vaterland aus:

O du, der du im Gefecht oft bey mir warst!
bey diesen Eichenkronen
meiner Stirn ersiegt, laß mich
die weiberherzigen Römer dir opfern!

So flieht Hermann, zieht hin, und siegt. Dieß ist die Idee des Stücks; so gut nun Bacchus in sie verflochten ist, so gehört sie doch vielleicht zu den Dithyramben, wo der V. alles auf Bacchus bringt, was sich nur auf ihn will ziehen lassen. Insonderheit ist die Stelle gezwungen.

Welcher Gott du auch seyst
(Bacchus war es gewesen!)

Soll dieser Gesang Dithyrambe werden, so gehört er an die Freudentafel der Deutschen nach erhaltenem Siege, wo alles aber umgeändert werden müßte. Statt dessen hätte er ihn lieber

ganz

ganz ohne Bacchus, als ein Heldengesang bearbeiten können, und geriethe dieser ihm denn, so hätte Hermann, unser Held, nebst einer elenden Epopee, und einem schönen Trauerspiel, hier einen Heldengesang, der neben dem vortreflichen lyrischen Gespräch: Hermann und Thusnelde in den bremischen vermischten Schriften, das nicht so bekannt ist, als es verdient, an seiner Bildsäule prangen können.

Nebst diesen drey neuen Stücken unterscheidet sich diese Ausgabe durch ansehnliche Veränderungen. Die erste Dithyrambe, die in dieser Bibl. (B. 3. St. 2.) eingerücket erschienen, schaltet jetzt, vermuthlich um die Pindarische Digreßion nachzuahmen, die Orpheiische Geschichte ein; allein die Episode scheint erkünstelt, weil sie blos von der Gegenwart des Orts hervorgebracht wird. Die Mänade ist am Hebrus, und erzählt uns also etwas von Orpheus: Antistrophe und Epode ist voll: sie ruft: weg! weg von hinnen! dort spiegelt u. s. w. und dann ist auch der ganze Orpheus weg, ohne Dithyrambisch eingeflochten zu seyn, und zum Wesen des Stücks zu gehören. Home hat völlig recht, daß es eine unpoetische Verknüpfung der Ideen ist, die aus der Lage der Oerter entspringet. So ist auch diese Geschichte vom Orpheus nicht bac-

chisch

chisch genug angesehen, da sie doch selbst ein Ganzes der Dithyrambe geben könnte; hätte der Dichter die Idee so verknüpfet: "Gott Bac»"chus! ich wage mich unter die Mänaden! gieb "mir die Lieder, aber nicht das Schicksal des "Orpheus!" und würde diese Idee auch nur so feurig ausgeführt, als Theokrit in seinen Βακχαις das Ende des Pentheus von den Mänaden schil» dert: so könnte dieser Gesang ein Creditiv der bacchischen Begeisterung werden, und die Thya» den würden den Sänger bewillkommen, statt daß sie jetzt fragen müssen: ist Saul auch unter den Propheten?

Die übrigen Stücke haben oft glückliche Veränderungen. Das Lied auf Friedrich fängt besser an, als erst, aber obgleich Bacchus selbst ziemlich lange in ihm deklamirt: so ist doch der Gesang weder göttlich, noch königlich. Joh. Sobieski, noch mehr aber Peter der Große, sind als Heldenoden schön, und die letztere hat den Verf. beynahe über sich selbst erhoben. Der Friede ist ansehnlich verbessert; und der Dithy» rambe: der Krieg, weggefallen. Indessen ha» ben die Veränderungen noch kein einziges Stück zur Vollkommenheit gebracht: denn z. E. in den Himmelsstürmern ist Bacchus noch nicht die Hauptperson; noch ist es nicht Werth, ein Tri»

umphs,

umphslied über diesen Sieg zu heissen, noch immer eine einfache Erzählung der Geschichte, eine kalte Begeisterung, und der Anfang dieses Dithyramben schreyt uns so in die Ohren, als wenn Boileau seine Ode auf Namur anfängt:

Quelle docte et sainte yvresse
Aujourd'hui me fait la loi? u. s. w.

Das Gedicht, Peter der dritte, hat sich in der metrischen Oeconomie verschönert: aber wieder eine kleine Probe, wie wenig die Dithyrambische Muse sich unter die Künsteley bücket! das schönste Bild desselben: Blitze zerreissen den Olymp u. s. w. war überall gelobt: Der V. will es verschönern, und aller Reiz ist weg! Beynahe ists auch so mit dem Beschlusse, wo ich mir immer, statt dieser langweilig erzählten Geschichte, doch lieber den Beschluß der ersten Ausgabe zurückwähle. Statt der Noten in der vorigen Ausgabe geht hier vor jedem Stück der Inhalt voraus; wenn der V. aber auch die Quellen anzeigen will, aus denen er geschöpft: so hat dieß weiter keinen Zweck, als zu zeigen, daß seine Kenntniß der Quellen ein fundus mendax sey. Und überhaupt: Leute, die den Natalis Comes zur Hand haben müssen, um zu lesen, sind ebensowohl Profane in den Heiligthümern des Bacchus, als eine Mänade, die ihn aus Natalis Comes singt.

Die

Die Thaten ihres Königes müssen so in ihrer Seele leben, als hätte sie dieselbe selbst gesehen.

Noch ein paar Worte über diese Dithyramben überhaupt! Sie sind als Gesänge schätzbar, wenn sie gleich als Dithyramben verwerflich wären; sie sind als künstliche lyrische Versuche merkwürdig, wenn sie gleich nie Meisterstücke von der ersten Art werden dürften. Der Hauptfehler, der alle Stücke verunziert, und selbst ihre Schönheiten widrig macht, ist: daß jedes Bild in jedem Nebenzuge mit Zierrathen überladen, und eben dadurch im Ganzen kleinlich und unförmlich läßt. Der Verf. ist auch in den Dithyrambischen Worten durchaus nicht glücklich: die seinigen sind zu erkünstelt, unbequem und kraftlos: die Gedanken kriechen unter ihnen, wie durch enge, niedriggewölbte, verkreußte Hölen. An Orten, wo kein Feuer ist, und wo ein simpler Ausdruck mächtig gewesen wäre, machen sie einen unangenehmen Lärm, und wo die Rede sich erheben, und brausen soll, da schweigt diese Sprache der Götter. Am rechten Orte ist der Autor zu blöde, denn selbst seine vielsagende Prädikate auf Bacchus stehen nicht immer an ihrer Stelle, wo sie wunderthätig seyn könnten; bey Nebenzügen, bey Wörtern, die nicht einmal in einer geraden Rection stehen, ist er Schöpfer. So sind Bacchus Zügel,

goldgebißlenkende Zügel: sein Thyrsus der gehorsamgebietende Thyrsus: der Rhein der Alpengebohrne Rhein: das Blut Orpheus, das Blut des Felsenbeseelenden: Städte heissen hochmaurigte Städte, und ein Meteor ein lichtraus, dämpfender Unstern. Die wahre πολυπλοκια der Worte muß nicht ein Spaas, sondern eine Folge der Begeisterung seyn: sie muß unsrer Sprache große Ideen und Empfindungen in ein Wort concentriren, in die alte deutsche Stärke eindringen, und viele mit Unrecht veraltete Machtworte wieder hervorziehen. Opitz z. E. hat viel edle Dithyrambische Redarten theils überall, theils besonders in seinem Lobgesange auf Bacchus, die unsrer Sprache sehr angemessen sind. Irren wir uns nicht: so hat der Verf. bey dem 5ten Stück diesen Hymnus des Opitz in seinen Wörtern vor Augen gehabt. Weil er aber blos einzelne Wörter gewählet, und sie auf einander häufet, daß sie sich im Wege stehen: so sieht man gleichsam den grossen Herrn nicht, der sich mit seinen Bedienten umherdränget. Von dieser Seite wäre der Dithyrambe nützlich der Sprache; und wenn er auch kühne Sylbenmaasse und gleichsam tripudia von Tönen versuchte, wie es hier nicht ist: so könnte er auch vielleicht unsre Prosodie bestimmen.

Sonst aber wünschen wir nicht, daß das Dithyrambisiren der herrschende Poetische Geschmack unsrer Zeit würde; Griechische Dithyramben zurückzufinden, ist eine leere Kunst! und unsre Gegenstände Dithyrambisch besingen, ist uns fremde und voll Zwang. Es herrscht in dieser Gedichtart gleichsam ein hoher, kühner, regelloser Styl, der vor der wahren sanften, und regelmäßigen Schönheit voraus gieng; und wir wollen die letzte lieber. Der Verf. hat also Recht: " scharfe Gewürze und lärmende Instrumente müssen sparsam gebraucht werden, "wenn sie nicht Unlust erwecken sollen." Aber wenn er sagt: "ich erkläre mich, daß dieß die er"ste und letzte Veränderung ist, die ich mit mei"nen Gedichten vornehme!" so müssen wir gestehen, daß uns diese Worte ganz fremde und unverständlich sind, ob wir sie hier gleich schon vom dritten neuern Dichter in Deutschland lesen.

Lieder nach dem Anakreon. Von dem Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern. Berlin und Braunschweig, 1766.

Herr Gleim, der den Anakreon so sehr studirte, der ihn übersetzte, der selbst anakreontisch gedichtet hat, versucht itzt, indem er den Anakreon nachahmet, selbst Original

zu

zu seyn. Er hat bloß den Inhalt der Lieder dem Anakreon abgeborgt, die Gesinnungen, die Empfindungen sind sehr oft nicht anakreontisch. Der Charakter dieser Lieder ist Naivität mit sanften Vergnügen verbunden, und eine Lieblingsidee des Dichters ist, bey Gelegenheit den König von Preussen, einige Helden und seine Freunde auf eine feine Art zu loben. Naivität macht auch einen Zug im Charakter des Anakreons aus, aber sie ist nicht der einzige; Liebe und sorgenlose Frölichkeit erfüllen alle Lieder desselben. Hievon finden wir weniger in den Liedern des deutschen Dichters. Der sanfte Ton hingegen und das Lob der Helden, so fein es auch eingeführt ist, ist gar nicht der Ton Anakreons, sondern er ist dem deutschen Dichter eigen, und stehet ihm in der That wohl. Inzwischen ist auch nicht zu läugnen, daß verschiedene Lieder, die an sich recht wohl gefallen, zu verlieren scheinen, wenn man sie gegen Anakreons Urkunde hält, dieß scheint uns bey den Meisten bloß daher zu rühren, weil das Sanfte gegen das Mundere gehalten, allemal verlieret. Eigentlich schadet dieß der Schönheit der Lieder nichts, denn es ist Dichtern wohl erlaubt, einen Gegenstand auf verschiedene Art zu bearbeiten, und die Züge, die Hr. Gleim

dem Anakreon unterschreibt, sind meistens so niedlich, daß wir, ob wir gleich Anakreons Vorzug merken, dennoch nicht unzufrieden werden. Nur da sind wir mit dem deutschen Dichter nicht zufrieden, wenn er aus Begierde, naiv zu werden, eine allzulange Erzählung verschiedener kleiner Umstände einmischt, wodurch das Gedicht zuweilen matt wird. Nirgend, wir müssen es gestehen, hat uns dieß mehr mißfallen, als in der Nachahmung der 45sten Ode Anakreons. Im Anakreon haben wir 17 kleine Verse, und im deutschen fünfzehn Strophen. Das ist fast zu arg. Wir wollen nur eine kleine Probe anführen, Anakreon sagt: "der "Mann Cytherens verfertigte in den Feueressen "zu Lemnos, aus Stahl die Pfeile des Amors:"

Ἀκιδας δ' ἐβαπτε Κυπρις
Μελι το γλυκυ λαβυσα
Ὁ δ' Ερως χολην ἐμισγεν.

Wie kurz! wie wohlklingend, wie niedlich. Nunmehr höre man, was uns der deutsche Dichter, anstatt dieser drey vortreflichen Zeilen liefert:

Es schmidete zu Lemnos
Der Schmiedegott Vulkan
Einst Pfeile für den Amor,
Und Venus griff mit an.

Sie

Sie bracht ihm seine Zange,
Trug Kohlen, holte Stahl
Die treueste Gemahlinn
Vom treuesten Gemahl.

Viel Pfeile waren fertig,
Sie kann nicht müßig seyn:
Die Spitzen von den Pfeilen
Taucht sie in Honig ein!

Es wird ein wenig Galle
Vom Amor drein gemischt!
Vulkan hört auf zu schmieden,
Vulkan wird angefrischt u. s. w.

So gehts durchs ganze Lied, welches wir aus dieser Sammlung gern ganz ausmerzen möchten; es ist gar zu matt.

Wir wollen durch diese freymüthigen Anmerkungen den Werth dieser Sammlung gar nicht erniedrigen. Wir haben viele Lieder, ohne Rücksicht, daß es Nachahmungen des Anakreons wären, mit großem Vergnügen gelesen, und betrachten sie als Muster, wie man alte Dichter glücklich modernisiren könne; wie man die Materie einem alten abborgen, und sie nach seiner eigenen Art bearbeiten könne. In dieser Absicht hat uns besonders das Gespräch mit der Taube wohlgefallen, in welchem Utz auf eine ungemein feine Art gelobet wird. Da diese

Sammlung doch in kurzem in den Händen al-
ler Liebhaber der Dichtkunst seyn wird, so wol-
len wir nur noch zwey schöne Oden zur Probe
hersetzen. In der ersten ist Anakreon sehr glück-
lich umgebildet, die zweyte aber ist ganz ana-
kreontisch.

An die Hausschwalbe.

(Nach der zwölften Ode.)

Willst du kleine Schwätzerinn,
Der ich sonst gewogen bin,
Daß ich deine Flügel beyde
Mit der Scheere dir beschneide?
Oder soll ich grausam seyn?
Und ein scharfes Messer nehmen,
Und dir deine Zunge lähmen?
Denn mit ihrem frühen Schreyn
Hat sie meine schönen Träume
Weggejaget. Lorberbäume
Hoch und niedrig, jung und alt,
Machten einen schönen Wald:
Quellen murmelten in Menge,
Sichtbar war des Waldes Geist,
Und unsterbliche Gesänge
Sangen Friedrich, Uz und Kleist.

An seinen Freund.

(Nach der fünf und zwanzigsten Ode.)

Freund, ich trinke,
Denn, von Morgen bis zum Morgen

Schla-

Schlafen alle meine Sorgen,
Wenn ich trinke!

Wider Willen
Werd ich leider einmal sterben,
Warum soll ich meiner Erben
Hände füllen?

Mein Vergnügen
Ist der edle Saft der Reben,
Soll ich um mein kurzes Leben
Mich betriegen?

Nein. Ich trinke.
Denn von Morgen bis zum Morgen
Schlafen alle meine Sorgen,
Wenn ich trinke!

Johann Elias Schlegels Werke: Vierter Theil. Herausgegeben von Johann Heinrich Schlegeln, Koppenhagen und Leipzig, im Verlage der Mummischen Buchhandlung, 1766. 320. Seiten in 8.

Es sind in diesem Bande die kleinern Gedichte des seel. Schlegels enthalten, die dem Herausgeber seiner Schriften, der Erhaltung würdig geschienen. Wir setzen zuerst die Hauptitel her: Heinrich der Löwe, zwey Bücher eines unterbrochnen Heldengedichts: Bemühungen Irenens und der Liebe, eine kleinere epische Fiktion auf das Beylager Karls des sechsten: Briefe

und vermischte Gedichte: Erzählungen: Oden: Cantaten: Anakreontische Oden: Kleinigkeiten: und zuletzt ein paar historische Abhandlungen. Je mehr wir Schlegels frühen Tod bedauren; desto sorgfältiger müssen wir auf seine Nachlassenschaft merken.

Man kann die verwayseten Werke eines Schriftstellers in verschiednen Gesichtspunkten der Welt mittheilen. Will man blos dem Geiste desselben auf seinem Grabe ein Ehrendenkmaal errichten: so wählet man vorzüglich die besten Produkte seiner Beschäftigungen, die reifsten und wohlgebildesten Kinder seines Genies; Die Jugendarbeiten, die mittelmäßigen Probstücke und Versuche hält man vom Licht der Welt zurück, oder wenn sie da sind, sucht man sie, als unächte Brüder, zu verdrängen. Wir danken es der Zeit, oder den Verfassern selbst, daß sie uns bey den größten Geistern des Alterthums die Uebungsstücke und das Unächte entzogen: wir lesen Homer, Horatz, Cicero; aber zu ihrem Vortheil dürfen wir die Jugendproben nicht lesen, wodurch sie Homer, Horatz, oder Cicero wurden. Man setze sich also, wenn man diesen Gesichtspunkt treffen will, aus der Lage eines Freundes und Zeitgenossen in die Stelle der Nachwelt, die aus Stössen und Manuscripten ei-

eines Autors oft nur einzelne Bogen mit unpartheyischer Hand herausreißt, und sein Grab zur Fahne des Nachruhms pflanzet. —

Wenn wir in diesem Traume den Band durchlaufen, der vor uns liegt: so würden wir wenig oder nichts wählen wollen, um vor die Augen der Nachwelt zu treten, oder unsern Schlegel den Nachbarn bekannt zu machen. Wir wählen also einen andern Gesichtspunkt, der für das Publikum sicherer und nutzbarer ist: uns in den Schriften eines Mannes ein Porträt seines Geistes zu sammeln. Kennet der Herausgeber seinen Autor, liefert er denselben, wie er ist, sagt er uns von ihm sein eignes Urtheil, die Zeit, wenn seine Stücke aufgesetzt sind, Gelegenheit und Folge: so giebt er uns eine Geschichte von dem Denken und Ausarbeiten seines Schriftstellers; und oft fährt bey Gelehrten ihr Leben in diese zwey Stücke zusammen. Man hat also hier den schönen Anblick, einen Dichtergeist wachsen und sich ausbreiten zu sehen: mit ihm von seinen Lehrlingsstücken bis auf den Gipfel seiner Meisterstücke hinaufzusteigen. — —

In diesem Gesichtspunkt hat diese Ausgabe der Schlegelschen Werke viele Vorzüge. Sie geht zwar nicht nach der Ordnung der Aufsätze; allein vor jeder Classe finden wir einen Vorbe-

richt der uns gleichsam genetische Nachrichten, und eigne Urtheile giebt: der Herausgeber hat seinen Autor, als Bruder gekannt, ist selbst ein Mann von Kenntniß und Geschmack: wir lernen also unsern Johann Elias Schlegel sehr kennen.

Und noch mehr! Wenn unvollendete Arbeiten nicht in die Erde gescharret werden: so kann ein andrer damit wuchern; er kann in die erledigten Fußstapfen treten, und nach den Anfängen weiter fortarbeiten. Wie sehr ist dieß insonderheit in Deutschland zu wünschen, wo die besten Männer aus ihren halbentworfnen Planen gerissen sind, und ein frühzeitiger Tod den Genies aufzulauren scheint. Hier verrathe man ihre Verlassenschaft, daß ein andrer vielleicht davon Besitz nehme, und ihre Stelle ersetze. — So wollen wir Schl. Werke durchgehen:

1) Ein Fragment von einem Heldengedicht: Heinrich der Löwe. Es ist in vielerley Absicht gut, daß unsere Dichter Schlegeln nachfolgen und die Vaterlandsgedichte studiren möchten: blos auf diesem Wege dringt man in den Geist seines Volks, und kann man aus dieser Historie Stücke heben und mit Feuer und Geist beleben: so hat man ein doppelt Recht auf das Gefühl seiner Nation. Schl. hat bey dem Studiren

der

der deutschen Geschichte nicht blos Materialien zu einem Heldengedicht, sondern auch zum Leben seines Helden gesammelt, und dasselbe in 2. Octavbänden herausgeben wollen. Mir wünschen dem Hausgeber Zeit und Kräfte, sie mit der nöthigen Ausbesserung und Vollführung aus Licht zu stellen. "Gewiß! die Historie zeigt „sich fast mehr in ihrer ganzen Schönheit, und „in ihrem vielfachen Nutzen, wenn sie irgend „einen grossen Mann, einen sehr denkwürdigen „Zeitpunkt auswählt, und ein ausgeführtes Ge„mählde darstellt, als selbst in den besten Mi„niaturschilderungen, oder den Inbegriffen der „Gedichte ganzer Reiche; und Heinrich der Lö„we verdient die Aufmerksamkeit eines Deutschen „und jedes Liebhabers der Geschichte.„

Aber Heinrich der Löwe als ein Sujet zum Heldengedicht? Das wird eine zweyte Iliade seyn können: dieser Held ist wie der Achilles des Homers.

Impiger, iracundus, inexorabilis, acer
Iura negat sibi data, nihil non arrogat armis.

Uns fielen bey dem ersten Anblick dieses Stofs jene Worte Homers ein, die auf Heinrichen so genau als möglich passen:

ϰ γαρ τι γλυϰυθυμος ανηρ ην, υδ' αγανοφρων
Αλλα μαλ' εμμεμαως.

Aber

Aber Schl. wäre dieser zweyte Homer nie geworden. Nicht „weil der Meßias schon erschienen, „und es bey einem Heldengedicht, nach Schl. „Meynung viel darauf ankommt, der erste in „seiner Nation zu seyn.„ Auch nicht: als wenn Schl. Fleiß nicht eine Epopee durch, ausgehalten hätte; dieß vor vielen andern: denn sein Bruder sagt uns, daß er den Trieb, ein epischer Dichter zu seyn, von Jugend an gefühlet — sondern, wenn wir nach seinen übrigen Arbeiten urtheilen wollen, weil seine poetische Einbildungskraft uns für eine Epopee zu trocken, und moralisch vorkommt. Wir haben in den beyden Gesängen dieses Anfanges hier und da schöne moralische Stellen, lehrreiche Allegorien, edle Sentiments, nachdrückliche Sentenzen, und ein ausgearbeitetes Sylbenmaaß mit Reimen gefunden; aber nirgend den Ton der epischen Erzählung, den Adel, den kurzen hohen Vortrag der Reden, die immer fortschreitende Handlung. Man kann alle einzelne Stücke in Lehrgedichte verpflanzen, und sie stehen am rechten Ort.

Wir haben gesagt: lehrreiche Allegorien fände man in dieser Epopee; den die Maschinen in ihr sind Tugenden und Laster. So heißts im ersten Gesange:

Indeß versammelte der Himmel reine Schaaren,
Die auf uns niedersehn, die Tugend zu bewahren.
Sie freun sich, wenn ihr Reiz der Menschen Herz gewinnt
Und stehn den Seelen bey, wenn sie bekämpfet sind.
Ein jeder von der Zahl, die hier zusammen kamen,
Steht einer Tugend vor und führet ihren Namen;
Die Großmuth und die Huld und Frömmigkeit und Treu,
Gelassenheit und Muth und eine lange Reih
Von Geistern, die man oft blos aus der Wirkung kennet,
Die oft kein Ausdruck faßt und keine Sprache nennet,
Stand um den hohen Thron des Geists der Majestät,
Durch den der Himmel schützt und stärkt, wenn er erhöht u. s. w.

Wir führen diese Worte an, um unser voriges Urtheil zu beweisen, und würden es noch mehr bekräftigen, wenn wir die darauf folgende langweilige Rede Gottes, den Streit der Tugenden von seinem Throne, und andre Stücke anzögen. Wir wollen die Einwürfe nicht vermehren, die man gegen die moralische Wesen, als epische Maschinen, gemacht hat; das Resultat würde vielleicht seyn, nicht blos, daß sie unbequem, sondern der Epopee selbst nachtheilig sind: aber das können wir mit Schlegeln nicht glauben, daß wenn man die Maschinen der alten und die Geister

ster unsrer Religion nicht brauchen könnte „die Allegorie die einzige noch übrige Quelle des Wunderbaren sey.„ Fände sich ein epischer Dichter zu Heinrich dem Löwen, der die beyden Schlegelschen Gesänge nutzte, aber umwürfe — sich eine epische Handlung wählte, die wir hier nicht sehen: so würden wir ihm eine andre Quelle zu brauchbaren, erlaubten, poetischedeln und lebenden Maschinen anrathen, die nicht aus der Mythologie, noch unsrer Religion, noch aus der moralischen Welt; sondern aus der politischen Geschichte seines Helden personificirt würden, und dieses sind die Schutzgeister der Provinzen und der Fürsten oder mit einem Dichter zu reden.

— — Der Königreiche Beschützer,
Engel des Kriegs und des Todes, die im Labyrinthe des Schicksals
Bis zur göttlichen Hand den führenden Faden begleiten;
Die im Verborgnen über die Werke der Könige herrschen,
Wenn sie damit triumphirend, als ihrer Schöpfung sich brüsten. —

„Heinrich der Löwe, ein Fürst, dessen Macht
„nur mit des Kaisers seiner verglichen werden
„konnte, der Stammvater des großen Hauses
„Braun-

„Braunschweig, Lüneburg, der Ueberwinder „und Bekehrer der Wenden; durch den theils „bey seiner Regierung, theils bey seinem Falle, „die Fürstenthümer Hollstein, Mecklenburg und „Pommern, die Städte Lübeck und Hamburg „und andre Landschaften und Städte mehr, „das geworden sind, was sie sind; ein Herr von „großen persönlichen Eigenschaften, von sonder„baren und rührenden Schicksalen„ der seine Länder verlohr und zum Theil wieder bekam, der hier und dorthin zu Hülfe ziehen sollte, aber zu seinem Unglück nicht wollte — ein solcher Fürst kann eine Anzahl Schutzgeister verschied„ner Art für und gegen sich in Bewegung setzen, die nicht zum Schmuck, sondern zum Wesen der epischen Handlung gehören, uns interessiren und alles beleben.

Man wird einer deutschen Bibliotheck es gern erlauben, daß sie über ein Fragment von zween Gesängen so ernsthaft spricht, wenn man bedenkt, daß dieß Fragment nichts minder, als eine Epopee, und zwar über einen deutschen Helden seyn soll: eine seltne Nationalerscheinung im doppelten Verstande. Dagegen schweigen wir.

2) Von

2) Von den Bemühungen Irenens und der Liebe völlig: es ist in allegorisch-moralisch-epischem Geschmack und zum Glück nicht lang.

3) Briefe und vermischte Sachen: diese sind das beste in diesem Bande. Einige kommen wirklich den Horazischen Briefen nahe, untermischt mit kleinen Fabeln, launischen Gesprächen und moralischen Sentenzen in fliessenden Reimen. Aber dieß sind auch nur einige, die so durchaus schön sind: worunter wir auch einige Uebersetzungen rechnen. Freylich verlieren Gedichte dadurch nichts, daß sie Gelegenheitsgedichte sind: ein Wort, an das wir uns unbilligerweise stossen, und das doch die besten Poesien der Alten und Neuern in sich begreift. Hat aber ein Gedicht weiter keinen Werth, als daß es Empfindungen besingt, das ist, daß es ein Gelegenheitsgedicht ist: so kann es in seiner Privatbeziehung schätzbar seyn; aber fürs Publikum ist es nicht.

4) Die Erzählungen sind sonst schon gedruckt, fliessend, aber ohne eignen Ton und nur vier.

5) Oden: hier können wir geradezu sagen: keine Oden! wie kann man auch ein Original in allem seyn? Der Herausgeber sagt das geprüfte Urtheil, das wir für mehrere Deutsche sogenann-

nannte Odendichter hinschreiben: „In einigen „dieser Gedichte wird sich hin und wieder ein „gewisser Schwulst verrathen, eine Zusammen„häufung von Bildern, die nicht immer am „rechten Orte stehen, die sich in einander verlau„fen, oder die nur halb ausgedruckt sind. Der „V. war hievon eine Zeitlang, als von pinda„rischen Zügen eingenommen. Er ist aber her„nach ganz davon zurück gekommen und hat „selbst diesen Zeitpunkt in seiner Denkungsart „die Zeit seiner Dunkelheit genannt. Doch „sind auch in den benannten Gedichten ausneh„mende Schönheiten.„ Vielleicht; — aber Odenschönheiten haben wir keine gefunden: es sind einige von ihnen korrekte Strophen Gedichte, die schöne Gedanken und Bilder versificirt enthalten.

6) Cantaten: man wird einige in Composition kennen z. E. Phyllis und Thyrsis neulich von Bach; Cephalus und Prokris schon vorher von Scheibe componirt. Einige dieser Stücke sind schätzbar, da Deutschland noch so wenig, recht wenig musikalische Dichter aufzeigen kann: sie haben auch alle einen gewissen sanften Fluß der Versart; aber daran zweifeln wir, wenn wir unserm Ohr trauen dürfen, daß Schlegels Poesie sich biegsam gnug der Tonkunst anschmie-

ge, oder daß in ihr der hohe musikalische Wohlklang den Poetischen belebe.

7) Anakreontische Stücke. Sollen diese Stücke einen Charakter haben: so müßte es bey den meisten eine trokne Einfalt, und ein sanftes fliessendes seyn, das fast durchgehends sich trochäische Verse wählet. Die Eintönigkeit und Schwere rührt bey manchen offenbar aus dem gereimten Sylbenmaaß her; denn wie uns dünkt, haben es die neueren anakreontischen Dichter sehr vortheilhaft unterschieden, daß sie kleine Phantasien in dem sogenannten anakreontischen Sylbenmaaß; ohne Reim vortragen, und blos die Empfindungen und Einfälle in Lieder reimen, die vom Reime Schönheit hernehmen.

8) Die Kleinigkeiten übergehen wir, und

9) von den historischen Abhandlungen scheinen uns die Gedanken über die Achtserklärung Heinrichs des Löwen nicht tief gnug in die damalige Verfassung von Deutschland zu blicken; die Geschichte Heinrichs wird dieß vollständiger thun. Gerechter sind die Anmerkungen über die Ausschliessung der Prinzeßinn Blanca von der Thronfolge in Kastilien, die diesen Band schliessen.

Jeder siehet, daß in diesem Theile viel Schönes sey, insonderheit in dem Felde, wo Schlegels

gels Muse weidet, in lehrenden Betrachtungen; allein das wird man auch nicht verkennen, daß eine reiche Einbildungskraft, und ein schöpferischer Geist zu Erdichtungen nicht seine grösten Talente gewesen, daß vieles nach der Jugend und dem Gottschedischen Zeitpunkte schmecke, und daß das meiste mehr einem guten, als grossen Dichter gehöre. Wir urtheilen mit der Unpartheylichkeit, die wir der Asche eines so theuren Schriftstellers schuldig sind; wer Schl. in seinen theatralischen Stücken, in seinen Abhandlungen, und in seinen horazischen Briefen zu schätzen weis: wird es ihm leicht verzeihen, daß er kein Odendichter, oder kein Anakreontist vom ersten Range ist.

Der Herausgeber verspricht uns im folgenden letzten Theile das Wochenblatt: der Fremde, und das Leben seines Bruders. Wir sehen das letztere als ein Geschenk an, weil es uns eine Einleitung und gleichsam ein Commentarius perpetuus über seine Schriften, über die Richtung und die Falten seiner Denkart seyn kann. Das Leben eines Gelehrten und eines Genies ist vielleicht das leichteste zur Biographie wie sie seyn soll; nur müßte man sein eigner Biograph werden, oder der Geschichtschreiber müßte uns so kennen, wie ein Bruder den andern.

Gedicht eines Skalden. Koppenhagen, Odensee und Leipzig, bey Rothens Wittwe und Proft, 1766.

Der Hr. von Gerstenberg ist Verf. dieses Gedichts. Es spielet beständig auf die alte nordische Mythologie an, und obgleich diese Eddensprache auf einem besondern Blatte erkläret ist, so gestehen wir doch, daß wir sie uns zuweilen nicht lebhaft genug haben vorstellen können, um alles zu fühlen, was der Verf. gefühlt hat; ausser dem scheinen noch hin und wieder Anspielungen auf Begebenheiten zu seyn, die ein auswärtiger Leser vielleicht nicht ganz verstehen kann. Die Imagination in diesem Gedichte ist so sonderbar als die Versart, die bald lyrisch bald erzählend, bald gereimt bald reimloß ist, inzwischen hat uns dieses Sonderbare an beyden nicht eben mißfallen. Es hat uns vielmehr, da wir dieses Gedicht das vierte und fünftemal durchlasen, immer mehr gefallen. Die Einbildungskraft fängt endlich an sich an, die fremde Bilder zu gewöhnen. Vielleicht wenn die nordische Mythologie in Gedichten öfters gebraucht würde, würde sie bey den Lesern mehr Wirkung thun können, weil sie derselben gewohnter wäre. Gewiß ists, daß sie einem in Norden lebenden Dichter zu einer besondern Begeisterung Ge-

legen-

legenheit geben kann. Diese wilde Imagination könnte uns vielleicht einmal einen nordischen Arioste bringen, wenn ein groſses Genie die Schranken des Regelmäſsigen verachtend, sich bloſs seiner Einbildungskraft überliesse. Aber wirklich ein groſses Genie müſste es seyn, sonst —

Wir unternehmen zwar, unsern Lesern, von den fünf Gesängen, daraus dieſs Gedicht bestehet, den Inhalt einigermassen anzugeben. Er wird aber vielleicht nicht gefallen, weil er vieler poetischen Schönheiten beraubt ist, und wir vieles weglassen müssen, das ohne beständige Erklärung der Eddensprache ganz unverständlich seyn würde. Wir geben hingegen eine Stelle aus dem vierten Gesange unsern Lesern zur Probe; nicht, als ob sie die erhabenste oder beste im Stücke wäre, sondern weil sie allen Lesern die verständlichste seyn wird. Aber es ist nun gewiſs, wir können die süsse Empfindung nicht bergen, mit der uns diese Stelle überschüttet hat, nachdem unsere Imagination im zweyten und dritten Gesange, mit den Sitten der alten Dänen und mit wilden erhabnen Bildern ganz erfüllet war.

Ein Skalde steigt aus der Gruft empor, glaubt die Stelle zu erkennen, wo er ehemals gelebt und gestorben, und erzählt voller Enthusias-

thusiasmus seine Geschichte. Er sahe mit seinem Freunde Halvard in einem Eichenwalde die Wassergöttinn Blakullur erscheinen, aus einem Zaubernachen hörten sie eine himmlische Stimme singen:

Beglückt! beglückt! dreymal beglückt
Den Hierthrymul *) angeblickt!
Beglückt! beglückt! beglückt!
Wer in die Freuden der Götter entrückt
Am Busen seines Freundes stirbt. u. s. w.

Da umarmten sich beyde Freunde und schwuren, eben denselben Tod zu sterben. Halvard war darauf von seinem Freunde getrennt worden, als einst ein fremder kühner Mann die Goldharfe, die der Skalde von Halvarden zum Denkmaal bekommen hatte, trotzig abfoderte, und da der Skalde sie nicht geben wollte, ihn zum Kampf des kurzen Speeres auffoderte. Dieser Kampf und die Zubereitungen zu demselben sind ganz vortrefflich beschrieben:

Auf! auf! zum Kampf aus träger Ruh!
Ruft Gothlands Heldenjugend uns zu.
Schon treten wir mit Helmen angethan
Auf die blutlechzende Todesbahn;
Schon schließt sich um uns her die Schaar
Der Richter, die durch weisses Haar

Und

*) Eine Todesparze.

Und langen Bard ehrwürdig war;
Schon blickt der Geir*) im Sonnenstrahl u. s. w.

Der Fremde wird verwundet, der Skalde auch in die Ferse, er fällt ohnmächtig nieder, und sein sterbender Feind auf ihn. Halvard kommt dazu, und weil er glaubte, sein Freund sey tod, so stürzte er sich, seines Schwurs eingedenk, in sein Schwerr, der Skalde kommt wieder zu sich, und klagt über seinen Freund:

Ich warf verzweiflungsvoll
Auf seinen Leib mich hin, verbarg
Mein Angesicht in seine Brust, und schluchzte:
Ach nein, Halvard, du bist nicht tod!
Nein! bey den Göttern! Nein, du schlummerst nur!
Es ist ein dichter Schlaf, der dich erquickt! —
Umsonst, umsonst, die lange Nacht
Versiegelte sein Heldenauge!

Der Skalde bauet seinem Freunde ein Grabmaal, richtet daneben einen Brandaltar auf:

Mein letztes Opfer flammt
Durch Wolken auf; ich schwang dreymal
Mein Schwert, durchstieß mein brechend Herz
Und sank vergnügt auf seinen Holzstoß nieder.

Er ward verbrannt, und neben dem Hügel seines Freundes in die Gruft begraben, aus der er itzt hervorgestiegen war.

*) Der kurze Speer.

So weit war der Skalde gekommen, und da der Leser nun mit einem gewissen Enthusiasmus für die kriegerischen Thaten der Alten und für ihre rauhe Sitten eingenommen ist, so weiß der Dichter den Leser durch eine vortrefliche Wendung zu erinnern, daß die itzigen sanften Sitten und die itzige ruhigere Lebensart weit vorzüglicher sey. Der Skalde sieht sich um, und findet, daß die Stelle, wo er ehemals starb, ganz verändert sey.

Kann dieß die Stätte seyn, wo wir *)
Ins Thal des Schweigens flohn? Kaum glaub ich mir,
Wie reizend, wie bezaubernd lacht
Die heitre Gegend! wie voll sanfter Pracht!
In schönrer Majestät, in reiferm Strahle
Glänzt diese Sonne, milder fließt vom Thale
Mir fremder Blüthen Frühlings-Dufft
Und Balsam-Geister strohmen durch die Luft,
Unübersehlich mahlt die Blumen-Flur
Sich meinem Aug, und die Natur
Ist rings umher ein Garten; — Welcher Gott
Schmiegt eine Wildniß unter das Geboth
Der Schönheit, Ordnung, Fruchtbarkeit?
Wer ists, der Wüsteneyn gebeut,
Sich in entfernter Sonnenglut zu tauchen
Und unbekannte Specereyn zu hauchen? —
Ja!

*) Nemlich er und Halvard.

Ja! nicht also, in festlichem Gewand,
Grüßt ich dich einst, mein mütterliches Land!
Unfreundlich, ungeschmückt, und rauch, und wüste,
In trübem Dunkel schauerte die Küste;
Kein Himmel leuchtete mild durch den Hayn;
Kein Tag der Aehren lud zu Freuden ein;
In Hölen rauschte Graun und Meuterey,
Und was am Ufer scholl, war Kriegsgeschrey.
Das Weib der Ehe trat mit Helm und Speer,
Und neben Ihr, von blutger Rüstung schwer,
Die blühnde Tochter fürchterlich einher —
O wie weit Anmuths voller schreitet,
Von acht geliebten Kindern hold begleitet,
Dort jene Mutter durch den Schattengang,
In dessen Hecken friedlicher Gesang
Ertönt, wo goldnes Obst um sie entsprang!
Auf Rasen hingelehnt, im Auge Himmel,
Erwartet das weithallende Gewimmel
Der frohe Vater, der mit reger Hand
In die veredelte Natur entbrant,
Die mächtge Feuerharfe schlägt,
Daß ihren Schall der Hügel und das Meer
Und näher wallender Wolken Heer
Empor zum Tanz der Sphären trägt!
Daß sie den Staub, der Urn' erregt,
Geisterwelten um sich her bewegt!
Auch mich! auch mich! —

Und wer war dieser Mann? Es war der Freund des Herrn von G. der berühmte Cramer, der

durch den Gesang seiner Harfe diesen Skalden hervorgerufen hatte. (Eine feinere Wendung, einen Freund ohne kriechende Schmeicheley zu loben, haben wir nicht leicht gefunden.) Der Skalde fragt erstaunt:

Wer ist der Gott, den deine Saite singt?
Wer, dessen Schaur mich Bebenden durchdringt?
„Er mißt die Himmel, stillt die Meere!
„Gericht und Recht ist um ihn her!
„Er ist der HERR! der Gott der Heere
„Er ist! — Wo ist ein Gott wie Er? „

Sie sind gefallen die Götter, gefallen, ruft der Skalde aus, und beschreibt im fünften Gesang, wie alle Gottheiten, die das nordische Alterhum verehrte, vor dem wahren Gott zu Boden stürzen. Diese Gottheiten werden alle hererzählt. Doch wir empfinden, daß wir von des V. Bildern unsern Lesern keine Ideen würden geben können. Wir verweisen sie also auf das Gedicht selbst, das ein wiederholtes Lesen erfordert, wenn man Geschmack daran finden soll, das aber die angewandte Mühe auch gewiß belohnet. Wir zählen dieß Stück, verschiedner kleiner Fehler ungeachtet, zu den Originalwerken, dergleichen nur selten erscheinen.

Christ.

Christ. Adolph. Klotzii carmina omnia: editio emendata et noua. 1766. 100 Seiten, 8.

Am kürzesten kämen wir weg, wenn wir folgende Worte eines deutschen Kunstrichters statt zu recensiren hinschrieben, die doch wahr seyn müssen, weil sie dreust gesagt sind: *)

„Die Nachahmungen des theuren Hn. K. sind „nachgemachte Straußbündel von römischen „Blümchen und Specereyen, denen ein besseres „Schicksal vorbehalten war, als unter der Hand „allmannischer Freybeuter zu verdorren. „ Allein Machtsprüche von der Art sind öfters vorgefaßte Meynungen, die man hinschreibt, weil man den theuren Herrn Horaz nur aus den Schulen und den theuren Herrn Klotzius nur von Titel her kennet, und so leicht wollten wir uns nicht machen. Wir lasen, hielten zwo Ausgaben zusammen, nachgeahmte Stellen gegen Horaz, die Nachahmungen gegen andere, und schlossen endlich mit dem Urtheil: Kl. ist ein Kenner des Horaz, sein Liebling in der Laune, und sein Nachahmer, wie es in einer längst ausgestorbenen Sprache möglich ist. Wir wollen zwar diese Aussprüche in das Ehrenwort zusammenziehen: neuere Antiken; allein wir waren zu diesem Wort zu blöde. Unter vielen Ursachen auch

*) Merkwürdigkeiten der Litteratur, 2te Samml.

auch deswegen, weil das ja nicht zur Antike gehörte, den Marmor und die Instrumente aus Griechenland zu holen, wenn man sie in seinem Vaterlande besser haben kann; und überhaupt, weil die ganze Vergleichung leidet. Wir haben unter den Wort Carmina: Oden sylvas und sermones von verschiedenem Werth; aber da es die zwote Ausgabe ist, blos von den Worten: neu und verbesserte Rechenschaft zu geben, und setzen voran, daß wir diese Gedichte nicht als Originale, sondern der Denkart, Composition und Sprache nach, blos als künstliche Nachbildungen ansehen, und sie also höchstens in die dritte Classe poetischer Werke setzen können.

Ode 1. ad amicos meos: „Amor giebt dem „Dichter die Citter, um von Liebe zu singen: er „hat gesungen, übergiebt die Citter seinen Freunden; ihn soll ein ernsthaftere Muse empfangen: „er will ruhig leben und sterben, und Freunde „sollen sein Grab mit Blumen bestreuen.„ Man siehet, die Einkleidung der Ode ist alt und oft gebraucht, allein der Gang ist horazisch und die Theile machen ein Ganzes aus. Die Ursache aber, warum er seine Muse verändert, ist ziemlich deutsch:

— — Nunc veteres delicias ego
A Junone nova compede pronuba
Vinctus qui repetam lyra.

Od. 8. ad Fridericum Augustum: „Er wünschet den König in sein verheertes traurendes „Land zurück; und alles, selbst der Dichter, wird „sich freuen.„ Man wiederhole mein voriges Urtheil, und setze dazu, daß an ein Paar Stellen die Ode zu prosaisch zu werden scheint.

Ode 9. de bello: Beynahe würden wir dieser Ode den Vorzug vor allen dazugekommenen geben. „„ Warum schweigt alles so traurig? „Es ist Krieg, Kriegsgeschrey, Blutvergiessen, „Hunger? Wie wird einst ein Landmann staunen, wenn er Schwerter und Knochenhaufen „aus der Erde graben wird? Seine Kinder „wird er sammeln, ihnen die traurige Geschichte seiner Vorfahren erzählen, die Gebeine verscharren, und die Waffen

Tergo auferet secum et trepida manu
Fumo nigris in postibus aedium
Affiget, horrorem ad nepotum
Opprobriumque patrum perenne.„

Diese Fiktion, und natürliche Digreßion ist zwar wieder nicht neu, aber, bis auf einen mißlungenen Perioden, schön erzählt.

Ode

Ode 10. „Der Churfürst kömmt zurück: Dreßden freue dich: er weint über die sächsische Verwüstung:

Sint orbe toto ipsaque vita
Hae lacrymae tibi cariores.

„Mit ihm kommt der Ueberfluß, die Musen, Ge„rechtigkeit und Treue; ja Sachsens Genius „kommt von den Wolken zurück! „ Die letzte „Erscheinung ist überraschend.

Ode 11. 12. Dreßden und Sachsen spricht über den vorigen Gegenstand.

Unter die Wälder sind die Elegien der vorigen Ausgabe gebracht, einige Stücke voll horazischer Wendungen dazu gekommen: Die Satyren sind dieselbe. — Die Ausbesserungen betreffen theils die Composition der Bilder, und die Stellung des Perioden, theils einzelne Zusätze. Sie sind nicht häufig, aber meistens glücklich: Wir sagen meistens: denn wenn das Bild schon da steht, so ists schwer die Figuren umzurücken: ein Beyspiel!

Vidi, nepotes, credite, credite
Vidi sedentem nuper ad Albidos
Germaniam ripas nefandum
Exitium patriae dolere.

So fieng die 5te Ode an: jetzt ist die 14te so geändert:

Vidi

Vidi sedentem, credite, credite
Ripas ad Albis nuper et humido
Germaniam vultu nefandum
Exitium patriae dolere.

Ist sedentem, das wichtigste, was mir bey dem Bilde zuerst ins Auge fällt? Ist das zweyfache credite hier eine Schönheit? Ist das Exitium patriae dolere nicht etwas nüchtern, wenn die folgende ganze Strophe durch, das vultu humido noch umschreiben, und alsdenn noch einmal queritur wiederholt werden muß. — Hier ist Horazens Vorbild, der Leser urtheile!

Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem (credite posteri)
Nymphasque discentes, et aures
Capripedum Satyrorum acutas
Evoe! recenti — —

Wir vergessen aufzuhören! hier ist alles voll, alles an seiner Stelle: das Bild zeigt sich nach und nach, wie wirs erblicken würden, hier steht kein sedentem, kein nuper: hier kann das credite posteri, nicht um ein Wort verrückt werden: in 4. Versen bereitet uns der Dichter das Evoe! mit ihm zu singen: hat uns aber Kl. in seinen 4. Versen schon ein Eheu! ausgepresset?

Ein

Ein Beyspiel ist genug von den Verbesserungen der Bildercomposition; jetzt eins von den kleinern Zusätzen dieser Ausgabe. Der folgende muß uns ins Auge fallen, denn er ist S. 100. eben am Ende der letzten Satyre:

Goetzius Hamburgi clamoribus omnia complet
Voce tonat rauca, turris templumque tremiscit.

Hier kommt es uns sonderbar vor, den Namen zu finden, da alle seine vorige Helden Bibulus, Birrus, Titius, u. s. w. heissen: nur auf einmal erblicken wir statt des Titius, Götzius; und statt des Birrus, Ziegra:

Idem amens chartas et vana diaria legit,
Qualia bellipotens Hamburgi Ziegra, pusillus
Natus et infausto coeli sub sidere scribit.

Wir kehren also zur Vorrede zurück, und finden: Liberius si dixerim quid, nec veniam oro, nec causam meam contra duriores judices defendo: non recito cuiquam, nisi amicis.

Uebrigens unterscheidet sich diese Ausgabe durch Vignetten, die von Antikensteinen genommen, aber sonst schon bekannt sind.

Die Braut. Eine Tragödie von Beaumont und Fletscher. Nebst kritischen und biographischen Abhandlungen über die vier größten Dichter des ältern brittischen Theaters und einem Schreiben an Herrn Weiße in Leipzig. Kopenhagen bey Rothens Witwe und Prost. 1765. 18½. Bogen in 8.

Der Herausgeber dieser Sammlung soll der Herr von Gerstenberg seyn. Das Schreiben an Herrn Weiße enthält verschiedene gründliche Anmerkungen von dem itzigen theatralischen Geschmacke der Deutschen; nur darinn können wir mit dem Hrn. v. G. keinesweges einig seyn, wenn er meynt, "daß das brittische Genie auf "unsere deutsche Köpfe weit mehrern Einfluß "würde gehabt haben, wenn man anstatt Shakespears die correctern Beaumont und Fletscher "übersetzt hätte." Dieß würde sicherlich nicht geschehen seyn, denn eben weil Shakespear mehr Genie hat, so ist aus ihm mehr zu lernen, die Regeln wissen wir Deutschen doch wohl. Man vergleiche einmal die Braut, mit König Lear, Othello oder Hamlet, so wird sich gleich zeigen, welche Stücke auf einen empfindenden Geist den meisten Eindruck machen. Die Uebersetzung der Braut, scheint im ganzen gut zu seyn, ob uns gleich bey vielen Stellen Zweifel eingefallen

seyn, die wir nicht erörtern können, weil wir das Original nicht bey der Hand haben. Die angehängte und aus dem Englischen übersetzte Abhandlungen, sind für diejenigen nützlich, die Shakespear, B. Johnson, Beaumont und Fletscher noch nicht hinlänglich kennen.

Barmvell im Gefängniß, Variko in der Sklaverey: Zwey heroische Gedichte. Eine prosaische Uebersetzung. Braunschweig 1766. 4. Bogen in 8.

Heroische Briefe: des Barnevelts an dem Truman und der Zeila, an den Valcour, aus dem Französischen. Augspurg bey Conrad Stage 1766. 4. Bogen in 8.

Da die Franzosen itzt alles in Heroiden bringen, so hat sich Barmvell und Variko es auch müssen gefallen lassen. Sie haben müssen allen Flitterputz der neuen Französischen Poesie annehmen, Sentenzen, Tiraden, Antithesen; und der schreckliche Barmvell ist wirklich nun so in dem Ton de bonne Compagnie gestimmt, daß ihn die Pariser Schönen wohl werden vertragen können. Der gute Georg Barmvell kommt uns in dieser Heroide vor, wie ein bärtiger Husar, dem man eine gepuderte Beutelperuque

tuque aufgesetzt und weisse seidne Strümpfe an, gezogen hat, so sehr ist seine natürliche Wildheit in eine anständige Stellung, gemildert.

Doch genug; die Franzosen sind einmal so unglücklich, daß sie die besten Werke des Geistes verderben müssen, wenn sie sie ihren Landesleuten vorlegen wollen, die ein verzärtelter Geschmack, zu der Empfindung alles Schönen, das mit ihren Sitten nicht übereinstimmet, untüchtig gemacht hat. Aber warum müssen denn Deutsche solch verdorbenes französisches Spielwerk gleich übersetzen? und wozu? hat denn nicht Gellert die Geschichte der Pariko erzählt, und ist nicht der Kaufmann von London auf allen unsern Bühnen, ohne die abgeschmacktern Mißgeburten, durch welche die galante Franzosen, aus diesem rührenden Stücke, eine komische Oper zu machen gewust haben?

Beyde Uebersetzer, sprechen des französischen Verfassers ungeschmacktes Gewäsche von dem engländischen und französischen Theater nach, als niemand in den Kopf kommen kann, als wer das engländische Theater etwa so flüchtig kennet, als es die Franzosen zu kennen pflegen.

Uebrigens sind, wie schon gesagt, diese Stücke, wie die meisten französischen Heroiden, eine Sammlung von zugespitzten Einfällen und Antithesen

tithesen, denen die Versification, und die Beziehung der *pointes* aufeinander, noch den kleinen Werth geben, den sie haben. Beydes löset der Augspurgische Uebersetzer in eine wässerigte Poesie auf. Der Braunschweigische Uebersetzer hingegen schreibt eine steif schwülstige Prose, die sich zu den verfeinerten Schönheiten der Urkunde eben so wenig schickt. Wer kann nun so etwas schielendes und halbverstandenes lesen!

Prosaische und poetische Aufsätze. Altona 1766. 2. Bogen in 8.

Es ist Prosa und Poesie; beydes gleich mittelmäßig: Nur in der Prosa nimmt der Verf. die Backen ein wenig voller.

Kleine poetische Schriften. Altona. Iversen. 1766. 10. Bogen in 8.

Diese kleine poetische Schriften müssen unter dem großen Haufen mittelmäßiger Gedichte nicht ganz verlohren gehen. Die Ode; An den König von Dännemark hat viel schöne Stellen; wäre sie nicht so gar lang, und wäre die Versification etwas harmonischer, so würde sie der Vollkommenheit sehr nahe kommen. Diese beyden Fehler der Länge, und der Rauhigkeit haben mehrere Stücke in dieser Sammlung.

Man

Man sehe nur die Zueignungsschrift an, oder das Lob des Höchsten. Es ist zehn Seiten lang; und folgendes mag eine Probe von dem Wohlklange dieses Stückes seyn: S. 8.

Verheerte Thäler machst du mit Leichnamen
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑
Zur Ebne, gräßlich liegt im Gefilde umher
Das Fleisch der Starken; wilde Thiere
Müssen vom Blut der Fürsten saufen.
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑
Umsonst Verwegne, trotzt ihr auf die Gewalt
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑
Von eurem Arme: Denn er, wird euch behend
Den stolzen Bogen aus der Linken,
Lachend den Pfeil aus der Rechten schlagen.

Der Tod Franciscus des Ersten, Römischen Kaisers, besungen von C. F. D. Schubart. bey Bartholomaei, 3. Bogen in klein Folio.

Der junge Dichter bemerkt in der Vorrede, daß, da Deutschland bereits den feinen versteckten Plan des Horaz an Ramlern, und an Utzen die Kühnheit, den Philosophen mit sich auf die Schwingen der Ode empor zu führen, bewundere, nun weiter nichts übrig bleibe, als die Pindarische Ode. Weil, wie der Verf. sagt, Willamoven, die Zeit über die Wolken so lang wird, daß er zu der Fabel herabsinkt, so glaubt Hr. S. ihm sey es vorbehalten, Pindarische

Oden zu machen. Wir bemerken an diesem jungen Dichter eine ziemliche Versification, und das ist auch alles; denn seine Einbildungskraft ist herzlich kalt. Es wäre also rathsam gewesen, daß er sich bey der Fabel vor der Hand noch aufgehalten hätte, denn zur Pindarischen Ode gehört mehr als unser Verfasser leisten kann.

Wir wollen unsern Lesern nur einen Begriff von dieser sogenannten Pindarischen Ode geben.

Die erste Strophe fängt an:

Weh dir, o mütterliches Land
Der Donnerer ist wider dich entbrannt
— — — — —
— — — — —

O wag es nicht Germania
Zu seiner Spitze aufzublicken
Sonst baueſt du dein Grab.

Welch unedler Begriff von der Gottheit! Wird sie ein Land das in der Noth sie anruft, deswegen vernichten? und wer sagt ein Land das sein Grab bauet?

In der ersten Antistrophe, erhebt sich ein Erdbeben, die Muse des Verf. hüpft erst eine Weile.

Auf der erbebenden wellenförmigen Erde
Wie auf glühenden Boden dahin?

Mit einemmal (Gott weis warum,) durchschneidet sie wie ein Pfeil mit rauschenden Gefieder die Luft

— und

— und sieht
Wo um sie her ein Heer von Sonnen glüht
Auf dich, Germanien, hernieder

Ohnerachtet also die Muse ziemlich hoch stehet, so sieht sie doch im Epodos

Tief unter ihr die Leichenfackeln wehen,

Ja sogar, sie empfindet den Dampf derselben:

Mit ihrem Dampf steigt vor ihr Ohr
Ein klägliches Geheul empor.

Weil sie vermuthlich nicht wissen muß, was dieß bedeuten soll, so sinkt sie wieder

Und sinkt wie in ein Grab
Tyrol! in deine Gebürge hinab

(Ein wahres Bild junger vermeßner Dichter, die bis zum Syrius steigen, und in die tiefste Thäler wieder zurückfallen.)

Nun sagt der V. auf eine würdige Weise

Sie sieht in kaum noch kenntlichen Zügen
Das Haupt Germaniens, den größten Todten liegen.

Die Muse wußte also doch, wer der Todte war; Nichts destoweniger setzt der V. auf eine höchst matte Weise hinzu:

Die Krone neben ihm in halbverloschnen Glanz
Wer ist der große Todte? FRANZ.

In diesen Reim Glanz und Franz, hat sich der V. so verliebt, daß er in dieser Ode wenigstens dreymal vorkommt.

Zweyte Strophe. Hier wird uns der Todesengel beschrieben, der sein Schwert mit weggewandten Blicke auf den Kaiser streckt

Und plötzlich fällt das Herz der deutschen Lande
Wie von Gewittern dahin.
Wie gesucht! wie schielend!

In der zweyten Antistrophe zeigt sich der Verf. so elend als möglich.

O Inspruck mit Entsetzen und Grauen
Muß man deine Gegenden schauen!
Dein andres Eden wird ein Grab.

kann wohl etwas matteres und alltäglichers bey einer so rührenden Gelegenheit gesagt werden?

Theresia sinket, die Königinn der Frauen
Das erstemal zum Menschen herab

Dieß soll vermuthlich ein Lob seyn! aber der Verf. weis nicht was er spricht. Hat diese vortrefliche Fürstinn bey dem Grabe ihres Vaters nicht geweinet? Sie die würdigste Tochter, die zärtlichste Gemahlinn, die liebreichste Mutter empfand sie bey dem Grabe ihres Gemahls, zuerst etwas, das sie erinnerte, daß Sie, ein Mensch sey? Wenn doch manche Leute bedächten was sie schrieben! Was der Verf. von der Betrübniß des itzigen Kaisers sagt, ist auch für eine Pindarische Ode unendlich matt:

Und Joseph, der beste der Söhne,
Schlingt seinen Arm mit einer Heldenthräne
Um seinen Vater bang herum

Aber nun kommt das beste:

Der Pöbel stehet thränenloß und stumm
Vor dieser grauenvollen Scene

Also konnte sich die dürftige Einbildungskraft des V. bey dieser grauenvollen Scene ausser den beyden kaiserlichen Leidtragenden nichts vorstellen, als den Pöbel der diese Scene unempfindlich angafft; Man will kaum seinen Augen trauen, wenn man solch Zeug lieset.

Im zweyten Epodos siehet der Verf. seine Muse in einer sehr gefährlichen Stellung

Wie Gemsen, die dem Tod entgangen,
Tyrol, an deinen schroffen Felsen hangen,
So drohend hängt die Muse da.

Mit einemmal erscheint der Schutzgeist Deutschlands und die Schutzgeister der Provinzen, und singen ein Liedlein, dazu die Versart zwar Cramern, aber die Schreibart gänzlich Johann Christian Günthern abgeborgt ist. Und was macht denn unterdessen die Muse, die vorhin so drohend da hieng? Sie muß sich vermuthlich zu mehrerer Sicherheit, niedergesetzt haben, denn der V. sagt:

In ungestörter Ruh
Höret die betrübte Muse zu.

Das Lied der Schutzgeister ist zwölf Strophen. Es sind hin und wieder leidliche Stellen, darinn, wie denn überhaupt ein solcher Gesang den Kräften des Verf. angemessener ist als eine pindarische Ode. Wir wollen aber nur eine Strophe zur Probe hersetzen, wie Güntherisch der Verf. schreibt:

Dort auf der hohen Weisheit Pfade
Steht Franz! Apollens Liebling! Er!
Minerva denkt in ihm; und Suade
Hüpft auf den Lippen hin und her.
Oft sass Er in der Musen Hayne;
Toskana sahs! Es sah es Wien!
Er starb — wie stutzen sie die Reune!
Wie klagen sie um Ihn!

Am Ende kommt noch eine Strophe, Antistrophe und Epodos, die wir aber unsern Lesern schenken wollen. Wir haben uns bey diesem Gedichte ohnedem schon allzulange aufhalten müssen, um nur einigermassen zu sagen, wie wenig der Verf. zu der erhabenen Dichtart, in der er sich zu zeigen, vorgenommen, geschickt sey. Und gleichwohl werden dergleichen unreife Versuche in manchen gelehrten Zeitungen gelobt, ja wohl Meisterstücke geschimpft, ohne zu überlegen, was ein Meisterstück in den schönen Wissenschaften für ein Ding sey.

Pfal-

Psalmen und Threnodieen, zweytes Buch, herausgegeben von *M. I. N. Seip*, zu finden in der Berthischen Buchhandlung zu Rinteln, 1766. 14. halbe Bogen in 12.

Daß manche Poeten immer den zweyten Vers vor dem ersten gemacht haben, ist bekannt; aber daß jemand das zweyte Buch einer Sammlung von Gedichten eher drucken läßt, als das erste, das ist wirklich ganz was neues. Der Hr. M. Seip versichert in der Vorrede: „ Dass „wenn er von seinen Empfindungen, auf die „Empfindungen anderer schliessen dürfte: so „könnte er hoffen, dass man diese Gedichte „nicht mittelmäfsig finden werde; aber „— setzt er auf eine sehr verbindliche Weise hinzu: „— *ich weiss, dass der feinere Geschmack nicht „der allgemeinste ist.* „ Er hat recht; z. E. auch bey uns findet sich der *feinere Gesmack* gar nicht. Wir finden diese Gedichte kaum mittelmäßig. Hier und da ein paar leidliche Tiraden, aber Bombast, Schwulst, affektirtes Wesen, die Menge, und denn wieder zur Abwechselung mattes Geschwätz. Schlechter Bau der Verse und unharmonische Scansion. Wir wollen nur ein kurzes Gedicht zur Probe hersetzen:

An

An die Muſe.

Schau nicht ſo ſtrenge auf mich her, o Lehrerinn
meiner Jugend; laſs mir dieſe Leyer,
Die Scherz zu Mirjams Tanze ſang,
Daſs den Cimmeriſch finſtern Graus ich tödte,
Der wie Gift mir am Leben fraſs;
Daſs in ſeraphiſchen Hymnen ich auffliege: denn mein
Gott kommt wieder, kommt vom Zorne
Zurück. Der Herr verſtört nicht ganz
Betrübt nicht gern die Menſchen; jeden Morgen
Mit den Tag, wird ſein Herz uns neu.

Ob die Muſe verſtanden hat, was der Verf. von ihr verlangt, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn; wenigſtens wir bekennen, daß wir nicht wiſſen, was der Verfaſſer haben will.

Elogia illuſtrium praeſentis Aeui Scriptorum Lucubrationibus dicata a *M. M. G. Chriſtgau*, Manipuli duo. Francof. ad Viadrum, apud Winterum, 6 Bogen in gr. 8.

Illuſtres hujus Aevi Scriptores müſſen bey dem Hrn. C. wohl alle Schriftſteller heiſſen, deren Bücher er geleſen hat: denn in eben dem Tone, in dem er von den beſten Schriftſtellern redet, redet er auch von ſehr mittelmäßigen Köpfen. Wir finden Elogia, in Gellerti & Rabeneri Scripta laudatiſſima; in Kennicoti Diſſert. ſuper Ratione Textus Hebr. in Süſsmilchi ordinem

dinem divini Numinis in propag. Gen. Hum. in Lessingii Laocoonta, in Platneri Lancem Saturam; in Winkelmanni Libros de Arte, und in eben dem Athem auch in Oelrichsii Scripta, in Pauli Historiam Borussо. Brand.; in Bidermanni Opuscula; in Krünitzii Characteres Professorum Viadrinorum; in Leuschneri opuscula elegantissima, und auf mehr dergleichen Leute, die sich vielleicht selbst kaum haben träumen lassen, daß sie *illustres* wären. Uebrigens werden einem jeden Schriftsteller, er sey gut oder schlecht, einige Dutzend recht gutgemeynte lateinische Verse zugemessen, die sich endlich, da sie nun einmal schwarz auf weiß gedruckt sind, schon werden lesen lassen.

Sammlung verschiedener deutscher Gedichte eines Sclavoniers des Freyherrn Joseph von Petrasch. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig, im Jahr 1767. 12 Bog. in gr. 8.

Herr von P. hätte wohl gethan, wenn er seine Gedichte lieber gleich sclavonisch geschrieben; denn so wie er sie itzt liefert, sind sie weder sclavonisch, noch deutsch. Wir hoffen, unsere Leser werden keine Beyspiele verlangen. Elende Gottschedische Reime, die noch dazu undeutsch sind, müßten wir ihnen vorlegen! Und ist das wohl der Mühe werth?

M.

M. J. J. Sprengs neue Ueberſetzung der Pſalmen Davids auf die gewöhnlichen Melodien. Bernburg, bey Cörner, 1766. in 8.

Eine neue Auflage eines bekannten und für die reformirte Kirchen brauchbaren Werkes.

Geſchichte der Miß Fanny Wilkes, ſo gut als ans dem Engl. überſetzt. In zween Bänden. Lectorem delectando pariterque monendo. Leipzig bey Joh. Friedrich Junius 1766. 2 Alphabeth.

Anſtatt des ganz verbrauchten Motto auf dem Titel, hätten wir dem V. ein anders vorſchlagen wollen, dieſes nemlich:

— ex integra graeca integram
comoediam hodie ſum acturus;

das würde zu dieſer Nachahmung der engliſchen Romane vollkommen paſſend geweſen ſeyn. Der Verf. hat ſich nach Richardſoniſchen und Fieldingiſchen Geſchmack gebildet, das iſt lobenswürdig: aber darinn thut er der Sache zu viel, daß er ganze perſönliche Charakter aus den engliſchen Romanen in den ſeinigen überträgt. Wer eine Parallele zwiſchen der Geſchichte des Grandiſons und dieſer ziehen wollte, der würde die Perſonen leichtlich aus beyden zuſammen paaren können. Die Hauptperſon in der Geſchichte iſt

ein

ein Grandison, der aber hier Handsom heißt, seine Henriette heißt Jenny, des Handsoms Schwester, Elisabeth ist Charlotte u. s. w. Der Verf. führt zwar seinen Helden durch eine andere Reihe von Begebenheiten hindurch, aber die Charakter sind doch in beyden vollkommen einerley. Das ist eine Ketzerey, wenn man die Leute so umtauft. Die äusserliche Einrichtung ist vollkommen nach Fildingischer Art; so sind die Kapitel überschrieben, und so sind auch die Ausschweifungen, die zu Anfang jedes Kapitels zur Einleitung dienen, sie lassen sich meistens wohl lesen, nur einige sind etwas langweilig. Die Geschichte hat einen Hang zum tragischen, an manchen Orten hat der Verf. mit Empfindung geschrieben, die komischen Auftritte nehmen sich nicht so wohl aus, sie sind alle sehr matt. Die Verwickelung ist zu sehr gekünstelt und gehet bis zur Verwirrung: der V. ist zu sparsam mit den Personen, einige führen zwey bis drey Namen, dadurch wird er bey seinen Leserinnen, mit denen er sich in dem Buche so oft freundschaftlich bespricht, nicht viel Dank verdienen.— Das Frauenzimmer liest gemeiniglich flüchtig und nicht gern mit vielen Nachdenken. Nichts ist unerwarteter, als die Entwickelung, aber sie hat ein gar zu

seltsames Ansehen. Der Leser vermuthet eine Hochzeit, die Braut ist schon angepuzt vor den Traualtar geführt zu werden. Auf einmal bekommt die Sache ein anderes Ansehen, und das ganze Gebäude, das der V. mühsam aufgeführt hat, zerfällt gleichsam durch einen einzigen Stoß, wie ein Haus von Karten. Die Fanny Wilkes, ein kleines Mädchen, von der das Buch überschrieben ist, hat nur eine Nebenrolle; der V. hat seine Leser dadurch täuschen wollen. So würde Richardson, wenn er gleiche Absicht gehabt hätte, die Geschichte des Grandisons etwann die Geschichte des weinenden Herrn Orme benennet haben. Wenn inzwischen der Leser durch einen Theil des Titels hintergangen wird, so gilt das nicht von dem andern. Das Buch unterscheidet sich von den gemeinen Romanen, auf eine vortheilhafte Art, und verräth einen Verf., der nicht ohne Talente ist. Nur scheinet er noch jung zu seyn, und die Welt und das menschliche Herz nicht genug zu kennen. Unter andern hat er auch die Grille zu glauben, er könne gut Französisch schreiben, daher rückt er ganze Seiten in französischer Sprache ein, die ein Franzose steif finden wird, und ein Deutscher in einem deutschen Buche nicht suchen kann. Inzwischen ver-

verdient der Verf. alle Aufmunterung, wenn er mehrere Erfahrung wird erlanget haben, so kann er einmal ein guter Romanenschreiber werden. Unterdessen wird auch seine Schreibart etwas fester werden, bis itzt witzelt er noch öfters, wenn er scherzhaft seyn will. Zum empfindungsvollen und traurigen scheint er mehrere Talente zu haben, auch hier wird ihm mehrere Erfahrung lehren, daß die wahre Rührung bloß durch tragische Situationen, in denen die Personen ihrem Charakter gemäß handeln, erreichet werde. Diese zu erfinden, zeugt vom Genie eines Schriftstellers, lange Reden und viel Weinen und Schluchzen zu erzählen, kostet nicht viel Kunst.

Da man in Deutschland nöthig hat, jeden auch schwachen Funken des Genies anzublasen, so wünschen wir, daß der Verf. durch obige Erinnerungen sich nicht abschrecken lasse, seine Kräfte in einem Felde noch ferner zu versuchen, welches zu bearbeiten, er nicht ganz ungeschickt zu seyn scheint.

Cleveland, oder der irrende Philosoph, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, 1765. 5 Bogen. 8.

Der irrende Weltweise ist so äusserst elend, daß sich nichts schlechters denken läßt. Unmöglich kann der V. gewußt haben, was ein Plan sey; noch unmöglicher ist es, in seinem Stücke nur etwas zu finden, was einem Plan ähnlich sieht: und doch verändert sich der Schauplatz nicht weniger, als dreymal. — Eintheilung der Fabel in Acte, Verbindung der Scenen, Charaktere, Dialog, Anständigkeit, Würde des Ausdrucks, wer kann sich um solche Kleinigkeiten bekümmern! Es ist sonderbar, daß der Held, den seichte Verf. sich alle ersinnliche Mühe geben, recht weise, recht edel, und vortreflich zu schildern, gemeiniglich die abgeschmackteste und dümste Person des ganzen Stücks ist. Dieser Cleveland kann ein neues Exempel zum Beweise dieser Anmerkung seyn: obgleich Lallin ihn den großen Cleveland nennt, und die Herzoginn von Orleans ihn der größten Gnade werth schätzet. Wiewohl Cleveland befindet sich hier in einer Gruppe von Geschöpfen, die seiner würdig sind. Etwas müssen wir doch

aus

aus diesem Stücke anführen, und der Leser soll gleich im Stande seyn, daraus das Ganze zu beurtheilen. S. 34. schilt Fanny die Lallin für eine Schlange, und Ehebrecherinn. Bald aber S. 53. da man ihr sagt, daß Lallin eine ehrliche Frau sey, und, um ihr Platz zu machen, das Haus Clevelands großmüthig verlassen habe; so ruft sie aus: die ehrliche Frau, wäre sie doch da geblieben! S. 54. war der V. verlegen, wie er den Herrn de la Hat, und seine Frau wegschaffen sollte. Aber recht bedacht, wie leicht war nicht das! Man bewundere seine Erfindung! „Schatz, sagt Madam de la Hat, da hier ein Gotteshaus unsers Glaubens geduldet wird, und ich die Leute zum Gottesdienst gehen sehe; so wird uns die Fanny so viel Zeit lassen, daß wir einen Augenblick dahin gehen, mit unserer Tochter ein andächtiges V. U. zu bethen.„ Fanny antwortet: „Gehen Sie in Gottes Na„men! Gegen eine so fromme Gelegenheit, eine Person wegzuschaffen, ist doch wohl nichts zu erinnern!

Abwechselungen wider die Langeweile. Von H. A. J. —

Cherches ce *qui vous plait*:
n'alles pas *dedaigner*. —

Jena und Leipzig, in der Gollnerischen Buchhandlung 1765.

Passender wäre der Titel gewesen: für die Langeweile; denn nur der, welcher Langeweile haben will, muß diese Schriften lesen. Der Verfasser hat dennoch gleichfalls ein Frauenzimmer hinter seinem Schreibstuhle gefunden, das ihm ins Ohr sagte, erst: laß sehen! und hernach: laß drucken! Wäre dieses Frauenzimmer sein Lottchen gewesen, so wüßten wir, warum er seinem Lottchen seine Schriften zugeeignet hat. Diese mag sichs denn auch gefallen lassen, zu lesen! und der Verf. wird sich damit begnügen. Was geht ihm die übrige Welt an? Sagt er doch Seit. 8. selbst!

„Wenn nur zu meiner Treue Lohn
„Mich Lottchen glücklich macht.

Die Sammlung enthält Briefe, Fabeln, Liederchen, Sinngedichte, Träume, Idyllen, in Prosa und Versen, alle tief unter dem Mittelmäßigen! In den prosaischen Aufsätzen hat der Verfasser manchmal nicht drey Worte geschrieben, so setzt er einen Querstrich: ohne Zweifel zu einer Erinnerung an dem Leser, daß er mehr denken könne, und müsse, als er selbst gedacht hat. Das Motto auf dem Titel ist zu bemerken!

ken! Es zeigt doch, daß der Verfasser etwas Französisch weiß — aber nicht viel.

Gedichte zur Beförderung des wahren Christenthums, und der guten Sitten, von Carl Friedrich Wegener. Zweyte Sammlung. Berlin und Leipzig, bey Fried. Wilh. Birnstiel, privil. Buchdrucker. 1764. 6 B. in 8.

Der Verf. hätte eben nicht nöthig gehabt, in seiner Vorrede den Kunstrichtern den Text zum voraus zu lesen. Es wäre allenfalls dann noch Zeit gewesen, wann sie erst seine Gedichte mit dem bittern Salze der Satyre bestreuet hätten, wie er sich sonderbar genug ausdruckt. Seine Sammlung kann vielleicht mit durchgehen. Die Verse fliessen leicht, und der Ausdruck ist manchmal dem Liede angemessen genug; öfter aber freylich matt und prosaisch. Vielleicht würde er untadelich dichten, wenn er seine Ausdrücke mehr wählte: allein er scheint den ersten, der ihm beyfällt, für den besten zu halten, und nichts, was einmal geschrieben ist, wieder auszustreichen. Ueberhaupt ist viel Geschwätz in seinen Gedichten, er spinnet seine gute Gedanken sehr dünne aus. Man findet hin und wieder eine gute Strophe; aber hervorstechende Verse haben wir nirgend bemerket; da er bey manchen Materien sich

doch wohl hätte hervorschwingen sollen. Die Sammlung besteht aus fünfzehn Stücken, worunter das achte, Zuflucht zu Gott, und das letzte, Gedanken vor dem Genuß des heil. Abendmahls, die besten sind.

Unterredungen über die geheimen Wissenschaften. Eine Schrift, die den Dichtern vielleicht einigermassen nützlich seyn kann. Berlin und Leipzig, bey Friedrich Wilhelm Birnstiel. 1764. Eilf Octavbogen.

Dieses ist eine Uebersetzung der wichtigen Schrift des Abbe de Villars: le Comte de Gabalis, ou entretiens sur les sciences secretes, wozu der Abt die Idee aus dem Paracelsus nahm, der in seiner Philos. magna sagt, es gäbe Menschen, die nicht von Adam abgestammet wären, z. E. im Wasser die Nymphen, in der Erde die Sylphen, oder Pygmeen, auf den Bergen die Gnomen, im Feuer die Salamander. Der Uebersetzer redet am Ende seiner Vorrede von den suites des Entretiens u. s. w. die er vielleicht künftig liefern würde. Uns ist diese Fortsetzung nicht bekannt. Wenigstens kann sie nicht von dem Abt de Villars, (den der Uebersetzer Villariaux nennt) seyn. Denn ob dieser gleich am Ende der fünften Unterredung einen

zwey-

zweyten Tom verspricht; so wissen wir doch nicht anders, als daß dieser Tom nicht erschienen ist, weil der unglückliche Abt auf der Strasse nach Lyon von Strassenräubern ermordet wurde. — Das Werkchen an sich ist bekannt. Wir haben es mit der Uebersetzung hin und wieder verglichen, und finden, daß sie getreu und gut gerathen ist. Man weiß übrigens, daß es dem Pope Anlaß zu der Erfindung seiner Maschinen im Lockenraube gegeben hat. Vielleicht meynte der Uebersetzer, daß es andern einen gleichen Dienst leisten könnte: aber die Popen sind sehr selten.

Das Cabinet der Feen. Oder gesammelte Feenmärchen in neun Theilen. Aus dem Französischen übersetzt. Neunter und letzter Theil. Mit Kupfern. Nürnberg bey Gabriel Nicolaus Raspe. 1765.

Wer Lust hat, in bezauberten Schlössern, bald von Cristallen, bald von Silber, Gold oder Edelgesteinen herum zu wandeln; Reisen durch die Luft, unter der Erde, unter dem Wasser, Gott weis, wie tief, zu thun; die bösen Hausgeister, die gütigen Genii, die Sylphen, Sylphiden, Gnomen, Salamander u. d. g. kennen zu lernen, der hat hier neun Theile, und wird, wie wir denken, vorerst der bezauberten Wel-

Welten wohl müde werden. Entweder steckt in diesem Zaubergeschichten eine so tiefe Weisheit, daß es schwer ist, ihr auf die Spur zu kommen; oder was wir eher glauben möchten, der Verfasser weis selbst nicht, was er eigentlich haben will, und überläßt sich einer absichtlosen wilden Phantasey, in der Hoffnung, daß seine Leser schon irgend eine Weisheit hineindenken werden. Im ersten Fall mögte der Nutzen wohl schwerlich die Mühe belohnen, die Moral aufzusuchen; im andern hätte man den Verf. im Namen der meisten Leser zu bitten, daß er weniger Zutrauen zu ihrer Scharfsinnigkeit haben, und selbst etwas mehr Mühe über sich nehmen möchte. Dieser Theil enthält drey verschiedene Geschichte. 1) Reise des Zulma im Lande der Feen. 2) Der Prinz Aquamarina, ein Mährchen; 3) Der unsichtbare Prinz. Alle so vollkommen Feenmäßig, daß der Verf. bey der ersten selbst scheint in Verlegenheit gewesen zu seyn, was er daraus machen solle, und sie deswegen lieber unvollendet gelassen habe. Seltsam ist es wenigstens, daß der Uebersetzer uns die Nachricht giebt: die Fortsetzung fehle im französischen Originale, und würde hoffentlich dem Leser noch mitgetheilet werden, da doch der Titel seiner Uebersetzung ausdrücklich sagt: neunter und letzter

ter Theil. Ein paar artige Geschichte unter Menschen Kindern, welche mit eingestreuet sind, belohnen jedoch demjenigen so ziemlich die Mühe, der die andern Abentheuer gelesen hat. Die Kupfer sind vielmehr Holzschnitte.

Der jüngere Eulenspiegel, oder der schlecht erzogene Mensch. Mit schönen Figuren, gedruckt zum erstenmal 1765. 16. Bogen in 8.

Die Geschichte eines auserlernten Bösewichts ziemlich nach dem Leben. Der Verf. hat sich an dem Eulenspiegel, von dem uns nur Possen und alberne Streiche bekannt sind, darinn sehr versündigt, daß er ihm einen Erzbösewicht zum Sohn giebt. Auch sollte ein solcher Mensch nicht als ein Exempel einer schlechten Erziehung aufgestellt werden, der gar keine, oder vielmehr, der die böseste Anleitung, der Erzählung des Verf. nach, gehabt hat. Man kann leicht denken, daß die Handlungen und Begebenheiten aus dem aller niedrigsten Leben genommen sind. Geschichte von dieser Art, die als Exempel für den gemeinen Mann zu Warnungen dienen sollen, können freylich sehr nützlich werden, weil sich unter den niedrigen Ständen, wo die Erziehung schlecht ist, die meisten Bösewichter befinden. Allein wir glauben, daß alsdenn die Anlage und

der Ton selbst ganz anders seyn müssen, als sie in diesem Buche sind. Was für Nutzen kann ein solcher Leser, für dem dieses Buch geschrieben ist, wohl davon haben, wenn er einen ausnehmenden Bösewicht seine böseste Handlungen mit einem Spaße erzählen hört, den Unwissenden ein gewisses Wohlgefallen abnöthiget, und sie gleichsam gewöhnet, über Bosheiten zu lachen? Daß aber der Verf. seinen Eulenspiegel endlich durch eine Hexe in einen Hund, einen Fisch, einen Hengst, ein Schwein, u. s. w. verwandeln läßt, war weder für seine Absicht schicklich, noch auch der ziemlich alltäglichen Satyren wegen, wozu es Anlaß giebt, der Mühe werth. Inzwischen hat der V. würklich Talente, komische Sujets aus dem gemeinen Leben, zu bearbeiten.

Amalia, oder das Muster ehrlicher Liebe, aus dem Englischen des Herrn Fielding, Verfasser des Thomas Jones, übersetzt. Dritte Auflage. Mit Königl. pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen allergnädigsten Privilegio.

Dieser Roman, der den V. leicht verrathen würde, wann er auch nicht auf den Titel benannt wäre, wird wohl nicht leicht jemanden mehr unbekannt seyn; zumal da er schon zum

drit-

brittenmal gedruckt ist. Wenige Schriftsteller kennen das menschliche Herz, das Leben und die Sitten der Welt, so genau, als Fielding. Wenige sind so scharfsichtig, das Lächerliche allenthalben zu entdecken, wo es ist, und es in einem solchen Lichte darzustellen, daß es auf alle wirken muß. Die Charactere, die Fielding schildert, sind die wahre Natur, und fast möchten wir sagen, die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit. Bey diesen besondern Talenten besaß Fielding noch die reichste Gabe, auf die leichteste und ungezwungenste Art, aus dem kleinsten Anlasse die treflichsten Betrachtungen, und nützlichsten Lebensregeln zu ziehen. Der Nutzen, und die Besserung sind immer seine Hauptabsicht, und seine reiche Erfindung läßt ihn niemals in Verlegenheit, seine Lehren und Betrachtungen geschickt anzubringen, sondern liefert ihm allemal Vorfälle und Handlungen, welche Beyspiele und Erläuterungen derselben sind, ohne daß sie wegen jener erfunden zu seyn scheinen. Diese sind immer unterhaltend; und wenn sie es auch an sich selbst nicht sind; so werden sie es durch die lustige Manier zu erzählen, welche dem Fielding eigen, und vielleicht unnachahmlich ist.

Maria', oder Geschichte eines angesehenen Frauenzimmers, und einiger ihrer Freunde. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1764.

Viel Aufwand an Erfindung, Kenntniß des Herzens, und der Sitten, Mühe und Zeichnung der Charaktere, Sorgfalt für die Wahrscheinlichkeit, und Abänderung der Begebenheiten, und Situationen u. s. w. kann dieser Roman nicht gekostet haben. Die Hauptperson, Maria, wird zweymal geraubt, und gerettet. Ihre Freundinn, Henriette, wird gleichfalls, nur auf eine andere Art, geraubt und gerettet. Der Räuber der ersten, und der andern wird bestraft; nur daß jener geschossen, dieser erstochen wird; nur daß jener mit dem Leben davon kömmt, und dieser stirbt: Beyde aber bekehren sich. Die Erretter sind beyde vortrefliche junge Herren; kommen beyde, wie Götter, aus der Maschine, verlieben sich beyde in ihre gerettete Frauenzimmer, und heyrathen beyde ihre Geliebten, nur heißt der eine der Obrist von Beaumont, und der andere Hr. Worthy. Sonst nichts, als diese Namen, unterscheidet diese beyden Characktere. Ueberhaupt sind alle Characktere entweder im hohen Grade gut, oder im hohen Grade böse. Herr Worthy, der Obrist Beaumont, der junge

Wor-

Worthy, der Priester Burnet, Herr Welldone, des Pächters Holmes Sohn: ferner Maria, Henriette, des Pächters Tochter Lucia, Frau Welldone, Lady Mortimer, Frau Worthy, alle die besten, gütigsten, rechtschaffensten Leute von der Welt! hingegen der Lord, und Graf Beaumont, Caswall, Sir Thomas, Lady Aston, Jungfer Price, lauter nichtswürdige, die alle an einer Krankheit, Lüderlichkeit, niederliegen. Diese unter einander gemischt, geben eine Gährung, und daraus wird ein Roman im Geschmack der irrenden Ritterzeiten. Wenn der Verfasser einen sonst moralisch guten Charackter durch irgend eine fehlerhafte Neigung nuanciren will, so wird eine Caricatur daraus. So z. E. macht er die sonst vollkommen gute Frau Worthy durch eine unerhörte Eifersucht gegen ihren Mann, eine Frau, der man fast nachrechnen kann, daß sie über 50. Jahr alt seyn müßte, zu einer sonderbaren Person, deren Handlungen oft gänzlich mit ihrem Charackter in Widerspruch stehen. Eine gleiche Seltsamkeit zeigt sich in dem Charackter des alten Lord Beaumont, und seiner Liebe gegen Marien. Er begehet die ausnehmende Thorheit, sich mit größter Wahrscheinlichkeit für ihren Vater auszugeben, indem er sie doch liebt, und zu heyrathen denkt. Man kann

leicht

leicht erachten, daß er seine Lüge gestehen mußte; und da sie ihn, wie natürlich ist, verachtete; so stößt er sie, trotz seiner Liebe, aus dem Hause. Maria kennet lange ihre Eltern nicht, doch alles findet sich zuletzt. Der Verfasser hat weislich eine Wiegendecke aufgehoben, welche die wahre Mutter selbst gesticket, und welche die römisch katholische Amme, die mit ihr in ihrer Kindheit, fortgegangen war, mitgenommen hatte. Der Lord Beaumont, der dieselbe von seiner Verwandtinn Aston bekommen (diese hatte sie von der Nelson, und diese abermal wieder von der Fergisson bekommen) muß zu rechter Zeit am Podagra sterbend krank werden, muß bereuen, muß dem Herrn Worthy alles entdecken; und nun konnte niemand mehr zweifeln, da Frau Welldone wußte, daß sie die Decke mit eigner Hand gestickt hatte, daß nicht Maria des Herrn und Frau Welldone Tochter sey. Es geht in diesem Roman so wunderbar zu, daß man die Personen, ehe man sichs versieht, aus den Augen verliert. Der Verfasser weiß ein vortreffliches Mittel, des Lesers Aufmerksamkeit zu erhalten. Erst führt er eine Person auf, ohne daß man weiß, woher sie kömmt; und wenn sie nun ihr Schicksal erzählen will, so kömmt ein Zufall nach dem andern, der sie immer unterbricht,

bricht, und bald darauf ist sie verschwunden. Daher erfährt man den Anfang erst am Ende: Daher stehen die Erzählungen sehr oft am unrechten Orte, und daher muß der Verfasser oft einerley zweymal erzählen. Seine Betrachtungen und Lehren, die er einstreuet, sind ihm sauer geworden, anzubringen: Wenn er aber, nicht selten ganze erbauliche Gespräche halten läßt, so schlägt man ein Blatt nach dem andern um, und sucht nach der Folge der Geschichte. Mit einem Wort, wir wissen noch nicht, welches Verdienst diesen Roman einer Uebersetzung würdig gemacht hat, so lange wir noch europäische Höfe, getreue Sklavinnen Doris, und nicht schlechtere Romanen vom Talander, und Menantes hatten.

Die eifersüchtige Ehefrau. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Englischen durch B*. Hamburg, bey Joh. Carl Bohn, 1764.

Der V. dieses Stücks lebt noch, und heißt Collmann. Er ist nach dem Urtheile seiner Landsleute selbst, ohnstreitig jetzt ihr größter komischer Dichter; und gegenwärtiges Lustspiel soll sein vorzüglichstes seyn. Wahrhaftig das ist Anpreisung genug! Und was noch mehr! die Uebersetzung ist nicht schlecht. Wenn man sagen wollte, sie könnte noch besser seyn, so muß

man

man auch gestehen, daß wir Deutschen lange nicht solche hervorstechende Launen und Charakt tere haben, als die Engländer, und daher unsre Sprache von dieser Seite nicht so reich und geschmeidig seyn kann, als die ihrige.

Es ist in Hamburg auf dem Ackermannschen Theater aufgeführt worden, welches sonst Englischen Stücken selten wiederfährt, indem unser Parterr durch die Menge der Intriquen in derselben ermüdet wird, und zu wenig Kenntnisse und Feinheit besitzt, den starken Geist und mannigfaltigen Witz ihrer redenden Personen zu empfinden und einzusehen.

Der zärtliche Ehemann. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von Charlotta Dorothea Biehl. Aus dem Dänischen übersetzt, und mit einem kritischen Sendschreiben begleitet von ** Copenhagen, verlegts Gabriel Christian Rothens Wittwe, und Proft. 1765. 9 Bog.

Wenn dieses Stück gleich weit unter der Vollkommenheit bleibt; so ist es doch, als das erste dänische Original nach Holbergs Zeiten, welches einige Aufmerksam verdienet, und ein Frauenzimmer zur Verfasserinn hat, merkwürdig. Die Fabel ist kürzlich diese: Leander, ein zärtlicher Ehemann, will seine Frau, von welcher

cher er gleichfalls zärtlich geliebt wird, von ihrer ausschweifenden Liebe zu Gesellschaften und Lustbarkeiten zurück bringen. Es glückt ihm durch eine unschuldige Erdichtung, wodurch er sie überrascht. Er erzählt ihr, ein unglückliches Frauenzimmer wäre, aus Mangel an Aufsicht und Erziehung, in Gefahr, verführt zu werden, und hätte sich von ihm Hülfe ausgebethen. Da aber seine Geschäfte ihm die Zeit dazu nicht liessen; so wäre er ihretwegen äußerst bekümmert, und wünschte, daß eine andere Person diese Sorge übernehmen möchte. Leonora, die bey ihren Fehlern doch viel Menschenliebe, und eine starke Anlage zur Tugend besitzet, wird gerührt; und erbietet sich mit Freuden zu diesem Geschäfte. Sie bittet ihren Mann, diese Person herzuführen. Leander bringt seine Tochter, und setzt sie ihrer Mutter auf den Schooß. Diese, sagt er, ist die Unglückliche, welche bisher keine Mutter gehabt hat. Leonore wird gerührt, und erkennt ihre Ausschweifung. Diese Scene ist hervorstechend; sie ist aber auch die einzige; und die Handlung ist in der Entwickelung schon am Ende, da sie eben angefangen hatte. Man kann daher leicht denken, daß die vier ersten Acte meistens in allen Scenen müßig, und mit Episoden ausgefüllet sind. Der Dialog ist mittel-

mäßig. Das vorangesetzte Sendschreiben enthält eine ausführlichere Kritik, welche die Fehler dieses Stücks ganz gut beurtheilet, nur etwas zu weitschweifig; das Gleichniß von der Wäsche und dem Kleide hätte gern wegbleiben können.

Io, sive de Συμπαθεια poetica, Dissertatio Philosophico-Critica: auctore *Gottlob Benedicto Schirach*, A. M. Seminar. Theol. et Alum. Reg. Inspectore. Halae, 1766. 30 S. in 4.

So gehts, wenn junge Leute, statt gründlich und fleißig die Wissenschaften zu erlernen, es sich in den Sinn kommen lassen, Verbesserer der Wissenschaften, und Lehrer des menschlichen Geschlechts zu werden! Sie schütten eine Menge verwirrter Begriffe aus, und richten mit der verdrieslichsten Weitschweifigkeit doch nichts anders aus, als daß sie das in einem dunkeln Vortrag eingekleidet, was von andern längst deutlich erklärt worden. Eben dieses bemerken wir bey dieser Schrift, in welcher das Interesse als der erste Grundsatz der Poesie angenommen wird. Was mag wohl Hr. Marmontel gedacht haben, da er die, von dem Hrn. Inspektor an ihm gerichtete Dedication erblickt hat, oder, da er gar gelesen, daß seine Poetik dieses Gewäsche verursacht haben soll?

Ioan-

Ioannis de Curiis Dantiſci Epiſc. olim Varmiens. Poemata et Hymni e bibliotheca Zaluſciana: recenſuit, prooemium adiecit *Ioannes Gottlob Boehmius*, Hiſtoriogr. Sax. Hiſt. Prof. Lipſ. Paſt. Arc. Vratislauiae, apud G. G. Hornium, 1764. 344 Seiten, in 8.

Die Gedichte dieſes guten Biſchofs verdienten gewiß keine neue Auflage. Der Hr. Prof. B. ſchildert ſeinen poetiſchen Charakter mit folgenden Worten: Adeo ille elatus in Heroicis, in Elegiis lenis, acutus in Epigrammatis, in hymnis plane Prudentium aemulatus. (Das Original, welches ſich alſo der Dichter zur Nachahmung vorgeſtellt, iſt ziemlich mittelmäßig. Kann alſo die Kopie beſſer ſeyn?) In vniuerſum autem ingenii foecundi facilitatem ita ſequutus eſt, vt inter ſeueriſſima negotia ſaepe luderet verſibus, grauiſſimaque carmina etiam inter equitandum componeret. Hr. B. kann dieſe Leichtigkeit ohnmöglich für eine Tugend des Dichters angeſehen haben, und gleichwohl ſcheint dieſes aus ſeinen Worten zu folgen. Nach unſerer Meynung fehlt dem Danſcus alles, was einem Dichter einen unterſcheidenden Rang geben kann. Sein Ausdruck iſt größtentheils rein, überall iſt eine große Deutlich-

lichkeit beobachtet, und das lateinische Silbenmaaß hat der Bischof auch verstanden. Dieses sind aber auch Verdienste dieser Gedichte, welche übrigens mit H. B. lateinischen Poesien große Aehnlichkeit haben, und ihm gewiß daher eine neue Ausgabe zu verdienen scheinen. Wer wird eine Hymne lesen können, welche sich anfängt: (S. 210.)

Dies haec, Christe, Iudica
Vocatur ab Ecclesia,
Qua passionis iam tuae
Tempus propinquat flebile.

In diesem Tone sind die meisten Gedichte geschrieben. Was muß man sich aber daraus für Begriffe von dem poetischen Geschmacke des Herausgebers machen? — Die Dedication des Hrn. Prof. Böhmens an den Magistrat in Danzig enthält eine Lebensbeschreibung des Dantiscus. Er war im Jahr 1483. gebohren, und scheint aus dem Geschlechte der von Hoefen (de Curiis) entsprossen zu seyn. Er diente verschiedenen Königen in Pohlen, und ward besonders vom König Sigismund zu vielen Gesandschaften gebraucht. — Von S. 295. an, ist Carminum liber adoptiuus angehängt, welches verschiedene zum Lobe des Dantiscus von den Poeten damaliger Zeiten geschriebene Gedichte begreift,

greift, worunter einige nicht besser sind, als des Bischofs eigene.

Der Kandidat, oder die erste Predigt, ein komisches Heldengedicht. Hamb. 1764. 3 B. 8.

Eine flüchtige Durchsicht dieser Bogen hat uns schon überzeugt, daß sie des Drucks nicht würdig gewesen sind. Freylich glauben diese Herren, daß es leicht sey, ein solches Stück zu schreiben. Man nimmt irgend eine spashafte Historie, macht gedehnte und ihrer Meynung nach kurzweilige Beschreibungen, flickt ein Paar Maschinen hinein, ertappt einige Gleichnisse, theilt das Ganze in Gesänge — und so ist die Arbeit fertig. Hätte der V. bedacht, daß die Wahl des Subjekts Lesern von Geschmack und feinern Lebensart nicht gleichgültig sey, daß viele Kenner eben dieser Ursache wegen, den sonst wirklich komischen Renomisten nicht wohl vertragen können, daß man viel Witz, viel Einbildungskraft, viel Kenntniß der Welt haben müsse, um in diesem Fache ein Pope, ein Zachariä, ein Thümmel zu seyn: so würde er uns keinen schalen Kandidaten geschildert haben, der von der Universität aufs Dorf kömmt, in dem Eingange seiner ersten Predigt stecken bleibt, und durch den Donner, der sehr zu gelegener Zeit in

die Kirche schlägt, von seiner Angst befreyt wird; und diese ganze kahle Erfindung, ohne die geringste Hebung der Züge, ohne die kleinen Umstände, die so viel Wirkung thun, ohne die Annehmlichkeiten der Erzählung, ohne satyrische Laune, ohne Charaktere, vor die Augen des Publikums gebracht haben.

Herrn Goldoni sämmtliche Lustspiele. Erster Theil. Leipzig, bey Eisfeld, 1767. 1. Alph.

Goldoni verdiente immer, den Deutschen durch eine Uebersetzung bekannter zu werden. Wenn man die beynah ungeheure Anzahl seiner Comödien bedenkt, die so mannichfaltigen Situationen, die immer in jedem Stücke abgeändert sind, die vielen Verwickelungen, die meistentheils glücklich aufgelöset werden, die verschiedene Charaktere, den lebhaften und ungezwungenen Dialog, den wahren und ächten Geschmack des Komischen, der in seinen besten Lustspielen herrscht; so wird man ihm gern einige schlechte oder mittelmäßige Stücke, manches Burleske, das er, seiner Nation zu Gefallen, anbrachte, manche Unregelmäßigkeit übersehen, und ihm unter den komischen Dichtern einen der ersten Plätze anweisen. Dieser Band enthält 1) den wahren Freund, 2) den seltsamen Zufall, 3) die väterliche Liebe, 4) den Krieg. Bey dem ersten

Stücke

Stücke können wir uns nicht enthalten, eine kleine Anmerkung zu machen. Palissot, der erklärte Feind der neuern Philosophen wirft den Diderot vor, daß er seinen Hausvater aus dem Goldonischen Patre di famiglia übersetzt habe; eine Beschuldigung, die nicht ungegründeter seyn kann. Es scheint, als wenn er etwas davon gewußt, und doch nicht recht gewußt habe. Die ganze Anlage des natürlichen Sohns ist wirklich aus dem wahren Freunde genommen; obgleich weiter auch nichts, als die Anlage. Dieß ist nun freylich kein großes Verbrechen; Moliere hat es noch weit ärger gemacht, und wenn das stehlen heißt, sagt ein berühmter Schriftsteller, so wollen wir unsre Dichter ersuchen, gleichfalls zu stehlen. Die Uebersetzung scheint übrigens ziemlich ungezwungen zu seyn. Hier und da ein unbequemer Ausdruck, z. E. den jungen Herrn machen, anstatt: spielen.

Anekdoten zur Lebensgeschichte großer Regenten und berühmter Staatsmänner. Erster bis vierter Theil, 1766. 67. Leipzig, bey Junius. 8.

Der Titel: Anekdoten, ist für eine solche Sammlung zu prächtig, denn es ist nichts weiter, als eine Compilation, die recht gut ist,

in müßigen Stunden, von allerhand Arten Leute, gelesen zu werden; aber etwas neues lernet man hier nicht. Man findet hier viele Züge aus der Geschichte, so ziemlich gewählet, und ebenfalls ziemlich übersetzt. Beym Durchlesen dieser Bände ist uns mehr als einmal eingefallen, ob denn unsere Deutsche nichts als Uebersetzen können? Wir ersehen aus der Vorrede, daß Hr. J. U. Hiller der Herausgeber dieser Sammlung ist. Wir schätzen diesen Mann als einen würdigen Tonkünstler, und wir glauben auch, daß er durch die Tonkunst gewiß mehr Ehre erwerben werde, als durch Uebersetzungen.

Ehrengedächtniß Hrn. Thomas Abbt, an Hrn. D. Joh. Georg Zimmermann, von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin, 1767. 4½ B. in 4. nebst dem Bildnisse.

Das Leben des sel. Abbt ist hier kurz erzählet. Das Leben eines Gelehrten ist überhaupt gemeiniglich etwas einförmig, noch mehr die Lebensbeschreibung eines jungen Gelehrten, der im acht und zwanzigsten Jahre gestorben ist. Die Schilderung seines Charakters, von einem Freunde, der ihn ganz genau gekannt hat, kann sie einigermassen interessant machen. Das Interessanteste bleiben immer die Schriften eines

Ge-

Gelehrten, dieß sind sie auch in dem gegenwärtigen Leben des Abbts. Sie werden von der Hand eines Freundes geschildert, der gern seinem Freunde alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, der aber über ihre Mängel auch unpartheyisch urtheilet. Der einsichtsvolle Leser der Schriften des Sel. wird über die Richtigkeit der Urtheile des V. dieser Lebensbeschreibung am sichersten urtheilen können. Wir hoffen, er werde finden, daß Abbt ein Mann von großen Fähigkeiten, von vieler Gelehrsamkeit, von seltenem Fleiße gewesen, daß seine Talente in so jungen Jahren nicht gänzlich zur Reife kommen konnten, aber daß unsere Nation durch seinen Tod einen wichtigen Verlust erlitten hat, eben weil derselbe verhinderte, daß die glücklichste Anlage, mit einem anhaltenden Fleiße, und einem vortreflichen Herzen verknüpft, (drey Dinge, die so selten vereint gefunden werden) in einem reifern Alter nicht noch vollkommener hat können ausgebildet werden.

Der Stutzer von Wiltschire, oder das Leben und die Begebenheiten Ben. Barnards. Zwey Theile, aus dem Englischen übersetzt. Frankf. und Leipzig, 1766. 19 Bogen.

Dieses Buch verdiente keine Uebersetzung. Doch vielleicht wird dadurch ein Vorurtheil wi-

verleget, daß sich in Deutschland ziemlich ausgebreitet hat, daß alle Romanen der Engländer vortreflich sind: weil sie einige gute geliefert haben. Der V. hat einen gemeinen Roman gedichtet, um, wie er sagt, den moralischen Schatz einzuschärfen, daß die Glückseligkeit das schöne Kind der Tugend sey, und das Elend seinen schändlichen Ursprung dem Laster zuschreiben müsse. Dieser Satz ist nur in gewissem Verstande wahr: so wie ihn der V. nimmt, der darunter nicht die innre Gemüthsruhe, die aus der Tugend entspringt, sondern die äußern Glücksumstände verstehet, ist er nicht richtig. Der V. hat also nicht geleistet, was er versprochen hat. Die Geschichte überhaupt ist sich selbst sehr ungleich, in dem ersten Theile mager und weitschweifig, daß man nach dieser Anlage noch ein Paar dicke Bände vermuthen sollte; in dem zweyten ist sie desto gedrungener: aber dem ungeachtet arm an neuen und noch nicht gebrauchten Auftritten. Indessen ist es zu bewundern, daß der V. selbst gestehet, daß er ein schlechtes Buch geschrieben habe, und daß er etwas besseres zu machen nicht im Stande sey. Das ist nur ein Kompliment; wenn er davon wäre überzeugt gewesen, so hätte er sein Buch nicht drucken lassen. Der Uebersetzer hat sich auch dadurch

nicht

nicht abschrecken lassen, und um das Original nicht zu übertreffen, hat er seine Uebersetzung mit Sprachfehlern und undeutlichen Ausdrücken überall durchwebet.

Die Begebenheiten der Jungfer Mayerinn, eines jüdischen Frauenzimmers, von ihr selbst beschrieben. Herausgegeben von einem Ehrenmitgliede der Königl. Großbrittan. deutschen Gesellschaft auf der Universität Göttingen. Zwote, und vermehrte Auflage. Frankf. am Mayn, 1766. in der Andräischen Buchhandlung, 2 Theile, jeder von 13 Bogen.

Von dieser zwoten Auflage dieses sehr mittelmäßigen Romans gedenken wir nur dieses, daß das Ehrenmitglied der Götting. deutschen Gesellschaft seine Bemühung auf dem Tittelblatte hätte verschweigen, oder das Buch von den Sprachfehlern bey dieser zwoten Auflage säubern sollen: denn nun kommen sie auf seine Rechnung, und das macht einem Ehrenmitgliede einer deutschen Gesellschaft keine Ehre.

Die glückliche Trennung in der Geschichte der Fräulein v. S. Frankf. und Leipzig, 1767. 19 B.

Entführungen, Gespenster, Crystallseher, Schatzgräbereyen, ein Löwe mit Menschenverstand; solche

solche Abentheuer kann nur ein abentheuerlicher Kopf zusammeu dichten, und ein solcher kann sich auch nur mit diesem Buche unterhalten.

Die unglückliche Geschichte des Grafen von Cominge, aus dem Französ. übersetzt. Glogau, bey Christ. Fried. Günther, 1767. 11 B.

Ein tragisches Stück, nicht ganz arm an Erfindung, aber schlecht behandelt. Der Uebersetzer glaubt, daß ein Frauenzimmer die Verfasserinn davon sey, das ist wahrscheinlich, noch wahrscheinlicher, daß sie ihren Roman niedergeschrieben hat, wenn sie von den Vapeurs ist geplaget worden.

Der Landpriester von Wakenfield, ein Mährchen, das er selbst soll geschrieben haben. Aus dem Englischen.

Sperate miseri cauete Felices.

Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1767. ungefähr 20. B.

Der Charackter eines Landpriesters, der die Geschichte seiner Familie beschreibt, ist wohl gezeichnet. Es ist der Charackter eines rechtschaffenen Mannes, der alle seine Pflichten zu erfüllen bemüht ist; eines zärtlichen Vaters,

der

der aus Nachsicht und aus Liebe zum Frieden sich von seiner Familie beherrschen läßt, und doch glaubt, in seinem Hause allein Herr zu seyn. Er ist aus Rechtschaffenheit ein strenger Orthodox, und aus Mangel der Weltkenntniß in Beurtheilung anderer mehrentheils unglücklich, ob er sich gleich viele Einsichten zutrauet. Die Geschichte ist wohl geschrieben, voller Salz und in einem Tone, der genau zu ihrem Gegenstande passet. Man glaubt den ehrwürdigen Priester selbst zu hören, der bey seiner anständigen Ernsthaftigkeit nicht unterläßt, munter und auf eine naive Art witzig zu seyn. Man wird nicht leicht, um der Geschichte geschwinder zu folgen, eine seiner Ausschweifungen überschlagen. Nur bey der Entwickelung fällt der V. in das platt erzählende: er ist zu sehr mit der Auflösung seines Knotens beschäftiget, daß er darüber seinen Ton umstimmt. Dem ungeachtet werden die Leser dieses Buch nicht mit Unzufriedenheit aus der Hand legen.

Die geraubte Einsiedlerinn oder Ophelia, aus dem Englischen des Hrn. Fielding übersetzt. 2. Theile. Berlin 1767. bey Joachim Pauli. Zusammen 1. Alph. 7. B. nebst 2. B. Kupfern.

Wir erkennen diesen langweiligen Roman weder für eine Fieldingische Arbeit, noch den Uebersetzer für unsern Landsmann; wenigstens fehlt dem letztern die Kenntniß der deutschen Sprache, und dem erstern der Fieldingische Stempel ganz und gar.

Das Strumpfband, ein Roman. Leipzig, bey Joh. Gottfried Müller, 1767. 6½. B.

Eine Tändeley eines süssen Herrn. Seine Erfindung würde sich besser zu einem comischen Heldengedichte geschickt haben. Ein paar Strumpfbänder, die ihrer Besitzerinn, einer schönen Nonne sind entwendet worden, und nachdem sie durch mancherley Hände gegangen sind, wieder zu ihrer Eigenthümerinn gelangen, erzählen einander ihre Schicksale. Man muß bewundern, wie scharfsinnig der V. diese Bänder zu einem so mannigfaltigen Gebrauch anzuwenden gewußt hat, und es ist kein Zweifel, wenn ihn das Glück einmal ein solches Geschenke zuführt, daß er von seiner Erfindung Gebrauch machen, und den Huth, Stock oder Degen damit putzen wird.

Angelina aus dem Italiänischen übersetzt, 2. Theile. Frankfurt am Mayn, bey Joh. Gottlob Garbe, 1767. 22. B.

Eine Liebesgeschichte eines französischen Officiers, ohne Erfindung, ohne Verwickelung, mit ein paar magern Zwischenfabeln und schönen theatralischen Vorstellungen geschmückt.

Neueste moralische Erzählungen Hrn. J. F. Marmontels, aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, bey S. C. Crusius, 1766. 21. B.

Moralische und philosophische Erzählungen vom Hrn. de la Dixmerie aus dem Französischen übersetzt, 2. Theile, zusammen 39. B. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilschern, 1766.

Etwas für den Geschmack vieler Leute, oder Sammlung Moral. Erzählungen, als eine Zugabe zu allen denjenigen, welche bisher im Druck erschienen sind. Aus dem Französischen übersetzt. Cassel, bey Joh. Fried. Hemmerde, 1767. 20. B. nebst 4. Seiten Druckfehlern.

Wir nehmen diese Moral. Erzählungen zusammen, denn sie sind alle eines Schlags, ob sie gleich in Ansehung des innern Gehalts einigermaßen von einander abweichen. Des Hrn. Marmontels seine haben uns am besten gefallen, der Hr. de la Dixmerie ist sein Nachahmer, ob

er

er gleich seinen besondern Weg gegangen und weniger Dialogen als der Herr Marm. und mehr Handlung in seine Stücke gebracht haben will. Die Zugabe ist von allerley Verfassern zusammen gelesen, daher sind die Stücke einander wenig gleich, die besten erheben sich nicht über das Mittelmäßige, da in den beyden zuerst genannten einige reizende Schilderungen vorkommen. Der Hr. de la Dixmer. erklärt sich über den Zusatz philosophisch bey seinen Erzählungen, daß dieses ein bloßes Modewort sey, und also vermuthlich keine Bedeutung hat; inzwischen dünkt uns immer, daß nach der Absicht der Verf. die Worte moralisch und philosophisch nicht in Rücksicht auf das Buch, sondern von ihnen selbst sollen verstanden werden: das soll so viel heißen, daß Moralisten und Philosophen in ihren Nebenstunden diese Romans geschrieben haben.

Die glückliche Verwandelung oder Begebenheit der aus einem alten und abgelebten Einsiedler natürlich verwandelten jungen Einsiedlerinn, nebst der Geschichte ihrer Freundinn, Regensburg, bey Joh. Leop. Montag, 1767. 1. Alph. 3. B.

Bedenkliche Schicksale des besten und redlichsten Freundes und seiner Freundinn bey ihrer

rer oft geprüften, nie besiegten, und doch schlecht belohnten Tugend. Frankf. und Leipzig, 16. B.

Zwey ansehnliche Geschenke für den Bücher-vorrath der Gewürzhändler.

Akaschu und Zirphile ein Feenmährgen. Mientien. Mit Kupfern geziert, Frankf. und Leipz. 1767.

Wenn dieses Mährgen zu nichts dient, so kann es dazu gut seyn, den Geschmack an Feenmährgen endlich verdringen zu helfen: Denn es ist so elend, daß man keine mehr verlangen wird, wenn man dieß gelesen hat.

Die fliegenden Menschen oder wunderbare Begebenheiten Peter Wilkins. Braunschweig, 1767. 19. B.

Noch zur Zeit sind die Schiffarthen nach den unbekannten Südländern immer schlecht abgelaufen, und die idealischen Reisen der Schriftsteller dahin nicht besser. Solche Erfindungen gehören allenfalls in das Gebiet der Satyre; in der Gestalt der Allegorie erscheinen sie oftmals in Rücksicht auf die Sache die dadurch bezeichnet wird, zu ihrem Vortheil: so haben Gullivers und Nikolaus Klimms Reisen Beyfall gefunden. Wenn aber die Einbildungskraft bloß träume

um zu träumen, ohne daß der Verstand etwas dabey zu denken findet, so gehören diese armseligen Erfindungen in die Classe der Feenmährchen.

Der reisende Weltweise oder wunderbare Begebenheiten und seltsame Schicksale M. P. mit nutzbaren Anmerkungen und merkwürdigen Nachrichten, Frankf. und Leipz. 1766. 14 B.

Dieser reisende Weltweise hätte können zu Hause bleiben.

Geschichte der Fräulein Phöbe Osmond, von der Verfasserinn der Lucie Wellers aus dem Engl. übersetzt. Leipzig, bey Crusius, 1766. 2. Th. 1. Alph. 11. B.

Eine Nachahmung der Richardsonischen Werke und keine unglückliche. Die Geschichte ist wohlgeordnet, sie besteht nicht aus lauter Briefen, und diese sind auch nicht ungeheur lang. Darinne finden wir eine gefällige Abweichung von den Originalen, daß die Characktere, die Richardson reisenmäßig gezeichnet hat, hier in ihrer natürlichen Gestalt erscheinen, wie sie in dem menschlichen Leben vorkommen. Die Verwickelung ist ungekünstelt, und wenn diese Geschichte gleich nicht so anziehend ist, daß sie dem

Leser

Leser mit sich fortreißt, so ist sie doch lebhaft genug, um ihn nicht verdrießlich zu machen.

Das menschliche Schicksal oder die Geschichte des Ritters von Dampierre aus dem Französischen. Kopenhagen und Leipzig, bey Rothens Wittwe und Proft, 1767. 2. Theile, ungefähr 20. B.

Der V. häuft, wie er sagt, alle Unglücksfälle zusammen, die einem Menschen begegnen können, und läßt sie seinen Helden treffen, um ein rührendes Gemählde zu entwerfen. Das ist mit seiner Erlaubniß gar nicht die Anlage zu einem rührenden Gemählde: weder die Menge der Unglücksfälle, noch der Ausrufungen, auch keine abgebrochnen Redensarten und Buchdruckerlatten, denn alles dieses findet man hier, sind hierzu nothwendig oder gar hinreichend. Das Rührende muß aus der Zeichnung der Charactere und deren Situation, hauptsächlich aus dem Interessanten, für dem Leser entspringen; sonst bleibt er bey der erbärmlichsten Mordgeschichte kalt. Das Schicksal der Clarisse rührt ohne alle die hier angewandten Hülfsmittel ungleich mehr, als die Unglücksfälle des Ritters Dampierre mit einander. Wenn aber diese Geschichte gleich nicht so rührend ist, wie sie der V.

haben will, so ist sie doch so ziemlich unterhaltend. Er läßt seinen Helden in dem spanischen Succeßionskrieg und in den persischen Empörungen bey verschiedenen wichtigen Auftritten Antheil nehmen, dadurch erhält die Geschichte das Ansehen einer Anecdote welche ihr nicht nachtheilig ist.

Kritische Wälder, oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maasgabe neuerer Schriften. Erstes Wäldchen. Leßings Laokoon gewidmet. 278. S. Zweytes und drittes Wäldchen über einige Klotzische Schriften. 263 und 184. S. Riga, Hartknoch, 8. und weil uns der dritte Theil an eine wichtige Unterlassungssünde erinnert, so setzen wir so gleich noch den Titel eines nachzuholenden Werkes hinzu:

Beytrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen vom H. G. R. Klotz. Altenburg, Richter, 1767. 190. S. 8.

Aus mehr als einer Ursache nehmen wir Anstand, von den kritischen Wäldern einen weitläuftigen Auszug, hie und da mit Recensenten-Weisheit beladen, unsern Lesern vorzulegen. Wer die wahre schöne Litteratur liebt, wenn ein Buch,

wie

wie Lessings Laokoon nicht gleichgültig geblieben ist, der wird auch Neugierde gnug gehabt haben, unsern Kritikus selbst zu lesen und ihn mit seinem Schriftsteller zu vergleichen. Andern hingegen wird der Auszug so wenig als das Buch selbst interessant dünken, und überhaupt wozu trockne Auszüge bey Büchern dieser Art? Wozu anders, als dem Recensenten das Ansehn des Fleisses bey der Sache unkundigen, bey Kennern aber das Zeugniß der Bequemlichkeit zu geben. Denn was ist bequemer als Auszüge verfertigen? Nur Schade, daß dennoch am Ende diese Arbeit unbelohnt bleibt; wer das Buch für wichtig hält und es also gelesen hat, überschlägt sie, und geht lieber noch einmal zur Quelle zurück; und wer es nicht zu lesen denkt, was thut der? Dankt er nicht auch für den Auszug? Wir wollen also lieber unser Urtheil allgemein abfassen, nur hie und da den theilnehmenden Leser an Stellen erinnern, die uns vorzüglich wichtig dünken, und wenn wir bey der Erwähnung des dritten Theils uns ja etwas mehr auf einzele Stücke einlassen müssen, so mag uns das nachzuholende Büchlein entschuldigen, dem der Anfang des genannten Theils gewidmet ist. Wie verdiente unsre Bibliotheck ihren Namen, wenn sie ein solches, zwar

kleines aber wichtiges, aus Klotzischer Federher-vorgeflossnes Werk unberührt lassen wollte!

Das Lob muß jeder Unpartheyischer unserm Kritikus geben, daß er sich als einen denkenden Mann in seinem Werke zeige. Er glaubt keinem, er mag heissen, wie er wolle, blos auf sein Wort, sondern fängt an, selbst zu untersuchen, und wenn ers nöthig findet, zu widerlegen. Eine Stelle seines Autors giebt ihm zu neuen oder wenigstens zu neu d. i. nach seiner Manier eingekleideten Anmerkungen Anlaß. Wenn diese auch gleich nicht immer mit seinem Schriftsteller in wirklichen Widerspruch sind (und das glauben wir in mehr als einer Stelle des ersten Theils gefunden zu haben) so begleitet man ihn doch auf seinen Excursionen gern, denn wer wird nicht mit Vergnügen einem philosophischen Kopfe zuhören, gesetzt, er sollte sich auch zuweilen von seinem Wege verlieren? hält er uns doch selbst da durch Bemerkungen schadlos, die zum weiterm Nachdenken leiten. Nur die Einkleidung und der ganze Vortrag unsers Verf. ist sonderbar; beydes soll originell seyn, aber gewiß weder zum Vergnügen noch zum Unterricht des Lesers, und beydes wird vollends unleidlich, wenn der Verf. witzig thun will. Am wenigsten sollte er das in

seinem

seinem ersten Theile gewagt haben, da der Mann, wider den er redet, ihn hierinn so weit übersieht. Doch zu seiner Entschuldigung sey es gesagt, daß er es auch nur selten an dem angeführten Orte thut, und selbst am Ende (S. 274.) eine Erklärung giebt, die ihn uns wenigstens als den ehrlich freymüthigen Mann darstellet. Scharfer Spott gegen schlechte Schriftsteller steht ihm um deswillen schon viel besser, weil er ihn mit eignem Humor und nicht leicht ohne Gründe vorbringt. Am liebsten lesen wir seine eigne Bemerkungen, die vorzüglich in den beyden ersten Wäldern vorkommen, und wovon wir unten einige nahmhaft machen werden. Sie haben mehr als einmal den Wunsch in uns erregt, mehrere in Zusammenhange und ohne beständige Einmischungen von Widerlegungen zu lesen, wiewohl wir auch gestehn müssen, daß eben sein Raisonnement über Empfindungen des Schönen in den Werken des Geschmacks ihn hie und da zu dem Fehler verleitet zu haben scheine, der unsern an Theorien reichen Zeiten nur gar zu gewöhnlich ist. Man raffinirt so lange, daß Leser und Schriftsteller sich verlieren. Hätte also der Verfasser, — doch wir wollen nicht wünschen, sondern das Werk nehmen, wie es ist. Auch bey seinen Unvollkommenheiten bleibt es uns

schätzbar, und für mehr als eine Klasse von Lesern lehrreich).

Im ersten Theil gefällt uns vorzüglich der vierte Abschnitt, wo der Verf. untersucht, worinn und woher die Griechen so empfindbar gewesen sind. Dieses Stück verdient den Namen einer philosophischen Geschichte, den der Verf. ihm giebt, und wir wünschen, er hätte sie völlig ausgezeichnet. Dagegen würden wir ihm den folgenden Abschnitt gern schenken, wo er uns wenigstens, so fleißig er auch des Sophocles Philoctet auszieht, nicht überführt hat, daß er Winkelmanns Ausspruch: "Laokoon leidet wie des "Sophocles Philoctet" gegen Hrn. L. gerettet habe. — Viel gutes aber hat wieder der 6te Abschnitt, wo er L. Worte: der griechische Künstler schilderte nichts als das Schöne, nach der Wahrheit und als ein Mann commentirt, der seinem Schriftsteller nachdenkt, und ihn nicht, um uns seiner Worte zu bedienen, ehe widerlegt, als er ihn versteht. Nur die Stelle des Plinius, welche des Agamemnons Verhüllung in dem Gemählde des Timanthes betrift, scheint uns allerdings L. richtiger, dem Sprachgebrauch gemäßer, und hauptsächlich einer bekannten Stelle des Cicero gleichförmiger zu erklären, als unser Verf. Ueberhaupt müssen wir bey dieser Gelegenheit

genheit sagen, daß er uns selten Gnügen thut, wenn er gegen Leßings scharfsinnige Erklärungen der Alten, andre vorbringt. Ein Beyspiel davon sey die Stelle des Juvenals, die S. 121. fg. vorkommt. Wie viel natürlicher ist das dagegen, was L. S. 81. fgg. seines Laokoons in der Anmerkung sagt; und dessen bescheidnes Non liquet; wie sticht das gegen unsers Verf. diktatorische Aussprüche ab! Was im 11ten Abschnitt in den Satz gesagt wird: daß dem Künstler Götter und geistige Wesen nichts als personificirte Abstrakta sind, dem Dichter hingegen handelnde Wesen, verdient gleichfalls Aufmerksamkeit, ob wir es gleich nicht im Widerspruche mit den Leßingischen Sätzen zu stehen glauben, eine Bemerkung, die wir, wie schon oben gedacht ist, öfter bey unserm Verf. gemacht haben, den oft eine Stelle seines Autors nur Gelegenheit wird, etwas mit der vorkommenden Materie verwandtes weiter auszuführen. Im 12ten Abschnitt giebt der gegründete Leßingische Tadel der Stelle in der Horazischen Ode ad Fortunam:

Te semper anteit saeva necessitas &c.

unserm Verf. die Veranlassung, eine neue Erklärung der ganzen Ode zu geben. Horaz soll, wie jener will, "ein Familienstück der Stadt Anzo, ein Altarstück in dem Tempel dieser Stadtgöttin"

göttin" dabey vor Augen haben; eine zu Anfange scheinbare Erklärung, der man das Sinnreiche nicht absprechen kann; aber wenn nur so manches in der Ode selbst nicht gegen diese Erklärung wäre, die zuletzt in eine überflüßige Hypothese sich auflöset, da doch die getadelte Stelle nach unsers Verf. eignen Geständniß auch bey seiner Erklärung (S. 143.) eine der frostigen im Horaz bleibt. Indessen hält uns die folgende Bemerkung in eben dieser Nummer wieder schadlos, daß die Maschinen des epischen Dichters nicht allegorische Abstrakta seyn müssen, und es auch beym Homer nicht sind. Geschwinde wollen wir hier zur Erbauung mancher von unsern sogenannten schönen Geistern eine kleine Anrede unsers Verf. an sie anführen: „Homers Maschinen," sagt er, „zeigen nicht blos „Gedanken, Worte, Handlungen, sondern ich „sehe auch aus der Art, aus dem Zusammenhange dieser Gedanken, Worte, Handlungen, „daß sie aus dem Innersten eines Individuums „fliessen: der Poet bezaubert mich, daß, so lange ich lese, ich ein solches Wesen glaube. Ihr „Herren Allegoristen, ihr Namenschöpfer von „Maschinen, ihr Ideenbildhauer der epischen „Dichtkunst — das thut ihr nicht! ihr mahlet, „ihr schildert; und so lese ich euch auch als Mahler,

„ler, als Schilderer; nicht als Dichter, nicht „als zweyte Prometheus, nicht als Schöpfer „unsterblicher Götter und sterblicher Menschen.„ Wie manches schöpfrisches Genie wird an einem solchen Machtspruch ein schreckliches Aergerniß nehmen! Wehe dem Verfasser der Wälder, durch welchen solch Aergerniß kommt!

Auch die 14te Nummer enthält manches Lesenswerthe über die Meynung; daß beym Homer das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts als eine poetische Redensart für unsichtbar machen soll. Unser Verf. bestreitet dieß, aber wieder, wie uns vorkommt, zu allgemein und der Geschmack giebt auf Lessings Seite die Entscheidung. *) Auch rechnen wir nicht zu dem hier vorkommenden Lesenswerthen, den zu viel Aufhebens machenden Ton und noch weniger den faden Witz des Verf., der S. 157-59. vorkommt. Vorzüglich gefallen uns wieder seine Gedanken

*) Beyläufig merken wir S. 153. einen Druckfehler an, der die aus dem Laokoon (S. 130) angezogenen Worte völlig unverständlich macht. Es steht hier: „Homer bearbeitet sichtbare und unsichtbare Wesen; dieser Unterschied kann die Materie nicht angeben.„ Es sollte heissen: diesen Unterschied kann die Mahlerey nicht angeben u. s. w.

Gedanken (S. 184. sag.) über eine deutsche Uebersetzung des Homers. Einige im Laokoon zwar nicht übersetzte, sondern nur nach einzelnen Zügen vorgestellte Bilder aus diesem Dichter dünken ihm auch noch in dieser Vorstellung so viel Leben zu enthalten, daß er an einer deutschen Uebersetzung durch einen Originalgeist nicht verzweifelt. Nur wo ist der Originalgeist, der sich einer solchen Arbeit unterziehen wird? — Selbst Lessing zeigt ihre aus der Natur unsrer Sprache unübersteigliche Schwierigkeiten, und nun mag der Verf. noch so artig darüber philosophiren; was hilft alle Theorie, wenn die Praxis ihr widerspricht.

Von den noch folgenden Abschnitten dieses ersten Theils gestehen wir ebenfalls, daß wir manche mit wiederholten Vergnügen gelesen. Denn wir sehen immer unsern Verf. seinem Schriftsteller in Gedanken folgen, oft einen beyläufig geäusserten Satz weiter ausführen; und wenn auch sein Widerspruch irrt, so hat er doch zu sehr die Miene der Ehrlichkeit, als daß wir den Mann darinn verkennen sollten, der, fern von kleiner Chikane, mit einer gewissen Begeisterung einem Werke nachzudenken sucht, an welchem nach seiner Sprache „ die drey Huldgöttinnen unter

„ den

„den menschlichen Wissenschaften, die Muse der „Philosophie, der Poesie, und der Kunst des „Schönen geschäftig gewesen sind.„

Wir eilen ins zweyte Wäldchen. ! Hier wird der Ton unsers Kritikus freylich heftiger. „Statt „in kritischen Wäldern, „ sage er deswegen zu „seiner Entschuldigung (S. 261.) habe ich oft „in kritischen nugis herumwandeln müssen; allein „warum schreibt Hr. Klotz solche am liebsten? „warum hat er fast nichts als solche geschrieben? „warum spricht er bey ihnen in so vornehmen „Tone? warum läßt man sich von diesem Tone „so überstimmen, daß man sie als Offenbarun„gen Apollo's lobet?

Wenn wir auch an dem Polemischen dieses Theils nicht weitern Antheil nehmen, als jeder unpartheyische nehmen kann, der lächerliche Menschenfurcht oder Kaballe verachtet; so müssen wir doch gestehn, daß unsers Kritikus Untersuchungen fast immer scharf, und seine Erinnerungen wichtig sind. Sein Gegner mag zeigen, ob er wirklich Gegengründe — lateinische Schimpfwörter, mit welchen wir die *Lectiones Venusinas* des Herrn Klotz überströmt sehen, hält der Unpartheyische nicht dafür — vorzubringen vermag.

Mit

Mit den *Epistolis Homericis* beschäftigt sich der Verfasser zuerst. Die Untersuchung, die er hier als Einleitung vorausschickt: „warum es für uns so leicht nicht sey, itzt noch Homer zu beurtheilen,„ zeigt uns wieder den denkenden Mann. Er rechtfertiget darauf die angegrifne Episode des Vulkans beym Homer, und alsdann den Thersites und Ulysses, die jener als des epischen Gedichtes unwürdige gern aus dem Homer verbannt wissen möchte. Der friedfertige Leser, der den angegrifnen nicht gern möchte fallen sehen, mag immerhin diese Stellen überschlagen, und nur im 4ten und den folgenden Abschnitten Nahrung für seinen Geist in den Anmerkungen unsers Verf. über den Gebrauch der Mythologie in Religionsgedichten suchen. Wir versprechen ihm, er werde sie finden und auf des Verf. Seite treten, daß der mythologische Achtsbann in den homerischen Briefen, „der alle unsre Dichter aus der poetischen Republick treibt,„ (S. 117.) höchst übereilt ausgesprochen sey. Das Resultat, das unser Verf. aus allen in diesen Werkgen gerügten Fehlern zieht, (S. 121.) müssen wir doch zur Beherzigung hersetzen. Es mag zugleich statt einer Probe der schon oben erwähnten sonderbaren Schreibart dienen.

„Als

„Als homerische Briefe hat sein Buch, dem „Inhalte nach, der eines Theils nicht tief genug „überdacht, andern Theils gar zu gemein und „auf allen Scheidwegen bekannt ist, und dem „Vortrage nach, der aus einer Parenthese von „Materie, levissimus transfuga! in eine andere „fällt, und keine erschöpft; in beyden haben die „homerischen Briefe nur den sicheren Nutzen, „Homer durch eine feine Figur, die man Iro„nie nennt, zu loben. Sie klagen ihn als einen „unzeitigen Lacher an, damit man es desto tiefer „bey ihm fühle: alles sey bey ihm am rechten „Orte. Sie beschuldigen ihn der Ungeschliffen„heit der Sitten seiner Zeit, damit man in dies„sen die edle Einfalt so mehr bewundre, liebe „und kennen lerne. Sie fodern ihn vor, daß „er dem Leser manchmal beschwerlich falle; und „um so fleißiger übe ich mich, die Musick in ihm „zu empfinden, die eine Empfindung, wie eine „Welle aus der andern hebt, und in eine dritte „fortwälzt. Sie loben nur παρεργα an Homer „daß ich das eigentliche Wesen seiner Mühe de„sto inniger verehren lerne. Sie scheinen ihn „nur aus Parallelen fühlen zu wollen; ich liebe „die Schönheiten in ihm, die sich nicht plenis „buccis vergleichen, die sich kaum in Augen„schein setzen, kaum in Worte einfassen; aber

„desto

„desto mehr an ihrem Orte, homerisch empfin„den lassen. Sie nahmen seinetwegen Gele„genheit, die Mythologie zu verbannen, und zu „verkleinern; ich, die Schönheit und poetische „Congruität der homerischen Mythologie zu be„herzigen. Sie halten es für die schönste Nach„läßigkeit, vom hunderten aufs tausende zu kom„men; mein Homer, immer bey der Stange zu „bleiben. — — So will ich sie zuerst, alsdenn „den Griechen selbst lesen, und ihm nachher je„desmal ein Stück dieser homerischen Briefe „opfern!

— — „animamque poetae
„His saltem accumulem donis, et fungar inani
„Munere — — „

O des bösen Kunstrichters, der dem Alterthumskenner durch ein so scharfes Urtheil mehr als eine unangenehme Stunde macht, und zum völligen Beweise seiner Bosheit dieses Urtheil vorher mit Gründen unterstützet hat!

Die zwote Schrift des Hrn. Klotz, welche dieser Theil prüft, ist: *de verecundia Virgilii.* Auch hier findet der Kritikus viel unbestimmtes, viel zur Unzeit gesagtes, oder um seine Worte (S. 168.) beyzubehalten: „bekannte Gemeinörter an „unrechter Stelle; gelehrte Citationen, die nichts „zur Sache thun; Maschinen von tausend Bü„chern,

„chern, um eine Kleinigkeit fortzuspielen, die „kaum einen Fingerdruck verdient„ und wie die Worte weiter lauten, die der wißbegierige Leser am angeführten Orte weiter nachlesen mag. Wir bemerken nur, daß der Verf. auch hier wie, der die böse Gewohnheit beobachtet, seine Beschuldigungen zu beweisen. Immerhin mag das angegriffene Buch nach diesem Tadel stehen oder fallen — es steht und fällt seinem Herrn — uns bleibt auch hier das am wichtigsten, was der Verf. hin und wieder besonders im 2ten bis 4ten Abschnitte von der Schamhaftigkeit und besonders ihrem Unterschiede bey verschiednen Nationen mit philosophischem Geiste sagt. Auch die Materialien, welche der Verf. zur Rettung des persönlichen Charakter Virgils (S. 185 - 195.) nach Art der Leßingischen Rettung des Horaz liefert, verdienen gelesen zu werden, wiewohl, nach des Verf. eignem Geständniß schon im heynischen Virgil, dessen S. 196. vorkommendes Lob, jeder warme Freund der Alten gern unterschreiben wird, ein Wink davon mit der dringenden Kürze gegeben ist, die wir in dieser Ausgabe, so oft wir sie zur Hand nehmen, bewundern.

Das letzte Stück dieses Theils ist Klotzens *vindiciis Horatii* gewidmet. Auch hier finden

wir viele Anmerkungen mitten unter dem bittern Tadel der genannten Schrift ausgestreut, die weiters Nachdenken verdienen. Der 2te, dritte und 4te Abschnitt dünken uns die wichtigsten. Wir enthalten uns aber um so viel mehr hier einer weitläuftigen Anzeige der Erinnerungen des Verf. gegen Hrn. Kl. und seiner eignen Anmerkungen über des Horaz Oden, da wir vielleicht von beyden bey der Anzeige der nunmehr sich so nennenden *Lectionum Venusianarum* Gelegenheit haben werden, etwas zu sagen. Vorläufig aber wollen wir doch die Leser jenes neu edirten Büchleins auf unsern Kritikus — und zur Abwechselung auch auf die starken Verantwortungen des Angeklagten verwiesen haben! der Schluß dieses Theils führt wieder die Sprache der alten deutschen Freymüthigkeit.

„Ich habe eigentlich, sagt der Verfasser, „ nicht „für, auch nicht gegen Hr. Klotz geschrieben. Ist „aber jemand, der meinen Gründen Gegengründe, und meinen Zweifeln Beweise entgegen setzen will: wohl! mein Name ist keine Sünde, „ihn wolle man also nicht errathen oder weissagen; wenn aber meine Schrift Sünde seyn „soll, so bin ich der erste, sie auf dem ersten „Wink zu prüfen, zu verdammen, oder zu vertheydigen. Nimmt aber jemand zu dem elen-

„den

„den Mittel seine Zuflucht„ (Ey Herr Kritikus, wie argwöhnen sie das! Hrn. Klotzens höfliche Anmerkungen in seinem Briefe vor den *Lect. Venus.* ad virum amicissimum Christ. Henr. Schmidium, daß Sie, ein paedagogus! mendacia foedam latinarum litterarum ignorantiam &c. &c. in ihrem Werke verrathen, werden Sie doch so böse nicht gemeynt glauben) „die Sache in Personellvermuthungen, in leere „Allgemeinsätze, in Nebensachen, oder gar in „die Gegend des lächerlichen oder der Pöbelschimpfe zu spielen, so erkläre ich mich, daß „ich dies als das sicherste Kennzeichen vom Treffenden meines Urtheils ansehen und ruhig fortfahren werde. Und„— — Doch genug davon. Wir kommen itzt zum dritten Wäldchen. „Noch über einige Klotzische Schriften!„ Und hier wird nun zuerst der oben angeführte Beytrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen gewogen, und — zu leicht befunden! Wenn ein Mann, wie unser Kritikus, zeigt, daß weder der Vortrag des Buchs gut, noch ein großer Theil der Compilation richtig angebracht, daß ein Theil einem andern abgeborgt, der andere aber weder so ausgeführt sey, wie uns der vornehme Eingangston erwarten ließ, noch auf richtigen Grundsätzen beruhe;

wenn er Materialien an die Hand giebt, aus welchen etwas mehr, als Flickwerk angeführt werden könnte: so ist, unsrer geringen Meynung nach, doch ein solcher Mann einen Augenblick als ein nicht ganz unwichtiger Beurtheiler anzuhören, und sein Ausspruch mag vielleicht einige Wahrheit mit sich führen. — Und unglücklicherweise verfährt unser Verf. so. Armes Münzbüchlein! wie wird es um deine Ewigkeit aussehn, wie um den Mann, der sich vorgenommen hatte, "aus den Münzen gleichsam eine „Geschichte des Geschmacks und der Künste zusammenzusetzen und ihre Blüthe oder ihren „Verfall aus demselben zu beurtheilen?" — Aber zur Sache. Zuförderst tadelt unser Kritikus im Allgemeinen den Vortrag des Buchs; er stellt eine Hrn. K. sehr nachtheilige Vergleichung an, wie ein Grieche geschrieben haben würde, und wie Kl. nicht geschrieben hat. "Ein Grieche" sagt er am Ende dieser Vergleichung S. 20., „dachte selbst — — doch wozu der „fortgesetzte Name eines Griechen? Hr. Kl. ist „kein Grieche, er läßt andre für sich denken und „schreibt; eben dadurch aber wird, was andre „gedacht haben, und er anzuführen beliebt, sein. „Im Alterthum ist seine Kunstmuse von Winkelmann, Lessing, Du Bos, Caylus; und in

„neuern

„neuern von Addison, Hagedorn, Matelet, Du
„Bos und einigen andern Franzosen so ganz be-
„sessen, daß, wie gesagt, immer Herr Kl. spricht,
„und fast immer ein andrer durch ihn. Er wei-
„set andre durch andre, Winkelmann durch
„Wacker, Lessing durch Wacker, Caylus durch
„Winkelmann, und Lessing durch Caylus zu-
„recht; „Ueberhaupt gehört hinter jede leidli-
„che Anmerkung ein fremder Name, und wo er
„nicht steht, wollte ich ihm zuschreiben. Zu
„diesem Münzbüchlein wenigstens dürfte ich
„nicht eben lange nachsuchen: denn was Plato
„zum Antimachus sagte, würde ich hier zu Ad-
„dison sagen können: hic mihi instar omnium!
„und Addison, welch ein guter Tröster! u. s. w.„
Arge Beschuldigungen, wir gestehen es; aber
doch ärger, daß sie erwiesen sind! Denn, nach-
dem unser Verf. im 2ten Abschnitt sich der aller-
lings in Vergleich mit Hr. Klotz einfältigen
Münzkenner angenommen hat, „die (S. 9. des
Beytrages) ein aufrichtiges Mitleiden verdie-
nen, weil ihnen das Vermögen versagt ist, bey
ihrer Gelehrsamkeit zugleich das Vergnügen
zu geniessen, welches andern„ (lies dieses
Büchlein mein Leser, so kennst du einen und zwar
den ersten unter diesen andern!) „welches an-
dern ein guter Geschmack gewähret; „so wird

er endlich zum Pfau an der stolzirenden Krähe. Aus dem wohlbekannten Joseph Addison und dessen eben so wohlbekannten Gesprächen von den alten Münzen, führt er ganze Stellen an, wo der Engländer und Deutsche bewundernswürdig neben einander hertraben;„ aber keine Nationalwette!„ setzt er hinzu, „der Deutsche kommt gewiß vor.„ Denn, wie billig, nimmt der Deutsche einen blumenreichern und angenehmern Weg; nur zuweilen kommen sie wieder zu nahe zusammen, und zwar so nahe, daß unser Kritikus auf den boshaften Einfall geräth, eine ganze Klotzische Stelle einer Addisonischen gegen über zu setzen, um dem Leser die Sache ein wenig zu erleichtern. Nur gesteht er, daß Addison immer Addison bleibt, der unsre hingegen gelehrt wird, der Fürsten angiebt, was sie ihren Künstlern aus Lichtwers Fabeln und Lucian antworten sollen; in patriotische Seufzer geräth, zwar den Wunsch des Ajax nicht wiederholen will, aber doch für Deutschland ein Reimgebethlein thut ꝛc. ꝛc.

„Und genug,„ schließt er endlich S. 43. „das „merkwürdigste bey Hr. Kl. in Vergleichung alter und neuer Münzen ist Addison jämmerlich „geraubt, jämmerlich, denn der Britte redet „bestimmt, bündig, angenehm; der kopirende „Deutsche kopirt und komplirt unordentlich, un-

„bes

, mit schönem Nonsense durchflicht
unsrer Nation und Zeiten! — Nur
Streiche spielt nach S. 44. und 45.
em deutschen Mitwandrer. Jenen
enden Personen nach ihrem eignen
chen. Der eine macht Einwürfe,
ntwortet, der dritte hält beyden
icht, und aus diesem Contrast und
n des Dialogs wird das schöne
n des Stücks. Aber Kl. spricht
Person, schilt immer in seinem
ey! da ist der schöne bunte Kon
über Farbe, Lappe an Lappe,
de, und Leinwand über Tuch
schöne belesene gute Tan
Noch ärger aber ists, daß
Freund immer von seinem
a dieser doch durchaus
g nehmen will, und
um zurück zu reisen
e Spuren verwi
nmen, und
: so hat
tig an
Ir

thigen
Theil.

gen von klei-
ng geschmack-
nigermassen zu
so wollten wir
, die doch
Witzes en
Originale si
sitten: denn so

er endlich zum Pfau an der stolzirenden Krähe. Aus dem wohlbekannten Joseph Addison und dessen eben so wohlbekannten Gesprächen von den alten Münzen, führt er ganze Stellen an, wo der Engländer und Deutsche bewundernswürdig neben einander hertraben;„ aber keine Nationalwette!„ setzt er hinzu, „der Deutsche kommt gewiß vor.„ Denn, wie billig, nimmt der Deutsche einen blumenreichern und angenehmern Weg; nur zuweilen kommen sie wieder zu nahe zusammen, und zwar so nahe, daß unser Kritikus auf den boshaften Einfall geräth, eine ganze Klotzische Stelle einer Addisonischen gegen über zu setzen, um dem Leser die Sache ein wenig zu erleichtern. Nur gesteht er, daß Addison immer Addison bleibt, der unsre hingegen gelehrt wird, der Fürsten angiebt, was sie ihren Künstlern aus Lichtwers Fabeln und Lucian antworten sollen; in patriotische Seufzer geräth, zwar den Wunsch des Ajax nicht wiederholen will, aber doch für Deutschland ein Reimgebethlein thut ꝛc. „Und genug,„ schließt er endlich S. 43. „das „merkwürdigste bey Hr. Kl. in Vergleichung alter und neuer Münzen ist Addison jämmerlich „geraubt, jämmerlich, denn der Britte redet „bestimmt, bündig, angenehm; der kopirende „Deutsche kopirt und komplirt unordentlich, un-

„bestimmt, mit schönem Nonsense durchstückt! „O Ehre unsrer Nation und Zeiten! „ Nur zwey böse Streiche spielt nach S. 44. und 46. Addison seinem deutschen Mitwandrer. Jener läßt seine redenden Personen nach ihrem eignen Charakter sprechen. Der eine macht Einwürfe, der andre beantwortet, der dritte hält beyden das Gleichgewicht, und aus diesem Contrast und den Wendungen des Dialogs wird das schöne Ganze, das Leben des Stücks. Aber Kl. spricht immer in seiner Person, schilt immer in seinem Namen — — „ey! da ist der schöne bunte Rock „fertig, Farbe über Farbe, Lappe an Lappe, „Tuch über Seide, und Leinwand über Tuch— „ey! da ist der schöne belesene gute Ton des „Herrn Klotz.„ Noch ärger aber ists, daß A. seinen deutschen Freund immer von seinem Wege ablockt und „da dieser doch durchaus mit ihm „nicht einen Weg nehmen will, und sich also „wieder besinnt, um zurück zu reisen, nnd immer sorgfältig die Spuren vertritt, auf denen „er zu ihm gekommen„ und immer doch zu ihm zurück kommt: so hat er endlich gar keinen Weg. Es ist lustig anzusehn, wie ihm der Kritikus auf diesen Irrwegen S. 47. fgg. nachschleicht! Doch wir sind es müde, ihn dahin zu begleiten, und erfreun uns lieber über die in den

folgenden 5. Abschnitten von dem Verf. beyläufig geäusserten Gedanken: von den Vorzügen der Griechischen Numismatick, wie weit sich aus Münzen auf den Geschmack einer Nation schliessen lasse; ob eine Münze die Denkungsart des Fürsten schildere, (ein herrlich von Herrn Klotz S. 15. und fgg. verwirrter Satz, dessen ungereimte Folgen unser Verf S. 99. fgg. zeigt) und besonders über den letzten Abschnitt, daß Münzen, wenn sie vom Geschmack der Nation zeugen sollen, ein Werk des Publikum, und ein freyes Kunstwerk seyn müssen. Freylich macht auch hier der Beytrag eine so traurige Figur, daß wir ihn nicht ohne Mitleiden die scharfen Streiche unsers Kritikus empfangen sehn. — — Doch ehe wir auf immer von diesem Büchlein Abschied nehmen, beklagen wir noch von ganzem Herzen, daß sich Hr. Leßing vom Herrn Geh. Rath Klotz aller seiner S. 179. fgg. angewandten gelehrten Bemühungen ungeachtet, eines bessern in Ansehung der Perspektiv der alten Künstler nicht hat wollen belehren lassen, wie wir mit vieler Betrübniß aus d. verstocktem Widerspruch im ersten Theil der antiquarischen Briefe S. 54. fgg. wahrnehmen müssen!

Der Schluß des dritten Theils der Wälder beschäftigt sich hauptsächlich mit einigen Urtheilen

len über die Klotzischen Acta litteraria. Auch hier kommen beyläufig manche gute Anmerkungen vor, nur wünschten wir, daß der Verf. wie im ersten Theil, wichtigern Werken seine Untersuchungen widme. Denn viele derselben werden gewiß auch dann noch gelesen werden, wenn jene unwichtigen, von selbst sterbenden Werkchen, Beyträge und Urtheile längst in verdiente Vergessenheit gerathen sind.

Unterricht und Zeitvertreib für das schöne Geschlecht in gesammelten Briefen und Erzählungen aus verschiedenen Sprachen. Sechster Theil, 1766. Siebenter Theil, 1767. Achter Theil, 1767. Neunter Theil, 1769. jeder ungefehr 1. Alph.

Abendstunden in lehrreichen und anmüthigen Erzählungen. Fünfter bis zehnter Theil. Breslau, 1765. bis 1769.

Wenn diese fortgesetzten Sammlungen von kleinen Romanen den Wust der ganz geschmacklosen Schriften dieser Art nur einigermassen zu verdrängen vermögend wären, so wollten wir solche Sammlungen wie diese, die doch keine Auswürfe des menschlichen Witzes enthalten, wie unsere meisten deutsche Originale sind, immer eher wünschen als verbitten: denn so hätten

sie doch wirklich einen Nutzen. Da aber weder die lehrreichen Abendstunden noch der Unterricht für das schöne Geschlecht den Geschmack im geringsten bessern und jeder Zeitvertreib und jede Abendstunde endlich langweilig wird, wenn man immer einerley Vergnügen sucht, so wäre es wohl am besten, daß man diese Sammlungen nicht zu einer allzugroßen Anzahl Bände anwachsen ließ, der Vorhang braucht ja nicht eben alsdenn erst herabzufallen, wenn sich schon alle Zuschauer verlaufen haben.

Nachrichten der Marquisinn von Pompadour, in welchen die Geschichte des französischen Hofs in den letzten zwanzig Jahren enthalten ist, von ihr selbst geschrieben. Zwey Theile, zusammen 1. Alph. und etwas darüber. Leipzig, 1767. 8.

Die Marquise von Pompadour soll durchaus eine Maintenon werden, man hat unter ihrem Namen schon verschiedene Schriften an die sie nie gedacht hat. Diese Memoires sind offenbar nicht von ihr; aber untergeschoben oder nicht, daran läge wohl wenig, wenn der Inhalt interessant wäre. Das ist er aber nicht, am wenigsten für deutsche Leser. Es werden eine Menge Leute, besonders Minister, darinne geschil-

schildert, davon sind aber die wenigsten ausser Frankreich bekannt, oder doch merkwürdig, und die Aufmerksamkeit verdienen, von denen wird mit vielbedeutender Miene nichts gesagt. Der V. scheint den Vorsitz auf irgend einen Caffeehause in Paris zu haben, wo er seit langer Zeit von Hörensagen allerley Anekdoten und weise Urtheile darüber gesammelt, die er hat drucken lassen, um von dem Publikum, durch die Hand des Buchhändlers, ein honorarium zu erhalten.

Fanny, oder die glückliche Reue, eine englische moral. Geschichte. Frankfurt und Leipzig, 1768. 6½. Bogen, 8.

Ausser der Empfehlung, daß diese Schrift klein ist, hat sie auch sonst keine einzige: denn sie ist an sich höchst unwichtig und noch dazu von einem großen Stümper in seiner Muttersprache übersetzt.

Die unerwarteten Verhängnisse über große Geister in den Begebenheiten eines Leipziger Studenten, welcher bald geistlich, bald weltlich, bald ein Secretär, bald ein Soldat, bald ein Schauspieler (und wer weis, was noch alles) gewesen, allezeit aber ein ehrlicher Mann geblieben. Frankf. und Leipz., 1767. drey Theile, 2. Alph. in 8.

Wenn

Wenn je ein Roman abgeschmackt und unter Kritik gewesen, so ist es dieser.

Von allem ein wenig, oder die Vergnügungen des Landes, aus dem französisch. des Hrn. v. Voltäre. Zwey Theile. Frankf. und Leipzig, 1767 und 1769. zusammen 16. B. 8.

Eine Sammlung kleiner Romanen und noch einiger andern flüchtigen Aufsätze, an denen nichts wäre verlohren gewesen, wenn sie auch unübersetzt geblieben wären.

Sammlung romantischer Briefe. Erster Theil. Halberstadt, 1768. 13. Bogen in klein 8.

Wir vermuthen, daß dieser Roman vielen beym ersten Lesen mißfallen habe, und doch dächten wir, daß er nicht so schlechterdings verwerflich sey. Wir glauben vielmehr, das daraus noch etwas gutes zu machen wäre, wenn der der V. die Kunst lernte, was er gut empfunden und gedacht hat, richtig und passend auszudrücken, und mit stärkerer Beurtheilungskraft zu schreiben. Er hat gewiß Kenntniß des menschlischen Herzens, Anlage zu einem philosophischen Kopfe, und vornemlich viel Empfindung. Reich an Imagination ist er eben nicht; doch ist sein, so weit man ihn übersieht, ziemlich einfacher Plan, nicht arm an guten Situationen. Jedoch

doch sind die Hauptlinien desselben zu versteckt.

„Frymuth unterrichtete den Sohn der Marsay, einer jungen Witwe, welche er bald lieb gewann. Sie erwiederte seine Liebe, und da sie ihn nicht öffentlich heyrathen durfte, weil sie ihrem Sohn erster Ehe das seinige entzogen und alle ihre Verwandten aufgebracht hätte, so verbarg sie ihre Schwangerschaft, und gebahr dem Frymuth heimlich einen Sohn, starb aber bald darauf. Dieser gab sein Kind zuerst einem Landmanne zur Erziehung, und als es älter ward, seinem Freunde Wulmoth, einem Landprediger, der den Knaben zugleich mit seiner Tochter Nannette auferzog. Frymuth beweinte unterdessen den Tod seiner Geliebten auf einem einsamen Landgute, welches sie ihm vermacht hatte. Sein Jacob und Nannette waren von einem Alter; sie liebten einander bald, kindlich und unverhohlen. Jacob gieng nun auf einige Zeit zu seinem Vater. Ein Freund dieses Jünglings, Ormon, liebte Nannetten heimlich, und weil er älter war, war auch seine Liebe heftiger. Der Amtmann des Dorfs, ein nichtswürdiger Wohllüstling, stellte Nannettens Unschuld nach, daher Wulmoth sie auch zu Frymuth in Sicherheit brachte. Jacobs Aufenthalt bey seiner Nannete, brachte Ormons Liebe ungemein auf. Seine Eifersucht ward durch

der

der liebenden Briefe an ihn noch mehr gereizt, und als Jacob nun gar zum künftigen Gatten Nannettens bestimmt ward verfiel Ormon in eine wilde Schwermuth. Nannete kehrt zu ihrem Vater zurück. Ormon entdeckt Jacob die Ursache seiner Melancholey. Dieser glaubt, daß sie beyde zugleich Nannetten heyrathen könnten, welchen Vorschlag Ormon verwirft. Dieser Theil endigt sich mit Ormons Kampfe und mit Jacobs zudringlichem Verlangen, seinen Vorschlag anzunehmen, worein zu willigen die beyden Väter nicht ungeneigt scheinen.„

Neues, Wunderbares und Verwickelung findet man hier eben nicht. Doch ist immer zu wenig Handlung und allzuviel Schilderung der Empfindungen da, die eben deswegen, weil man sie minder mit Handlungen verbunden sieht, geringern Eindruck machen, und weniger wahr scheinen. Der Characktere sind wenige; allein diese sind abstechend und anziehend genug. Im Ganzen sind sie gut geschildert und durchgeführt; jedoch haben sie einzelne und zwar zu stark gezeichnete Züge, welche sie als ungleich darstellen. Besonders sollte Jacobs Alter bestimmter seyn. Man weis ohne diese Bestimmung nicht recht, wie man ihn beurtheilen soll. Er nennt sich einmal ein ohnmächtiges Kind; (S. 123.)

ihm wird Nannette zur Gattinn versprochen, die nach S. 197. allmählig schon etwas in der Küche anordnen kann, und doch erwachsen genug seyn mußte, da sie den geilen Amtmann so reizen konnte; (wiewohl, beyläufig zu sagen, die ganze Episode vom Amtmann und sein eckelhafter Brief nichts taugen) die meiste Unbestimtheit der Charackrere liegt in dem, was der V. seinen jüngern Personen sagen läßt. Bald reden sie kindisch, denn wieder jugendlich unschuldig und naiv, den machen sie scharfsinnige Betrachtungen. Ueberhaupt verdirbt die Schreibart des V. vieles. Stellenweis ist sie schön, den Personen und Gegenständen angemessen; aber nur allzuoft gezwungen, voller Gleichnisse, Ausrufungen, und zuweilen gar schwülstig. Ein andermal schöpferisch, poetisch; denn wieder stößt man auf ein weitläuftiges Geschwätz, welches z. E. im 22. Briefe so weit geht, daß Jacob ganze lange Reden seines Vaters, die so blumenreich und gezwungen als möglich sind, wieder zu erzählen weis. Kurz, der V. hat den Styl gar nicht in seiner Gewalt, und man sieht, daß er noch ein junger feuriger Kopf seyn muß, der seine Gedanken noch nicht genug auszubilden, zu ordnen und vorzutragen weis.

Die

Die zu pedantisch angebrachte Gelehrsamkeit gehört zu den Hauptmängeln des Buchs, welcher sonderlich in Frymuths und Wulmoths Briefwechsel für die Polygamie sichtbar wird, die einen seltsamen Wust von lächerlichen falschen und schon oft widerlegten Argumenten enthalten.

Viele gute Bemerkungen über die Kinderzucht selbst in den Briefen der Kinder, welchen die Lust das Gerlernte wieder anzubringen, ganz natürlich ist, haben uns gefallen; obgleich einige nur Speculationen seyn mögen, und überhaupt Wulmoths Kinderzucht nicht genug in Uebungen, sondern zu viel in Lehren und in philosophischen Sentenzen besteht, welche die Kinder blos nachbethen. Die Liebe Jacobs und Nannetens ist reizend geschildert, Ormons heftigere und schon mehr animalische Neigung sticht gut dagegen ab, und die unschuldige Rolle, welche Nannete dabey spielt, wird gefallen müssen. Einzelne philosophische Betrachtungen, Gemählde des Landlebens und der Einsamkeit gehören auch zu dem guten Theile dieses Buchs.

Geschichte

Geschichte der berühmten Miß Fanny Murray. In zween Theilen. Aus dem Englischen. Nürnberg bey Ammermüller 1768.

Die Geschichte einer englischen H*. von einem berüngten Englischen Autor geschrieben, der um alltägliche Begebenheiten nur etwas piquant zu machen, ihnen einen Anstrich von Unkeuschheit zu geben sucht, der ihm auch nicht einmal gelingen will. A vain attempt of being bawdy, sagen die Engländer. Der Verf. muß schon mehrere Romane geschrieben haben, denn er ist mit den Verfassern des Monthly review sehr übel zufrieden, daß sie alle Romane durch die Bank auszischen. Der Uebersetzer mag sich in Ansehung seiner Uebersetzungen, vielleicht mit dem Verf. in gleichen Umständen befinden; denn da der englische Verf. die Miß Fanny in Gesellschaft eines Gelehrten und eines Reviewers kommen läßt, um dem letztern alle mögliche Abgeschmacktheiten anzudichten, so setzt der Uebersetzer, um auch seinen Antheil an der Rache zu haben, hinzu: „Der deutsche Leser kann sich hier allenfalls einige gewisse allgemeine deutsche Bibliothek, einen neidischen „und gewinnsichtigen Verleger, und einige „hungrige Halbgelehrte vorstellen, die daran

„arbeiten, so wird der ganze Auftritt auf unser „blühendes Deutschland passen.„ Ob der Uebersetzer gelehrt und satt sey, kann man aus dieser Uebersetzung eben nicht ersehen, vielleicht ersieht man es genauer aus der Uebersetzung des Lebens der Miß Kitty Fischer einer noch berüchtigtern Englischen H*. die unser Uebersetzer, (vermuthlich aus Liebe zu den guten Sitten) nächstens deutsch zu liefern verspricht.

Das abentheuerliche Mädchen, eine glückliche Nachfolgerinn des neuen Proteus, so der Verfasser der neuen Marianne in französischer Sprache herausgegeben und nachhero ins Deutsche übersetzt worden. Frankfurt und Leipzig. 1768. 17 Bogen.

Schon der Titel verräth einen müßigen Schüler oder Ladendiener als Verfasser dieses abentheuerlichen Romans.

Die Geschichte der Angelica, oder die Schöne ohne Hand, aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig. 1768.

Von einem Scribenten ohne Kopf.

Das Gärtnermägdchen von Vincennes, aus dem Französischen der Frau von B. Ersten Theil. Leipzig. 1768. bey Hilschern, 18 Bog.

Ein

Ein französischer Roman, der in England Beyfall findet, sollte der sein Glück nicht auch in Deutschland machen? Wenigstens dienet dieser Beyfall der Ausländer unsern Uebersetzern zu einem Sporn, ihren Beruf desto eilfertiger zu erfüllen. Dieses Buch hat nichts, dadurch es sich von andern ähnlichen Schriften besonders auszeichnen sollte. Daß ein Mann von Stande ein geringes tugendhaftes Mädchen heyrathet, ist eine abgenützte Erfindung. Die Franzosen haben einen besondern Hang dergleichen ungleiche Heyrathen zu stiften, und damit alles wieder ins gleiche kommt, schenken sie am Ende diesen Glückskindern auch alle Vorzüge der Geburt. Die Verfasserinn weiß ihr Sujet aber doch so zu behandeln, daß es für den Leser anziehend wird. An einigen Orten schildert sie ihr Mädchen zu stoisch, z. B. da diese auf Befehl der Mutter dem jungen Marquis, den sie heftig liebt, einen Ring zurücke giebt. Die Uebersetzung ist noch nicht geendiget, aber es ist kein großer Scharfsinn nöthig, um aus dem Zuschnitt die Entwickelung der Geschichte zu errathen.

Geschichte der Tugend und Laster in wahrhaften Erzählungen. Et virtus et vitia docent. Frankf. und Leipz. 1768.

Ein Buch, das mit Blitz, Donner, Sturm und Erdbeben anfängt, läßt den Leser schreckliche Auftritte erwarten; aber dieser kreisende Berg gebiert eine lächerliche Maus. Man findet hier nichts, als ein elendes Gewäsch trivialer Erzählungen. Will jemand wissen, wer eigentlich der Verf. ist? Ein Vasall der Tugend, so nennt er sich in der Vorrede. Das mag es immer seyn, aber ob der gesunde Verstand an ihm einen Vasallen hat, das ist eine andere Frage.

Neue Feen- und Geistermährchen von den Verfassern der Abendstunden. Leipz. bey Johann Gottfried Müller. 2 Theile, 1768.

Zwey und zwanzig Bogen Unsinn.

Laokoon, oder über die Gränzen der Mahlerey und der Poesie mit beyläuftigen Erläuterungen verschiedener Punkte der Alten Kunstgeschichte, von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil. Berlin bey Voß, 1766. 298 S. in gros 8.

Mit der Gesinnung, mit der ein Mann, der weder ein Künstler noch Kunstrichter ist, vor eine Statue tritt, nicht um neue Schönheiten zu entdecken, noch neue Grundsätze her-

aus-

auszuziehen, sondern nur das auch vor seinen Theil zu empfinden, was andere Leute von gutem Gefühl vor ihm empfunden haben; nicht um erzählen zu können, was er gesehen hat, sondern um sich mit dem Anblick zu sättigen; und wenn es möglich ist, gedankenreicher wegzugehn, als er gekommen war, in der Verfassung lese ich itzt den Laokoon. Das Buch ist schon längst bekannt, gelobt, bewundert, beurtheilet, getadelt worden, daß eine Kritik, die blos bekannt machen sollte, viel zu spät käme, und die Stimme einer einzelnen Person bey einem Werk, das schon das Urtheil der Nation ausgehalten hat, in keine Betrachtung mehr kommt. Noch vor kurzem hat ein Mann von Tiefsinn und Gelehrsamkeit über dieses Werk ein neues geschrieben. Man kann also nicht erwarten, daß auch für den denkenden Kopf viel Seiten übrig gelassen sind, von denen diese Gegenstände sich betrachten liessen. Aber das ist noch vielleicht übrig, der Reihe der lessingischen Ideen unverwandt nachzugehen; sie so wie sie sich in seinem Kopf entwickelt haben: (denn in der That ist sein Buch mehr eine Geschichte seiner Meditation, als das blosse Resultat derselben) sich auch in seinem entwickeln zu lassen; blos den Faden, wenn er, um durch angenehmere Wege zu führen, Krüm-

mungen macht, abzukürzen und grader zu leiten; so durch die Uebersehung des ganzen Weges die einzelnen Abweichungen zu berichtigen, und wenn es möglich ist, anstatt Irrthümer aufzusuchen, die zu den einzelnen Stellen Anlaß geben könnten, durch den Zusammenhang des Ganzen zu widerlegen.

Keine Werke sind so fähig, uns über die Art der Operationen der menschlichen Seele aufzuklären, als die, wo uns nicht die Ideen, nachdem sie hervorgebracht, und in ein gewisses vollständig scheinendes Gebäude geordnet worden, blos gezeigt werden, sondern wo wir sie selbst hervorbringen sehen. Fast jeder Mensch, der selbst denkt, muß eine Erfahrung bey sich gemacht haben, die, wie mich deucht, auch die Werke unsers Verfassers bestätigen. Es giebt eine gewisse Veränderlichkeit der Meynungen, eine Art von Widersprüchen, deren nur ein solcher Kopf fähig ist. Wenn man das Vergnügen zu denken einmal genossen hat; wenn man im Stande ist, es sich zu verschaffen: so ist man immer bereitwilliger, eine neue Reihe von Reflexionen anzufangen, als sich seiner alten wieder zu erinnern. Ohne daran zu denken, wo uns diese Reihe hinführen könnte, überlassen wir uns blos dem Hange und der

Beur-

Beugung, die unsre Ideen nahmen. Kommen wir an demselben Ziel an, wo wir ehemals auf einem andern Wege, von einer andern Seite hintrafen: Gut, wir freuen uns unsere ehemaligen Meynungen, als alte Freunde unvermuthet wieder zu finden, und empfangen sie mit desto brünstigerer Zuneigung. — Aber wir suchen sie nicht auf, wir sind nicht zum voraus schon vorbereitet, keine andre Ideen aufzunehmen, als die sich zu denselben passen, wir sind nicht unzufrieden, wenn wir die Wahrheit in einer andern Gestalt wieder treffen, als in der sie sich uns ehemals darbot. Um auf dem Wege des Raisonnements gleichförmig fortzugehen ist nothwendig, sich schon das Ziel wo man hindenkt, vorgesteckt zu haben; es immer im Gesicht zu behalten und seine ganze Ideen dahin zu lenken, wo sie am Ende eintreffen sollen. Aber eben das ist der Weg sich ewig in einen engen Kreis von Begriffen einzuschliessen, sich alle Mittel, Vorurtheile abzulegen, oder neue Wahrheiten zu entdecken, zu benehmen und Irrthümer zu verewigen, die sonst nur Einfälle gewesen wären. — So wie die Uebereinstimmung in den Meynungen mehrerer Personen beynah sobald wegfällt, als diese mehrere Personen nicht blos nachsprechen, sondern

wirklich denken, so ist gemeiniglich diese völlige Uebereinstimmung mit sich selbst nur alsdann möglich, wann man über jede Sache nur einsmal denkt, und einmal gemachte oder angenommene Grundsätze ewig zu dem Maaße aller seiner künftigen Einsichten und Urtheile macht.

Dieser freye ungehinderte zügellose Lauf der Meditation; diese mehr auf gerathewohl als zu einem besondern Entwurf angefangene Untersuchung; diese Entwickelung der Ideen durch ihre natürliche Fortschreitung, ohne vorher bestimmten Endzweck; diese Erweiterung des Plans mit jeder Stuffe der Entwickelung; mit einem Wort, diese vor den Augen des Lesers selbst angestellte Untersuchung, die ist der Charakter beynahe aller Lessingscher Werke, und auch dieses insbesondre. Wenn sich in einem reichen Kopfe aus der Menge von Vorstellungen, die in demselben schlummert, eine hervorhebt; so wirft sie auf einmal einen Glanz auf eine ganze Reihe andrer, die er alsdenn erst gewahr wird. Von dieser Entdeckung gereizt, und durch das Vergnügen des Arbeitens selbst, mehr als durch irgend eine Belohnung der vollendenden Arbeit selbst angetrieben, bringt er die Begriffe so nacheinander zur Klarheit, wie eine

zu

zuerst auf die andre ihr Licht fallen ließ. Sein Buch wird eine Erzählung seiner eigenen Veränderungen.— Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird für den Leser, der auch die Operation kennt, die hier vorgeht, der selbst zuweilen die Versuche macht, die er hier ausgeführt sieht, für den wird das Buch richtiger seyn, als ein ausgearbeiteres ganz vollenderes Werk von längst gesammelten Ideen. Nicht der Nutzen der Sachen, selbst nicht die Richtigkeit der Begriffe, sondern die Kraft der Seele, mit der sie hervorgebracht werden, wird ihn für den Schriftsteller einnehmen; er findet in ihm ein Muster seines Nachdenkens, wenn er auch keine Principia zu denselben finden sollte.

Meinen Geist, ich gestehe es, hat eben deswegen keine Lectüre so genährt, keine so sehr meinen Kopf in der Disposition zu denken zurückgelassen, keine mir selbst mit einer so großen Idee meiner Fähigkeit geschmeichelt, als die Lessingsche Werke. Noch ein anderer Vorzug ist ihnen eigen, der grade dazu gehört, wenn man gerne einem denkenden Kopf während der Arbeit des Nachdenkens selbst zusehen soll; eine Genauigkeit und Kraft des Ausdrucks; eine Vollständigkeit und eine gewisse Rundung al-

ler Theile jedes Begriffs; eine immer genau bezeichnete Folge von einem Begriff zu dem andern; eine gewisse lebende anschauende Rede, die die ganze Idee mit allen ihren Schattirungen durchscheinen läßt, und der Art dieser Vorstellung so genau anpaßt, daß man zweifelhaft ist, ob es Gedanke oder Ausdruck ist, welcher zuerst den andern hervorgebracht hat. — Unsere Sprache erlaubt einem Schriftsteller, der eine gewisse Gewalt über sie hat, so einen weiten Umfang der Freyheit; sie läßt sich in so viele und so mannigfaltige Wendungen beugen; sie giebt den Ideen des Schriftstellers so nach: daß es in ihr mehr, als in einer andern möglich ist, jeden leichten Riß, jede nur halbe entworfene Spitze der Gedanken doch verständlich und einnehmend zu machen. Herr Lessing kennt, so sehr nur irgend ein anderer, diese Vortheile. In jedem Gedanken durch den Ausdruck grade die Idee am lebhaftesten in die Seele zu bringen, die die vornehmste des Gedankens seyn soll; die Aufmerksamkeit allemal grade auf den Punkt rege zu machen; den er am meisten will gesehen wissen; fremde oft gemeine Redensarten und Wörter durch die Stelle in der er sie setzt, entweder einleuchtend zu machen oder zu veredeln; das ist ein Verdienst, das ihm unter unsern

Schrift-

Schriftstellern vorzüglich eigen ist. Aber eben dieses Talent, so nothwendig es jedem denkenden Geist ist, so ist es doch auf der andern Seite auch im Stande ihn zuerst, und dann seine Leser zu verblenden. Eine schwache Verbindung der Begriffe, entfernte Aehnlichkeiten können uns, wenn sie durch einen glücklichen Ausdruck in ein helleres Licht gesetzt worden, so sehr rühren, daß wir sie für sehr starke und innere Verhältnisse halten. Die Gedanken werden einigermaßen durch die Zeichen derselben bestimmt, und das was einfältig oder schlecht ausgedrückt, uns selbst unrichtig oder zweifelhaft geschienen hätte, kommt uns unter der passendern und einleuchtendern Bezeichnung, die wir ihm gegeben haben, wahr und ausgemacht vor. So wird die Seele oft von ihrem eignen Lichte geblendet.

Man muß uns diese allgemeine Betrachtungen bey einem Werke und einem Schriftsteller erlauben, bey dem es nicht der geringste Nutzen seiner Leser ist, die menschliche Seele in einer vorzüglichen Größe und die Ausübung ihrer besten Fähigkeiten kennen zu lernen.

Wir setzen uns also mit ihm zu dem Buche des Winkelmanns, und lesen. Winkelmann

vergleicht den Laokoon des Virgils mit dem Laokoon des Künstlers. Der erstre schreyt, der letztre seufzt nur. Das Factum ist richtig. Aber wie erklärt es Winkelmann? Es ist, sagt er, der Ausdruck einer großen Seele; eines mit dem Schmerzen ringenden Geistes, es ist der natürliche Ausdruck von dem Leiden eines Helden.

Wie; (so stelle ich mir vor, hat Lessing gedacht, da er die Stelle las) diese Mäßigung in dem Ausdruck der Leidenschaft, soll bey dem Künstler blos den Zweck haben, die Größe und die Weisheit der Seele zu bezeichnen? Aber das ist ja ein Zweck, der Künstlern und Dichtern gemein ist. Warum wollte denn Virgil seinen Laokoon nicht als einen Helden erscheinen lassen; warum Sophokles nicht seinen Philoctet, denn bey dem finde ich doch nicht blos unterdrückten, sondern auch lauten, unverstellten, schreyenden Schmerz. — Wenn dieser Ausdruck einer großen Seele blos den Künstlern eigen ist, so muß der Grund davon wohl mehr in dem Eignen ihrer Kunst, als in dem Gemeinschaftlichen der menschlichen Natur liegen. — Und dann, das ist nicht einmal wahrer Ausdruck einer großen Seele nach griechischen Begriffen. Ihre Helden, so wie sie uns von ihren vornehmsten

sten Dichtern beschrieben werden, empfinden den Schmerz lebhaft, und drücken ihn ohne Rückhalt aus. — „Aber ist dann das geduldige Ertragen des Leidens nicht auch Stärke der Seele?„ Nicht sowohl Stärke der Seele als Unempfindlichkeit und Abhärtung; und eben diese vernichtet den Werth der Tapferkeit mehr, als sie sie erhebt; das ist die Tapferkeit der Wilden. — Über den Schmerz zu fühlen, und ihn für das Gute des Endzwecks übernehmen; das ist griechischer Heldenmuth. — Also, wenn der Ausdruck des höchsten Schmerzens doch noch mit der Größe der Seele bestehen kann, so muß es eine andre Ursache geben, warum die Künstler ihn vermieden haben. Und welche ist diese?

Der höchste Ausdruck der Leidenschaft ist allemal eine gewaltsame Bewegung der körperlichen Theile, er verstellet oder vermindert also die Schönheit der Gestalt, indem er die Verhältnisse derselben zerrüttet; und der Künstler will Schönheit.

Wenn dieser Grund aber befriedigen soll, so muß also Schönheit vor Ausdruck gehen; so muß die Annehmlichkeit der Form ein höherer Endzweck der Kunst seyn, als die Vorstellung der Leidenschaft. — Grade so war es auch bey

den

den Griechen. Das beweisen ihre Gesetze und die Uebungen ihrer Künstler. Die einen verbieten die Nachahmung häßlicher Gegenstände, und schränken auf alle Weise die Nachbildung blos einzelner Gegenstände ein. Diese verminderten den Ausdruck der Leidenschaft, um die Schönheit der Form durch eine zu heftige Bewegung der Theile nicht zu stören; und sie verbargen diesen Ausdruck sogar, wo er der Verfassung der Person nach nothwendig gewesen wäre. Das war der eigentliche Zweck des Timanthes, da er seinen Agamemnon verhüllte, nicht die Unfähigkeit der Kunst, den höchsten Grad des Schmerzens auszudrücken.

Aber wenn auch Schönheit nicht durch den Ausdruck der heftigen Leidenschaft gestöhrt würde: so hätte doch der Künstler noch Ursache ihn zu vermeiden. Der Künstler macht für das Auge nur einen einzigen Augenblick. Die Imagination allein kann diesen Augenblick vervielfältigen, indem sie sich die vorhergehenden und die nachfolgenden hinzudenket. Aber wenn das geschehen soll, so muß es nachfolgende Augenblicke geben; so muß das, was der Künstler von der ganzen Action zeigt, nicht das seyn, was in der Succession der darunter begriffnen Veränderungen das äusserste ist. — Ferner das Werk

des

des Künstlers ist unveränderlich und fortdaurend; also muß er auch die Gegenstände, die ganz augenblicklich sind, vermeiden; und der höchste Schmerz ist es.

Dieses Gesetz bestättigt sich, indem es zugleich den Poeten rechtfertiget, der demselben entgegen handelt. Durch die höchste Leidenschaft wird die Schönheit verunstaltet. Aber Schönheit des Körpers ist nicht das, wodurch die Dichtkunst gefallen will; es ist Schönheit der Seele durch Handlungen ausgedrückt, hier also ist der Ausdruck ein höher Gesetz als die Schönheit. — Leidenschaft ist nur augenblicklich. — Aber die Poesie braucht nicht blos einen Augenblick zu schildern, sondern ganze Successionen; bey ihr dauert also das Bild nicht länger als bis der Dichter ein neues darauf folgen läßt, und das kann mit eben der Geschwindigkeit geschehen, mit der die Natur diese Zustände selbst auf einander folgen läßt.

Aber wie in Dramatischen, wo für Auge und Einbildungskraft zugleich gemahlt wird? und doch hat Sophokles sich des Vorrechts der übrigen Dichter in diesem Stücke bedient.

Ganz gewiß liegt der Grund in dem Unterschiede des sich bewegenden Gemähldes auf der Scene, und des stillstehenden auf der Leinwand:

Philo-

Philoctets Schmerz ist nicht eine Krankheit sondern eine Wunde. Darüber hat die Imagination schon mehr Gewalt, es sich lebhaft vorzustellen.

Es ist nicht blos Schmerz, sondern Verlassung, Hülflosigkeit, Einsamkeit, lauter Leiden der Seele, die aber alsdenn nur recht empfindlich werden, wenn das körperliche Leiden die Bedürfnisse des Trostes und des Beystandes vergrössert. — Es ist wahr; der Dichter erreicht seine Absicht in dem körperlichen Schmerzen am wenigsten, wenn es blos seine Absicht ist, in uns ähnliche Empfindungen hervorzubringen. Aber sein Zweck ist der gar nicht. Er will Hochachtung und Liebe für seinen Helden einflössen, und was kann das mehr, als alle Zeichen des äussersten Schmerzens, und doch keine einzige Bewegung, keine Begierde, keine Handlung sehen, diesen Schmerz durch unanständige Mittel wegzuschaffen; wie kann man anders die Größe der Kraft zeigen, als wenn man zuerst die Größe des Widerstandes zeigt, den man durch diese Kraft überwinden läßt.

Endlich der Künstler erregt seine Bewegungen in dem Gemüthe der Zuschauer nur immer unmittelbar; die Situation des Helden selbst ist das einzige, was sie hervorbringt, sie sind also

nur

nur einfach wie diese. Der Dichter kann auch eine Art von abgeleiteten Bewegungen erregen; er kann die ersten Zuschauer von den Handlungen und Begebenheiten seiner Helden selbst wählen; diese durch ihre besondre Verfassung auf so mannigfaltige Art durch die Leiden des erstern rühren lassen; in ihrer Seele das allgemeine sympathetische Gefühl des Schmerzens auf so vielfache Art modificiren; daß bey dem letztem Zuschauer, für den endlich das ganze Werk bestimmt ist, durch die Vermischung ganz andre Empfindungen entstehen, als die durch die bloße Zeichen des Leidens erregt werden können.

Ist also ein Grund, warum der Künstler seinen Laokoon nicht schreyen ließ, kein Grund, warum nicht der Dichter ihn auch hätte können seufzen lassen: so wird, wenn das eine ja die Copie des andern seyn soll, das am ersten die Nachahmung seyn, wo die Aenderungen des Originals am begreiflichsten und nothwendigsten sind. Virgil hätte ohne Noth geändert, wenn er die Künstler nachgeahmt hätte. Das Schöne für den Anblick ist auch schön für die Imagination. Aber der Künstler änderte aus Ueberlegung und aus Bedürfniß der Kunst. Beym Virgil winder sich die Schlange zweymal um Brust und Hals; auf der Statue winder sie sich

um die Schenkel. Das letztere wäre für den Dichter ein eben so schönes Bild gewesen; aber für den Künstler war das erste schlecht, weil Brust und Hals offen unversteckt seyn mußten, wenn nicht ein großer Theil des Ausdrucks verlohren gehen sollte.

Wenn also der Dichter und der Mahler in der Bearbeitung einerley Gegenstandes oft von einander abweichen müssen: so ist es abgeschmackt vorauszusetzen, daß sie sich einander nothwendig nachgeahmt haben müssen, und sie nach dieser Voraussetzung zu erklären. — Aber es herrscht doch zwischen den Gegenständen der Dichter und Mahler eine so handgreifliche Aehnlichkeit. Und woher diese, als weil die Mahler ihre Sujets aus den Werken der Dichter nehmen? — Ihre Sujets allerdings, aber nicht das Muster ihrer Bearbeitung. Wenn sie Begebenheiten mahlen wollten: so mußten die Begebenheiten irgendwo aufbehalten worden seyn; und von den ältesten, den Götter- und Helden-Geschichten waren nur die Dichter die Bewahrer. Also zusammentreffen mußten sie nothwendig, so oft sie beyde einerley Stoff vor sich hatten; aber in der Art der Behandlung, in dem Gebrauch dieser Materialien mußten sie eben so verschieden seyn,

seyn, als sie in der Wahl derselben gleichförmig waren.

Dichter und Mahler haben beyde Götter und Göttinnen vorzustellen. Aber bey den letztern ist das erste Augenmerk, sie überhaupt kenntlich zu machen; bey den ersten nur ihre gegenwärtige Handlung zu zeigen. Bey den letzten ist es nothwendig, den allgemeinen Charackter, wodurch der Gott zu dem Gott wird, allenthalben auch in ihren besondersten Handlungen und Begebenheiten beyzubehalten; bey den ersten wird der Charackter schon durch das bloße Wort und die Idee, die dieß rege macht, erhalten. Der Dichter hat volle Freyheit, das Wesen, das einmal in unsrer Imagination bestimmt ist, in noch so abwechselnde Veränderungen zu setzen. So bald wir einmal wissen, wer die Person ist, so dauert ihre Identität der Person in unsrer Idee fort, der gegenwärtige Zustand mag von einem alten schon vorher uns bekannten Zustande noch so sehr unterschieden seyn. Aber eine Unbekannte muß man uns nicht in einer andern Situation, unter andern Umständen zeigen, als in der wir sie schon zum voraus erwarten, oder wir verkennen sie gänzlich. Venus kann beym Dichter zürnen, denn wir verlieren doch die schöne gefällige liebkosende Venus nicht aus den Au-

gen, die nur für eine Zeitlang diese ihre fremde Gestalt angenommen hat. Bey dem Künstler wäre sie nicht Venus mehr.

Also wo es vorniemlich darauf ankam, gewisse Personen und Wesen kenntlich zu machen, da mußte oft der Künstler von seinem höchsten Gesetz Ausnahmen machen, und das Characteristische dem Schönen vorziehen. Die Religion machte eine solche Nothwendigkeit. — Also ist es kein Einwurf gegen dieses Gesetz, wenn bey Werken, die für Tempel gemacht waren, dasselbe nicht beobachtet ist. Um zu beständigen sichern Begriffen von den alten Kunstwerken zu gelangen, wird man den Umfang dieses Worts einschränken müssen. Nur wo der Künstler nichts als seine Kunst zum Zweck und zur Regel hatte; wo ihn keine äussre Ursachen einschränkten: nur die werden Beyspiele und Erfahrungen für den Kenner werden können, seine Regel daraus zu abstrahiren.

Was aber der Künstler durch beygelegte Sinnbilder erst kenntlich machen muß, das sagt der Dichrer blos durch das Wort, und hat also diese allegorischen Kennzeichen nicht nöthig. — Es ist also Fehler, wenn er das, was der Künstler aus Armuth und Noth, als eine Schönheit nachahmt, wenn er seine Götter oder allegorische

Wesen

Wesen wie Statuen mit ihrem ganzen Rüst-zeuge aufstellt, anstatt wie belebte Wesen handeln zu lassen.

Caylus ist so sehr besorgt dem Künstler und Mahler neue Sujets zu geben. Aber zuerst verlangt der Künstler nicht diesen Reichthum, und zum andern ist er ihm unbrauchbar. Er verlangt ihn nicht, weil überhaupt bey ihm die Erfindung das kleinste Verdienst ist; und noch mehr, weil er gerne alte bekannte Gegenstände macht, um gleich bey dem ersten Anblick verstanden zu werden. — Er ist ihm unbrauchbar, weil ihm Nachahmung der schönsten Gemählde des Dichters oft durch das Wesen seiner Kunst unmöglich gemacht, auch öftrer durch die Absicht derselben verboten wird.

Unmöglich gemacht wird ihm zum Beyspiel, der Unterschied zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, zwischen dem Göttlichen und Menschlichen. Der Dichter nimmt diesen Unterschied an, ohne ihn genau zu bestimmen. Er läßt es der Imagination frey, ihn sich nach der Verschiedenheit der Würkungen so groß zu denken, als es ihr gefällt. Aber der Mahler muß diesen Unterschied fixiren, ihn auf ein gewisses Maaß bringen, und eben dadurch das, was in

dem dichterischen Bilde groß war, entweder erniedrigen, oder ungeheuer machen.

Das Unsichtbare ist bey dem Dichter eine bloße Idee, bey dem Künstler wird es eine Art von Mummerey. Die Wolke, die bey dem ersten diese Unsichtbarkeit blos andeutet, ohne die Art und Weise derselben zu bestimmen, wird bey dem andern eine wirkliche Hülle, die dem grade widerspricht, was sie andeuten soll. Sind es noch dazu Götter, die unsichtbar gegenwärtig sind, so wird eine Wolke, die sie verbirgt, doppelt unschicklich, weil sie grade da zu seyn scheint, um das Daseyn eines Wesens merklich zu machen, das sonst seiner Natur nach unsichtbar seyn würde.

Unmöglich gemacht wird ihm die Nachahmung, aller der sich bewegenden fortgehenden Gemählde, die nicht eine einzige Situation, sondern die eine ganze Folge derselben schildern, und die das Eigenthum des Dichters sind. Mahlen heißt bey dem Dichter eine so lebhafte Vorstellung in der Imagination erregen, daß man die Sache zu sehen glaubt. Zu diesem Bilde, das die Imagination sich machen soll, kann der Dichter nur immer einige, aber die Hauptzüge geben; Er kann den Gegenstand nur durch gewisse Eigenschaften und Bestimmungen characterisiren.

risiren. Wenn er nun grade die zu wählen weis, die die Imigination am meisten in den Stand setzen, die übrigen hinzu zu setzen, und so zu sagen, das ganze Individuum vollständig zu machen; wenn er sie in dem Licht zu zeigen weis, daß er die Einbildungskraft würklich ins Spiel bringt und rege macht, diese übrige Bestimmungen hervorzubringen: so hat er gethan, was er sich vorsetzte, er hat Illusionen erregt, und diese Illusionen sind seine Gemählde. Alle diese Bestimmungen, durch die er der Einbildungskraft so zu sagen nur den Weg weißt, wo sie hinsehen soll, ihr gleichsam nur die Data giebt, und woraus sie ihr Geschöpf zusammen zu setzen hat; können aber so wohl auf einander folgende Veränderungen als zugleich seyende Bestimmungen seyn; und die erste sind eigentlich sein Eigenthum. Wo also der Dichter am meisten mahlt, d. h. die Sache durch die meisten Handlungen und Veränderungen der Einbildungskraft bezeichnet, da wird der Mahler am wenigsten Stoff für sich finden. Und eine einzige Situtation, die der Dichter nur mit einem Worte anzeigt, bey der er gar keine Arbeit und kein Verdienst hat, als daß er sie nennt, kann die reichste mahlerische Composition geben.

Dieser Unterschied dichterischer und mahlerischer Schilderungen hat noch einen höhern Ursprung. Die Zeichen der Mahlerey sind coexistent. Also nur das Coexistirende, nur Körper kann sie eigentlich nachahmen; und Handlungen nur, insofern die gegenwärtige Stellung eines Körpers eine vorhergegangene Bewegung desselben, und diese Bewegung eine Handlung andeutet, durch die sie ist hervorgebracht worden. — Die Zeichen der Dichtkunst sind successiv. Also ist ihr Gegenstand eigentlich das Successive, Veränderungen, und insofern diese gewirkt werden, Handlungen. Körper, nur insofern die Handlungen Subjecte haben müssen, und diese Subjecte durch die Handlungen bestimmt werden. — So schildert Homer die körperlichen Gegenstände durch die Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen sind, durch die Art ihrer Entstehung.

Aber der Dichter kann doch Körper beschreiben, und Homer thut es wirklich.

Beschreiben? Allerdings; denn wie wäre es sonst möglich irgend eine Kenntniß der Körper zu haben, wenn man nicht ihre Eigenschaft mit Worten auszudrücken wüßte? Aber durch diese Beschreibung täuschen, der Imagination ein vollständiges Bild des Ganzen verschaffen; eben die

Art

Art des Eindrucks machen, als wenn man die Sache oder ihr Gemählde sähe: das kann er nicht, und das sollte doch eigentlich sein Zweck seyn. Wo Täuschung erregt werden soll, muß der Eindruck der Empfindung ähnlich seyn. Empfindung unterscheidet sich von allen übrigen Arten der Vorstellung, durch die schnelle augenblickliche Uebersehung des Ganzen; durch die Theilheit und Untheilbarkeit der Idee, in der die Eindrücke jedes Theils enthalten und vermischt sind, ohne sich zu unterscheiden. Bey der Beschreibung der Körper mit Worten ist weder diese Geschwindigkeit noch diese Vollständigkeit möglich. Die Vorstellungen der Theile folgen einzeln auf einander; und dann ist unter allen nur immer die Vorstellung des letztern die klare; die übrigen sind verloschen oder schwach, und das Ganze wird niemals vollendet.

Hier sind wir also bey den Gränzen der Poesie und Mahlerey; zwey aufeinander folgende Zustände einer Sache zu gleicher Zeit zu zeigen; zwey Zeitpunkte in einem Gemählde zu vereinigen, ist ein Eingriff in die Rechte der Poesie. Theile eines Gegenstandes, die zugleich gesehen werden müssen, Stückweise nacheinander zuzuzählen, ist ein Eingriff in die Rechte der Mahlerey.

„Aber Homer schildert doch Körper„

Zuerst giebt es an diesen Gränzen ein gewisses gemeinschaftliches Gebieth; und zwar für die Poesie noch ein weiteres.

Der Mahler darf zuweilen durch die Stellung seiner Körper den Zustand, in dem sie den Augenblick zuvor gewesen sind, mit dem gegenwärtigen zugleich anzeigen. — Der Dichter kann zuweilen Körper, wenn er sie kurz charakterisiren kann, beschreiben.

Zum andern, wenn Homer alle seine Beschreibungen in Geschichte verwandelt, wenn er erzählt anstatt zu beschreiben, so ist eben dieses Beyspiel ein Beweis, daß er blosse Beschreibungen für unfähig gehalten hat, zu gefallen. So ist es mit dem Schild Achills. Erstlich anstatt es uns zu beschreiben, erzählt er uns die Handlungen, durch die es zusammengesetzt worden ist. Zum andern, jedes Gemählde auf dem Schilde selbst verwandelt er in eine Geschichte; er erzählt nicht blos, was der Künstler aufs Schild gemacht hat, sondern die ganze Handlung, aus der jener einen einzigen Augenblick geschildert hatte. So haben wir zugleich den Vortheil, daß viele Gemählde des Achillischen Schildes sich in ein einziges zusammen ziehen, und daß wir nicht mehr so ängstlich nach Raum zu so vielen Büchern su-

chen

chen dürfen. Das Gegenwärtige und Zukünftige, was der Künstler nur muste errathen lassen, das beschrieb Homer. Aber deswegen durfte es nicht ein neues Gemählde auf dem Schilde seyn.

Unter allen körperlichen Gegonständen ist körperliche Schönheit, das was am meisten des augenblicklichen unmittelbaren Anschauens bedarf, was am nothwendigsten mit einem einzigen Blick gefasset werden muß, wenn es Illusion erregen soll; also ist es grade das, was der Dichter am wenigsten schildern muß. — Der Dichter kann nichts, als (so wie Ariost bey seiner Alcina) abstracte Begriffe von gewissen Theilen der Schönheit geben, die für die Imaginarion viel zu vage, viel zu unbestimmt, und zu unvollständig sind, um die ganze Gestalt daraus herzustellen. — Aber erstlich die Schönheit ist nicht bloß eine Verhältniß der körperlichen Welt. Sie ist in der moralischen eine Kraft, die wirkt. Diese Wirkung zeige der Dichter, und aus der Größe der Wirkung lasse er uns auf die Größe der Kraft schliessen. — Zweytens, die Schönheit ist nicht blos in der Lage der Theile, sondern auch in ihrer Bewegung. Diese Schönheit ist Reiz, und der ist der Gegenstand des Dichters.

Aber

Aber grade hier, wo die Schwäche der Poesie ist, da ist die Stärke der Kunst; und sie würde sich ihres größten Vortheils begeben, wenn sie die Schönheit durch irgend etwas anders, als durch sie selbst, schildern wollte.

Also kennt Caylus diese Vortheile nicht, wenn er dem Mahler, da wo er selbst Schöpfer der Schönheit seyn könnte, es auflegt, nur was der Dichter aus Noth ist, ein Erzähler ihrer Thaten zu seyn — Die homerische Scene ist also kein schreckliches Sujet für den Mahler. Erstlich warum soll die Kunst das nur in seinen Wirkungen zeigen, was sie aus seinen eignen Bestandtheilen zusammensetzen kann? Und zum andern: diese Wirkung bleibt nicht mehr ein Gemählde, was sie beym Dichter war. Das, was wir sehen, sind nichts, als verliebte Geberden einiger Greise; und dieses ist unangenehm, eckelhaft. An die Schönheit, die sie in diese unnatürliche Verfassung bringt, und die im Stande wäre, das Unangenehme dieses Anblicks zu mildern oder vergessen zu machen, müssen wir uns blos erinnern; — Diese Erinnerung ist nur unbestimmt und schwach. Also macht grade das den stärksten Eindruck, was bey der Geschichte das Unwichtigste, beynah das Hinderlichste zu

der

der Absicht ist, (denn selbst der Dichter würde nicht wünschen, daß wir an die Geberden der Greise zuerst dächten, die doch das erste und einzige seyn mußten, was der Mahler ausdrücken könnte,) und das was die Hauptsache ist, wodurch sich die ganze Sache erklärt und interessant machet, das ist unsichtbar.

Ganz anders nutzten die alten Artisten die Schilderungen des Homers. — — Sie suchten zuerst nach Geschichten und Situationen; wo körperliche Schönheit eine Triebfeder oder ein wichtiger Theil der Begebenheiten gewesen war. — Hier schilderten sie die Schönheit selbst. Sie brauchten alsdann die Erzählungen Homers nicht sie nachzuahmen; das wäre oft unmöglich und öftrer noch unschicklich gewesen, sondern ihre Imagination mit der Schönheit oder der Größe des Gegenstandes zu erfüllen; die Kraft ihrer eignen Seele zur Hervorbringung der körperlichen Bilder rege zu machen; die Gestalten der Helden oder Götter sich aus dem, was sie sagen oder thun, anschauend zu machen.

Wenn alle körperliche Gegenstände beym Dichter dunkler und schwächer werden; und es einen körperlichen Gegenstand giebt, dessen Ein-

druck

druck geschwächt und verdunkelt werden muß, wenn er in der Vermischung mit andern angenehm werden soll: so wird dieser grade am meisten für den Dichter und am wenigsten für den Mahler seyn. Ein solcher Gegenstand ist die Häßlichkeit. Bey dem Dichter kann das Ungestaltete der Form bald Mitleiden erregen, wenn es Ursache des Leidens und der Einschränkung für eine sonst vollkommene und schöne Seele wird; bald die Person lächerlich machen, wenn es mit dem Ungereimten und Widersinnischen im Charakter und Handlungen verbunden ist, und noch dazu mit der Schönheit und Vollkommenheit contrastirt, die die Person in ihrer Idee sich selbst zuschreibt; bald Schrecken, wenn die Häßlichkeit nur gleichsam die Verkündigerinn und der Vorbotte von Unglück und Laster ist.

Bey dem Mahler hingegen ist der Eindruck, den das Sichtbare macht, immer so stark, daß er sich mit den Vorstellungen, die das Geistige und Unsichtbare erregt, wenn diese ungleichartig mit jenem sind, nicht vermischt. Bey ihm also bringt Häßlichkeit nur immer eine einfache Wirkung hervor, und diese Wirkung ist ein Gefühl, das mit dem Eckel verwandt ist. Der Eckel wirkt durch die Vorstellung selbst, nicht

durch

durch die Ueberredung von der Wirklichkeit des Gegenstandes. So mißfällt das Häßliche, der Gegenstand mag wirklich oder nachgeahmt seyn. Also was sonst Dinge, die in der Wirklichkeit unangenehm sind, in der Nachahmung angenehm machen kann; die Ueberlegung, die uns den Betrug zeigt; und die Wißbegierde, die uns denselben als ein Mittel zur Kenntniß der Gegenstände vorstellt; beydes ist bey dem Mahler unkräftig, die nachgeahmte Häßlichkeit zu verschönern.

Hier schließt sich eigentlich bey Hrn. Leßing die Reihe aneinanderhängender Betrachtungen, und das was folgt sind mehr zerstreute Anmerkungen über Winkelmanns Geschichte der Kunst. Hier sind kurz seine Gründe, warum Laokoon aus einem spätern Zeitalter seyn möchte, als in das er gesetzt wird.

Erstlich ist wenigstens der Grund für das Alterthum der Statue gewiß falsch, daß Athenodorus Polyklets Schüler gewesen wäre; zweytens: der bloße Werth der Statue kann ihr Alter nicht unterscheiden. Die Werke aus Augusts Zeitalter wurden den alten gleichgeschätzt; drittens: Plinius redet in der ganzen Stelle wo er des Laokoons gedenkt, von Künstlern, die die Tempel und Palläste der Kaiser geziert, das

heißt,

heißt, ihre Werke für dieselben bestimmt hatten; also lebten sie zu ihrer Zeit. Viertens: unter den drey Werken aus dem ersten goldenen Zeitalter der Künste, von denen Plinius sagt, daß sie allein mit dem Wort, das eine vollendete Arbeit ausdrückt, wären bezeichnet gewesen, ist Laokoon wahrscheinlich nicht. Und doch steht auf ihm dieses Wort.

Nun also die Summe aus dieser Reyhe von Betrachtungen gezogen; so sind deucht mich die Haupt-Ideen, die im ganzen Werke herrschen, diese zwey.

Erstens. Schönheit ist der bildenden Künste höchstes Gesetz, und wenn die Gestalten auch zugleich Zeichen von gewissen Bewegungen der Seele sind, so müssen dieselben entweder so gewählt oder so gemildert werden, daß die Veränderung in die sie die äusre Form setzen, ihre Verhältnisse nicht zerrütte.

Zweytens. Die Veränderungen eines Gegenstandes sind das eigentliche Sujet des Dichters; seine Bestandtheile das Sujet des Mahlers. Das was mit der Sache vorgeht, ihre auf einander folgende Zustände und die Handlungen, wodurch sie in dieselbe versetzt wird, ist das Gebiet des ersten; das was die Sache ist, ihre ne-

den einander existirenden Theile, und die Lage und Verhältnisse, die sie gegen einander haben, ist das Gebiet des andern: — Daraus entstehen dann als Folgen: daß körperliche Schönheit nur für den Künstler gehört, daß das Emblematische in den Gemählden, bey dem Dichter zu Fabel und Mythologie werden muß; und daß das lebende, sich verändernde Bild des Dichters von dem Mahler anders nicht als nur in seinen einzelnen Theilen nur in den Anzeigen, die er von gewissen Situationen giebt, zu Nutzen ist. u. s. w.

Noch eine dritte Idee könnte man dazu rechnen; die aber mehr angedeutet, als ausgeführet ist. — Man hat nicht gnugsame Gründe, den besten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben, ein so hohes Alter zu geben; und Winkelmanns Geschichte der Kunst, die zum Theil auf diese Voraussetzung gebaut ist, braucht wenigstens mehr Bevestigung, wenn sie auch völlig richtig wäre.

Das ist der Weg, den unser Verfasser geht; der Observation, und des freyen durch kein System eingeschränkten Raisonnements. Auf diesem Wege sind immer die neuen Wahrheiten erfunden worden; aber auch niemals sind sie auf

demselben mit allen den Einschränkungen und Bestimmungen erfunden worden, die sie erst vollkommen wahr machen; und die nur die Folgen von der Mannigfaltigkeit der Methoden seyn können, mit welchen mehrere Köpfe hintendrein eben die Wahrheit denken. Ausserdem, daß uns jede neue Idee mit dem Bewußtseyn der Fähigkeit schmeichelt, durch die wir sie hervorbrachten, und wir schon eben deswegen geneigt sind, ihr eine größre Allgemeinheit zu geben, weil uns das Vergnügen über sie nur blos auf ihre brauchbare Seite und die Möglichkeit ihrer Anwendungen aufmerksam macht; ausserdem, sage ich, bekommt noch jeder Satz, den wir durch Schlüsse herausbringen, seinen Umfang oder seine Gränzen durch die Ideen selbst, die uns darauf leiteten. So lange also, als wir nur noch eine einzige von den Ketten, durch die jeder Begriff mit dem ganzen System der übrigen Wahrheiten zusammenhängt, übersehen; nur seine Verbindung mit einer einzigen Reihe von Begriffen durch gedacht haben: so lange kennen wir seine Gränzen auch nur von dieser Seite. Ein neuer Zusammenhang bringt auch eine neue Einschränkung hervor, und eben indem andre die Sätze durch neue Beweise bestätigen, gelangen wir dazu sie genau zu bestimmen.

men. Also verringert es in meinen Augen der Werth dieser Grundsätze nicht im geringsten, daß sie vielleicht ein wenig zu allgemein sind.

Zuerst also: Ist das Gesetz der Schönheit das höchste Gesetz für alle Künstler.

Um zu sehen, wo in den Künsten Schönheit das nothwendige, und wo es das einzige Mittel sey, Wohlgefallen zu erregen: müssen wir erst wissen, welche Sachen sind es in der wirklichen Welt, wo wir Schönheit verlangen; und welche können uns auch ohne sie einnehmen. Zuerst, in den Geschäften des Lebens, in den Augenblicken, wo wir nicht mit dem Genusse gewisser Vergnügungen sondern mit der Erreichung gewisser Endzwecke umgehen, ist es blos die Brauchbarkeit der Personen, die uns vorkommen, zu diesen Zwecken; blos diejenigen ihrer Eigenschaften oder Handlungen durch die unsere Absichten befördert oder gehindert werden, welche das Gefallen oder Misfallen an denselben bestimmen. Schönheit und Häßlichkeit der Seele oder des Körpers kommt in gar keine Betrachtung. Hier werden also die Handlungen gleichsam von den Personen abstrahirt; und das was sie selbst sind, ist uns völlig gleichgültig, wenn nur das für uns vortheilhaft ist, was sie thun. So bald es aber auf den wirklichen Genuß der Glückseligkeit,

nicht blos auf Erlangung der Mittel dazu ankömmt, so fangen nun an die Eigenschaften, nicht blos die Handlungen des Menschen, der uns zu diesen Genuß verhilft, in Betrachtung zu kommen. Das Vergnügen entsteht nicht aus einer einzigen Wirkung des andern, wie der Nutzen, sondern aus einer ganzen Reihe von Wirkungen, die alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle fliessen und die wir also, um zum voraus davon versichert zu seyn, in dieser gemeinschaftlichen Quelle aufsuchen. Welche Eigenschaften es nun vornemlich seyn sollen, auf welche wir acht haben, das wird darauf ankommen, in welcher Verbindung wir mit der Person stehen; ob der Einfluß den sie auf uns hat, augenblicklich oder fortdaurend ist, ob wir von ihr nur einen einmaligen oder ob wir viele auf einander folgende und also abwechselnde Eindrücke zu erwarten haben. Wo es eine ganze Folge von Begebenheiten und Veränderungen giebt, die eine Person in uns veranlassen kann; wo unser Zustand wirklich durch ihren Einfluß bestimmt wird: da werden wir diejenigen Eigenschaften vorziehen, die zugleich die Principien von Handlungen seyn können, durch die unser Zustand wirklich verbessert wird; und die Gestalt wird nicht an und für sich, sondern nur als Zeichen,

nur

nur in so fern sie die Fähigkeiten oder die Gesinnungen, die wir verlangen, ausdrückt, in Betrachtung kommen. Je kürzer aber der Genuß ist, den wir von einer Person haben, in je weniger wirkliches Verhältniß sie mit uns kommt; je mehr wir blos ergötzt, nicht eigenommen seyn wollen: desto mehr heben sich die Eigenschaften hervor, die keiner langen Untersuchung, keiner wiederholten Erfahrung, sondern nur eines augenblicklichen Anschauens bedürfen. So ist uns in dem Gesellschafter für einen Abend der Witz lieber als der Verstand; aber in einem Gefährten unsers Lebens der Verstand unendlich lieber, als der Witz. Kommt aber endlich eine Person gar in keine solche Verbindung, in der irgend eine Handlung von ihr uns berühren könnte; ist gar keine Art des Einflusses ihrer Seele auf die unsrige vorhanden: so ist die Gestalt das einzige, wovon wir einen Genuß haben können; und nichts als die Schönheit kann uns einen Augenblick bey ihr aufhalten. So ist die Person, die ich bey mir vorübergehen sehe. Nur ihre Bildung kann sie mir auf einen Augenblick erheblich machen. Also überhaupt: Je genauer ein Mensch mit unsern wirklichen Interesse verbunden ist, je mehr er zu unserm Besten oder Vergnügen handeln kann; jemehr der Genuß, den wir von ihm

haben, aus seiner eignen freywilligen Thätigkeit entsteht: um destoweniger sehen wir auf die bloße Form. Je stillstehender und unthätiger hingegen er für uns ist; je weniger er uns durch seine Handlungen die Quelle von Vergnügen werden kann; je augenblicklicher endlich der Genuß ist: desto nothwendiger ist die Schönheit der Gestalt.

Das nun also auf die schönen Künste angewendet; so sehen wir: Erstlich, je mehr ihre Nachahmungen dem wirklichem Leben nahe kommen; je mehr sie menschliche Handlungen, Reden, Begebenheiten vorstellen können; je mehr sie in uns das Vergnügen oder den Verdruß erneuern, den eine menschliche Seele in der andern erwecken kann: Zum andern je fortdaurender mannichfaltiger abwechselnder der Zustand des Gegenstandes ist, durch den sie uns das Vergnügen gewähren: desto entbehrlicher ist die Schönheit der Gestalt. Je weniger hingegen Leben und Handlung da ist; und je augenblicklicher der Zustand ist, in dem sie uns gefallen sollen, desto nothwendiger ist sie. Also erstlich die Bildhauerey, die nur einzelne Figuren oder nur kleine Gruppen ohne Bestimmung des Orts, ohne die begleitenden Umstände zeigt, bleibt in Absicht des ersten Stücks am weitesten zurück.

Menschliche Handlungen, Begebenheiten, Geschichte kann sie am wenigsten auf eine wahrscheinliche Art vorstellen; der Anblick einer Statue ist nicht fähig uns in die wirkliche Welt zu versetzen, und uns durch eingebildete Handlungen und Veränderungen der Subjecte, die wir vor uns sehen, zu täuschen. Der Zeitpunkt selbst, in dem sie uns die Figur zeigt, ist wie bey der Mahlerey nur ein Augenblick. — Also bey ihr muß Schönheit das höchste Gesetz ohne Ausnahme seyn; weil eine einzelne unbekannte Person, die wir zum erstemal und nur in einer einzigen Stellung sehen, uns selbst im Leben durch nichts anders als durch ihre Schönheit interessiren könnte. Es sey immerhin, daß der Bildhauer Helden und Situationen aus Geschichten oder Dichtern hernehme, die wir kennen. Alsdann ist das Vergnügen, das uns die Handlung selbst macht, immer mehr Erinnerung als Anschauen; und ohne das Angenehme des Anblicks kann es keine Gewalt über uns haben. Eine Statue redet wenig unmittelbar zu unserer Imagination oder zu unserm Herzen, sie muß also zu unsern Augen reden.

Die Mahlerey hat mit der ersten das Augenblickliche der Verfassung, in der sie jedes Object zeigt, gemein; — Aber sie hat eine weit

größere Kraft durch ihre Vorstellungen zu täuschen; bey ihr ist die Scene bestimmt, die Personen mehr mit einander und mit allen ihren übrigen Umständen, die sie individuisiren können, verbunden; alles der Wirklichkeit näher, alles lebendiger, thätiger, mehr fähig die Einbildungskraft in Umstände, die sie selbst ehemals gesehen und erfahren hat, zurück zu führen, und in ihr die Bewegungen zu erneuern, die diese Scenen in ihr erregten. Hier tritt also die Gestalt und die Form schon in eine mehrere Dunkelheit zurück, und die Seele braucht sie nur, um durch sie auf das Innere der Bewegungen des Herzens und der Handlungen der Seele, die diese Gestalt belebt, durchzuschauen. Allerdings ist das Auge der erste und schnellste Richter über Personen wie über Gemählde. Bleiben diese Personen ohne weitere Verhältniß mit uns, so ist es auch der einzige. Aber so bald die Person zu reden oder zu handeln anfängt, so bald wird unsre Aufmerksamkeit getheilt, und sie wird endlich ganz von der Gestalt abgezogen, wenn irgend eine hervorstechende Eigenschaft uns an sich zieht. Dieses Verschwinden der Gestalt, dieses unmittelbare Anschauen der Seele des andern, wenn ichs sagen darf, kann in gewissem Grade durch Gemählde gewirkt werden; aber

aber nicht durch alle Gattungen von Mahlerey auf einerley Art. Der Mahler kann so wie der Bildhauer nur eine einzige Figur aufstellen; und uns mit Fleiß ganz bey der Gestalt fest halten wollen. — Dann ist Schönheit der einzige und das höchste Gesetz. — Und in der That ist er alsdann am meisten Mahler. Aber so bald er Geschichte und Begebenheiten mahlt, Begebenheiten die uns schon an und für sich für die handelnden Personen einnahmen, auch ehe wir die Gestalt derselben kannten; wenn er alsdann nur die Ideen, die wir von ihren Geistesfähigkeiten, oder ihren sittlichen Eigenschaften hatten, durch einen solchen Körper ausdrückt, der fähig ist die Züge anzunehmen, die wir bey diesen Eigenschaften voraussetzen; wenn er uns die unvollkommne schwache Idee, die wir von der Gestalt eines Menschen haben, so bald wir irgend eine von seinen merkwürdigen Handlungen wissen, zur völligen Bestimmung und Individualität bringen kann: so werden uns die Gestalten schön seyn, auch wenn keine das Ideal einer körperlichen Schönheit wäre.

Die Dichtkunst endlich, die die Abbildung nicht einer einzigen Scene des menschlichen Lebens, sondern des wirklichen Laufs desselben ist; die vollständig vor uns die ganze Reihe von Be-

gebenheiten, Veränderungen, Handlungen vorübergehen läßt, aus welchem alle Liebe und Haß, alle Neigungen und Widerwille gegen andre in der wirklichen Welt entspringen; die hat unmittelbar mit unserm Herzen zu thun, und bedarf also keiner andern Hülfsmittel uns für oder gegen jemanden einzunehmen als seiner Handlungen und Begebenheiten selbst.

Die Personen des Dichters werden in unserm Auge immer das seyn, was sie thun. Ihre Schönheit und ihre Größe wird in unsrer Imagination ganz und gar durch die Umstände, unter denen sie erscheinen, die Begebenheiten, in die sie eingeflochten sind, durch die, welche sie selbst wirken oder veranlassen, bestimmt. Jede Art zu handeln, zu denken und sich auszudrücken, wenn sie nur Wahrheit und Aehnlichkeit genug hat, giebt schon der Person in unsern Augen eine gewisse Gestalt; und je richtiger die Schilderung der Reden und Handlungen ist, desto bestimmter wird uns auch die Mine und Geberde der Person, welche redt.

Gränzt also die Mahlerey an die beyden Enden der bildenden Künste, an die, welche nur Gestalten und Körper und die, welche nur Seelen und ihre Bewegungen schildert, so kann sie auch oft die Gesetze beyder mit einander vermischen,

mischen, und bald durch das Täuschende ihrer Vorstellungen, bald durch ihre Schönheit entzücken. Man könnte überhaupt den Grundsatz (vielleicht auch einen zu allgemeinen, wie fast alle die sind, die das Raisonnement hervorbringe) daraus ziehen: Bey den Künsten, die das Vergnügen durch die Illusion wirken, ist der Ausdruck; bey denen, die es durch den hervorgebrachten Gegenstand selbst unmittelbar ohne Beziehung auf das, was er vorstellt, wirken, ist die Schönheit das höchste Gesetz. Je mehr also eine Kunst im Stande ist, Illusion zu wirken; je mehr ihre Werke nur blos beziehungsweise auf die Sachen, nach denen sie gebildet sind, gefallen; desto mehr Ausnahmen wird es von dem Gesetz der Schönheit zum Vortheil des Ausdrucks geben können. Je weniger uns aber eine Kunst täuschen kann; und je mehr ihr Werk an und vor sich, auch ohne Vergleichung, auch ohne das Verhältniß mit der vorgestellten Sache gefällt, desto allgemeiner und nothwendiger ist es. Eine schöne Gestalt von Marmor, ist an und für sich eine schöne Gestalt, und wenn sie gar nichts nachahmte. Die menschliche Bildung ist nur deswegen das Muster, weil unter allen Gestalten keine der Schönheit fähiger ist. — Aber in einem Gemählde werden uns schon die

Figu-

Figuren als Figuren unwichtiger; wir verlangen die Menschen zu kennen, die sie vorstellen: Beym Dichter ist alles blos bezeichnetes; gar kein von dem nachgeahmtem Object abgesondertes Vergnügen an der Nachahmung.

Ist aber die Mahlerey in gewissen Gattungen nur eine Bezeichnung der Gegenstände, die wir schon sonst kennen, und an die wir lebhaft anschauend erinnert seyn wollen: so werden sich eben dadurch die Schranken, in die sie durch das zweyte Gesetz eingeschlossen wird, ein wenig erweitern. Einmal, die Mahlerey, als Vorstellung von Begebenheiten und Handlungen, kann uns nicht anstatt einer Geschichte dienen, woraus wir diese Begebenheiten und Handlungen erst kennen lernen. Sie setzt also immer schon voraus, daß der Zuschauer Person u d Geschichte kennt; sie arbeitet nothwendig auf einen Grund, den zuvor Dichter und Geschichtschreiber gelegt haben müssen. Also zweytens, wenn sie es nicht blos wie der Bildhauer mit dem Auge, sondern wie der Dichter auch mit der Imagination zu thun hat, Scenen in ihr hervor zu bringen, die das Auge nicht sieht; wenn sie schon annehmen darf, daß die Imagination die Bilder fertig habe, aus denen diese Scenen zusammengesetzt werden sollen, und sie

also nur gleichsam das erste Licht zu einem Vorrath von Vorstellungen und Empfindungen bringen darf, die sich einander schon selbst alsdenn aufklären werden: so kann sie allerdings auch Gegenstände nachmachen, die ohne diese Vorbereitung unverständlich und unbedeutend seyn würden; so kann sie also auch Begebenheiten vorstellen, wo sie nicht eigentlich durch sich selbst, sondern nur durch die Eindrücke einer verschwisterten Kunst, die sie wieder erneuert, gefällt; mit einem Worte, es können Werke von ihr, für das bloße Anschauen ohne Wirkung, vielleicht für das Auge nur im geringen Grade angenehm und doch für das verständige Anschauen dessen, der die Sache schon kennt, ergötzend seyn.

Auf der andern Seite wird die Poesie, die blos über die Imagination Einfluß hat, und alle ihre Wirkung durch die Kraft des Lesers selbst hervorbringt, die sie nur in Activität setzt; — Sie wird, sage ich, der Imagination auch körperliche Gegenstände durch eben das Mittel, obgleich nicht auf eine so täuschende Art, vorstellen können. Sie wird nemlich durch die Vorstellungen gewisser einzelner Theile und Beschaffenheiten des Subjects, die grade so gewählt, so vorgestellt werden müssen, daß sie das Ganze auf gewisse Weise determiniren, die See-

le auf das Object in der Natur oder ihre mahlerische Abbildung aufmerksam machen. Anstatt aber den Körper aus den einzelnen Zügen, die der Dichter nach und nach giebt, zusammen zu setzen; sollen diese Züge blos der Imagination die Mühe erleichtern, in sich das Bild selbst nach dem Original, das sie ohnedem schon kennt, hervor zu bringen. Wir sehen also mit dieser Ausnahme von der Regel zugleich die Gränzen dieser Ausnahmen. Erstlich, jemehr eine gewisse Art von Gedichten Illusion zum Zweck hat, desstoweniger findet Beschreibung körperlicher Schönheit darinn Platz; wo es aber blos auf angenehme Eindrücke der Begriffe selbst, nicht auf die Ueberredung von ihrer Wirklichkeit ankommt; da können und dürfen sie uns vorgestellt werden. — Zum andern, die körperlichen Gegenstände, die uns der Dichter schildert, müssen uns vorläufig schon eben so bekannt seyn, wie die geistigen, die der Mahler vorstellt. — Da die Imagination des Lesers selbst den Gegenstand erschaffen soll; da sie nicht ihn ganz, sondern nur einige und immer die wenigsten Theile vom Dichter erhält, so ist das durchaus unmöglich, wenn nicht schon ein solches Bild in ihr vorhanden ist, das durch die Beschreibung nur wieder erweckt werden darf. Anders also

sind

sind die Beschreibungen des Frühlings und seiner Veränderungen überhaupt, anders die Beschreibungen gewisser Pflanzen und Blumen. — Die ersten können uns wenigstens an ähnliche Aussichten erinnern, und durch sie die Empfindungen wirken, die der Dichter bey den seinigen gehabt hat; und das ist dem Dichter genug: die andern lassen uns leer; es sind Portraite, die man uns zeigt, deren ganzes Verdienst Aehnlichkeit ist, und wir kennen nicht die Originale.

Wenn es die Ehre und der eigenliche Endzweck eines philosophischen Werks ist (ein solches ist Laokoon und von der Seite ist sein Werth am größten) die trägere Vernunft seiner Leser aufzuwecken und ihre Kraft zu denken in eine Bewegung zu bringen, die auch noch alsdann eine Zeitlang fortdauert, wenn der unmittelbare Stoß aufgehört hat: so denke ich, ich habe den Verfasser auf eine Art gelobt, wie er von allen seinen Lesern gelobt zu seyn wünscht.

Ueber das Publikum. — Briefe an einige Glieder desselben — von Friedrich Just Riedel. Jena, bey Cuno, 1768. gr. 8.

Eben die unangenehme Empfindung, die uns eine Gesellschaft überdrüßig und langweilig

macht,

macht, in welcher ein Mensch von wenig Kenntnissen und einer dreisten Geschwätzigkeit allein das Wort führt, über Dinge entscheidet, deren Oberfläche er kaum berührt hat, und alles um sich her niederzuschlagen scheint, eben diese unangenehme Empfindung überfällt uns bey der Lesung einiger Schriftsteller, deren Feder eben die Geläufigkeit hat, wie die Zunge jener Schwätzer, und deren Ton eben so dreist als unbedeutend ist. Ein Mann von Geschmack und Einsicht fühlt allemal einen geheimen Verdruß, wenn jener Wortführer von kurzsichtigen Leuten bewundert, und mit Beyfall angehört wird; und eben diesen geheimen Verdruß empfindet er, wenn sich eine Menge leicht zu befriedigender Leute zum Lobe eines solchen Schriftstellers vereinigt. Die schöne Litteratur ist zu unsern Zeiten der Dienstfertigkeit solcher Herren besonders ausgesetzt, die kaum gelernt haben, wenn sie schon wieder lehren, mit einem gewissen, stolzen Eigensinn und vieler Entscheidung lehren wollen, und bald für Lehrer ausgeschrien werden, wenn sie nur die Kunst verstehen, ihren Vortrag schimmernd und ihre Mine durch ein bischen Philosophie wichtig zu machen.

Den V. der angezeigten Briefe möchten wir freylich

freylich nicht gern in die Classe dieser Schrift-steller setzen, allein, als Verf. dieser Briefe, scheint er sich nicht sehr davon zu unterscheiden. Immer lieber hätte er uns dafür den zweyten Theil seiner Theorie liefern sollen, von der der wichtigste Theil noch zurück ist, wobey wir ihn eben besonders erwarten; denn die Erläuterung, Verbesserung und Ergänzung, welche der erste Theil, wie er in der Vorrede sagt, durch diese Briefe erhalten soll, möchte doch am Ende nicht viel bedeuten. Ueberhaupt davon zu reden, sie sind mit einer gar zu freyen Nachläßigkeit, welche der Briefstyl zwar der Schreibart, nicht aber den Sachen erlaubt, und in einer Sprache geschrieben, die uns weder da, wo sie philosophisch, noch da, wo sie kritisch, noch da, wo sie witzig und launicht seyn sollte, recht gefallen will. Die Philosophie in dieser Schrift ist zu seicht und unbestimmt, die Kritick zu einseitig und nicht tief eindringend genug, und die Witz und die Laune viel zu unnatürlich und herbeygezogen.

In den ersten drey Briefen, an Hrn. Weisse, Flögel und Moses Mendelssohn, führt der Verf. sechzig Seiten lang einen Streit mit sich selbst, ob die Gesetze der Schönheit und des Geschmacks veränderlich sind, ohne weder die Be-

griffe des Geschmacks und der Schönheit, noch die Streitfrage selbst recht zu bestimmen. Wir sagen, er streitet mit sich selbst, weil er anfänglich S. 5 — 45. die Regeln des Geschmacks für veränderlich und willkührlich ausgiebt, und auf einmal, wie er selbst sagt, zu sich selbst kömmt, und einlenkt. Wir wollen unsre Erinnerungen zu einigen Stellen dieser drey Briefe kürzlich mittheilen.

Es giebt, nach dem Verf., drey Wege Regeln für die Kunst zu finden: „der Aristotelische, „der Baumgartensche, und der Homische. Der „griechische Kunstlehrer nimmt seine Gesetze aus „dem Werke des Meisters; der deutsche aus der „Definition, und der brittische aus der Empfin„dung.„— Sollte das so ganz richtig seyn? Oder ist hier nicht die Methode dieser drey Kunstrichter unrichtig bestimmt? Und noch eine Frage: kennt der Verf. diese Leute, wenigstens den Aristoteles genug? hieran zweifeln wir am meisten deswegen, weil er glaubt, dieser Kunstrichter habe alle seine Regeln von den Homerischen Gedichten abstrahirt, und nur für diese und eine Nachahmung derselben wären sie passend. Viele freylich; aber lange nicht alle. Und der arme Baumgarten! daß er seinen so eifrigen Fleiß, sein Nachtwachen, seinen Tiefsinn

sinn auf ein Geschäffte verwande, das ein rüstiger Schriftsteller, der ohne Fleiß, Nachtwachen und Tiefsinn, zehnmal geschwinder schreibt, für so unbedeutend erklärt. Hätte er doch sein Exempel aus Geßners Thesaurus erborgt! Eine Anmerkung, die der Verf. S. 168. sorgfältig wiederholt, damit sie ja niemanden entwische. — Home dachte zu brittisch um demonstrativisch zu denken? — Ja! aber vielleicht verstand er nur die Kunst, seine Demonstrationen in Raisonnement einzukleiden; vielleicht war es ganz wider die Absicht seines Werks, viel zu demonstriren; vielleicht hat er es gar darinn mehr, als einmal gethan. Es kömmt sonderbar heraus, wenn man Werke von so verschiedner Art, als die Poetick des Aristoteles, die Aesthetick Baumgartens, und Homens Grundsätze sind, aus einerley Gesichtspunkte ansehen, und auf ein paar Seiten die Beurtheilung derselben, erschöpfen will.

Und nun auf keinen von diesen drey Wegen glaubt der Verf. die allgemeinen Regeln der Schönheit antreffen zu können. Nicht auf dem Wege des Aristoteles. Denn, S. 10. „Gesetze, „die aus einem Werke abgezogen sind, gelten „nur von diesem Werke oder von einem andern, „dessen Verf. ausdrücklich den Zweck hat, das

„erste nachzubilden. „— Das ist lange nicht allgemein. Denn wie viele Regeln lassen sich von einem bestimmten Werke der Kunst abziehen, die überall gelten müssen, auch da, wo jenes Werk nicht kopirt wird! Alle die Regeln nemlich, welche in der Natur selbst liegen. Und in den homerischen Gedichten, die der ersten, unverderbten Natur nachgebildet sind, werden dergleichen Regeln desto häufiger zu finden seyn. Aus dem, was der Verf. an diesem großen Dichter tadelt, möchten wir gleichfalls beynahe auf seine zu geringe Bekanntschaft mit demselben schliessen.

Was der Verf. bey Gelegenheit der Baumgartenschen Methode S. 12. ff. über die Definition der Schönheit sagt, litte viele Erinnerungen, die uns hier zu weit führen würden. — Wir wundern uns auch, daß ein Mann, der mit dieser Methode so bekannt seyn will, oder es doch hätte seyn sollen, die Regeln für so willkührlich und aus willkührlichen Begriffen gefolgert ausgeben könne.

Eben so wenig halten wir das Urtheil über Homens Methode S. 16. fur richtig genug. Seine Bemerkungen gründen sich auf Beobachtungen und Erfahrungen des menschlichen Herzens, die überall dieselben sind, und nicht erst

durch

durch äussere, zufällige Umstände, die freylich unsern Geschmack, aber nicht die innern Empfindungen des menschlichen Herzens ändern, modificirt werden dürfen.

Immer schließt der Verf. zu viel! S. 22. denkt er: „jedes Volk hat Nationalquellen, aus „welchen die Urtheile fliessen, die von ihm über „das Schöne und Gute gefällt werden.„ Und darum, glaubt er, sey eine Poetick für die Deutschen zu wünschen. Uns dünkt, daß es hauptsächlich das verschiedene Genie der Sprachen und Sitten sey, welche er rechtfertigen könne, wenn jede Nation ihre eigne Poetick verlangt. Und darauf läuft auch am Ende das hinaus, was der Verf. von der Verschiedenheit des Geschmacks sagt, und was er bis auf die Verschiedenheit der innern Empfindung ausdehnt.

S. 32. macht der Verf. den Schluß: „daß „selbst der gute Geschmack veränderlich, und „nicht immer eben derselbe ist, oder daß mehre„re widersprechende Urtheile von der Schönheit „und Häßlichkeit zugleich wahr seyn können.„— Widersprechende Urtheile? — Wäre diese Folgerung richtig, so wäre nichts unbestimmter und grundloser, und nichts weniger wahre Wissenschaft, als die schöne Litteratur. Aber freylich muß derjenige so schliessen, der sich von der

Schönheit nicht richtigere Begriffe macht, als der Verf. zu Anfange des dritten Briefes S. 36. ff. thut. Seiner Meynung nach ist die Schönheit „keine innere Eigenschaft der Dinge; „sie ist mehr eine Beschaffenheit unsers Gefühls „und des Eindrucks, welchen die Sachen in „uns hervorbringen.“ — Und nun sagt er gleich darauf: „Wenn wir behaupten, die Ein„förmigkeit in der Mannigfaltigkeit erschöpfe „das Wesen des Schönen, so kann diese Idee, „wenn sie richtig ist, nur für einen genetischen „Begriff hingehen, der uns beschreibt, nicht „was die Sache ist, sondern woher sie entsteht.“ Um unsern Lesern ein Beyspiel zu geben, wie man durch Kunstgriffe des Styls, ohne wirklich etwas zu sagen, immer etwas zu sagen scheinen kann, wollen wir diese Stelle ein wenig zergliedern. Die Schönheit ist keine innere Eigenschaft der Dinge. — Dieß hätten wir so nicht gesagt. Sie ist nicht blos eine Eigenschaft des Objeckts, sondern setzet, wie alle Empfindungen, auch eine Beziehung auf ein Subjeckt voraus. So der Schall, die Farbe, die Wärme u. s. w. Alle hängen zum Theil von der Natur des Objeckts und dessen Eigenschaften, zum Theil von der Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge ab, dadurch sie empfunden werden sollen. So hat

der

der Verf. sich vielleicht ausdrücken wollen; aber daraus ließ sich leider! die Folge nicht ziehen, daß es also keine bestimmte Regeln der Schönheit geben könne; denn giebt es doch auch eine Theorie des Schalles, des Lichts und der Farben, obgleich die Empfindungen derselben auch etwas Subjecktivisches haben. Er mußte daher die Worte auf Schrauben setzen, und sich so schwankend ausdrücken, als wenn er das Objecktive der Schönheit ganz läugnete. „Die Schönheit ist keine innere Eigenschaft der Dinge; sie ist mehr eine Beschaffenheit unsers Gefühls„ Mehr? Also ist sie auch jenes? Also nimmt Hr. R. seinen vorigen Machtspruch seine schon wieder halb zurück? denn was ist die Schönheit, wenn sie dieses gar nicht, das andere mehr ist? — Weiter: „wenn wir behaupten, die Einförmigkeit in der Mannigfaltigkeit erschöpfe das Wesen des Schönen; „so kann diese Idee, wenn sie richtig ist, nur „für einen generischen Begriff hingehen, der „uns beschreibt, nicht was die Sache ist; sondern woher sie entsteht.„ Auf diese Weise können wir auch die Theorie der Musick zu Grunde richten. Was lehren uns die Gesetze der Schwingungen und ihre Verhältnisse? Höchstens nur wie die Töne entstehen, nicht was für

Empfindungen sie erregen, so auch mit der Lehre von Licht und Farben u. s. w. Wenn wir das Wesen der Schönheit erklären wollen; so suchen wir blos die Vorstellung nicht die Empfindung deutlich zu machen. Wir möchten die Merkmale gern deutlich angeben, die ein Objeckt haben muß, um die Empfindung des Schönen zu erregen; aber wir wollen das Angenehme dieser Empfindung nicht in Worten ausdrücken. Der genetische Begriff ist also, alles, was wir suchen. Allein Hr. R. drückt sich so aus, als wenn er die Richtigkeit des genetischen Begriffes auch noch nicht einmal zuzugeben Willens sey. „So kann diese Idee, spricht der so behutsame Philosoph, wenn sie richtig ist, nur für einen genetischen Begriff hingehen. „Wenn sie richtig ist, dächten wir, brauchte sie ja nicht blos für einen genetischen Begriff hinzugehen, denn müßte sie es ja seyn. — So führt dieser Schriftsteller fast überall sich und seine Leser in der Irre herum; beyde verlieren sich, kommen wieder zu sich selbst, lenken wieder ein, und sind am Ende da, wo sie zu Anfange waren.

§. 42. Warum sollte die Richtigkeit des Geschmacks am Schönen nicht eben sowohl nach Grundsätzen geprüft werden können, als die Richtigkeit des moralischen Gefühls? Der

Grund

Grund des Verf. warum dieß nicht geschehen könne, ist sehr schwach: „Das Gefallen, sagt „er, kann keinen solchen Gesetzen unterworfen „werden, wie das Wollen, weil dieses durch „Freyheit umgelenkt werden kann, jenes aber „blos Empfindung ist, und für sich keine Mo„ralität hat.„

Bey seiner Einlenkung kömmt der Verf. S. 50. auf eine drenfache Eintheilung des Geschmackes, in den allgemeinen Geschmack der Menschheit, den besondern, und den unrichtigen Geschmack. Eine Eintheilung, die uns wenig neues sagt, und woraus der Verf. selbst wenig Nutzen sieht

S. 55. redet er wieder vom Homer ganz sonderbar. Z. B. „Welche elende Figur wür„de der alte Mann machen, wenn wir ihm alle „besondere Schönheiten seiner Zeit, seiner Na„tion, seiner Religion rauben, und ihm nur „diejenigen lassen wollten, die auch für uns, zu „unsrer Zeit, unter unserm Himmel noch Schön„heiten sind.„ — O noch lange nicht die elende Figur, die mancher junge Mann machen würde, wenn man ihm das schimmernde Blendwerk seines Vortrags rauben, und ihm nur dasjenige lassen wollte, was wirklich lehrreich und durchgedacht wäre. Sein Urtheil über den Virgil S. 57. ist eben so ungegründet.

Im vierten Briefe an Hrn. Wieland ist noch von der Veränderlichkeit und Verschiedenheit des Geschmacks die Rede. S. 71. „Die Idee „des Nutzens und des Endzwecks vermischt sich „(in Dingen, die ganz, oder zum Theil für „menschliche Bedürfnisse bestimmt sind, als „Kleidungen, Gärten und Gebäude;) mit der „Idee der Schönheit, und erzeugt eine Menge „von Regeln, die für diese Nation eine Verbind„lichkeit haben, für jene nicht haben. „ — Die Idee des Endzwecks ist, wie uns dünkt, von der Idee der Schönheit selten zu trennen; und sie scheint es vornehmlich zu seyn, auf welche man Regeln und Grundsätze für die Schönheit bauen kann. Mit ihr steht nun freylich die Regel der Schicklichkeit in der genauesten Verbindung, und beyde bestimmen es, was zu dieser Zeit, an diesem Orte, bey dieser Nation schön oder nicht schön ist. In Werken des Geschmacks ist die Sache ebendieselbe. Wir beurtheilen ein Werk der Poesie, der Beredsamkeit, oder der bildenden Künste, allemal nach dem Zwecke, den sich der Dichter, der Redner, der Künstler bey der Ausführung vorgesetzt hat. Stimmt alles Mannigfaltige des Werks sowohl unter sich selbst, als mit diesem Zwecke so überein, daß es ein schickliches Ganzes aus-

macht,

macht, so nennen wir es regelmäßig und schön. Ist nun der Zweck und die Schicklichkeit bey verschiednen Umständen, Völkern, Himmelsgegenden und Zeiten verschieden, so werden auch die besondern Regeln und die Schönheit selbst in so fern verschieden seyn, dem ungeachtet bleibt aber doch die Uebereinstimmung aller Theile zur Einheit des Ganzen, und zu dem Zwecke desselben überall ein Hauptgrundsatz der Schönheit.

S. 80. „Ich merke nur an, daß das Gewöhnliche (das Costume) nicht nur in einzelnen Theilen des künstlichen Werks zu beobachten ist, „in den Charakteren, Kleidungen, Sitten, Reden und Handlungen der Personen; sondern „selbst auf gewisse Art im ganzen Bau, in der „Anlage, im Styl und im Tone.„— Keine neue, und beynahe eine ganz identische Anmerkung! denn wenn das Schickliche in allen Theilen des Werks beobachtet werden muß, so wird es auch natürlich in dem Ganzen, in der Anlage und im Bau desselben seyn; soll es in den Reden der Personen herrschen, so darf es in der Schreibart nicht versäumt werden. Aber das ist wohl zu viel Condescendenz, die der Verf. gleich darauf von dem Schriftsteller fodert, „daß „er dem Geschmacke seiner Nation, wenn er

„auch

„ auch verderbt seyn sollte, wenigstens etwas nach„ geben soll. „ Das hieße die Verderbniß des Geschmacks billigen und befördern, anstatt daß jeder Schriftsteller es sich zur Pflicht machen sollte, derselben entgegen zu arbeiten. — Milton folgte wohl unstreitig mehr seinem Genie, als dem Geschmacke seiner Nation, wenn er, wie sich der Verf. ausdrückt, das Kolossalische, das Ungeheure und Wunderbare in sein Gedicht brachte. Man darf sich nur daran erinnern, welch ein schlechtes Glück dieß Gedicht zur Zeit seiner Erscheinung bey einem Volke machte, dessen Nationalgeschmack doch ohne Zweifel damals eben derselbe war.

Im fünften Briefe an Hrn. Jacobi wird über die Kunst des Dichters, sich in fremde Aussichten zu versetzen, nicht viel erhebliches gesagt.

Der sechste Brief an Hrn. Klotz liefert eine kurze Geschichte der Satyre und eine Bestimmung ihrer verschiednen Gattungen, in eine Allegorie eingekleidet, die in der Erfindung, wo wir nicht irren, mit einer allegorischen Erzählung des Chaulieu, die Vollendung der Liebe, viel Aehnliches hat. Der Verf. bedauert, daß er seinem Freunde keinen Amor schicken kann; das bedauern wir nun eben nicht, die wir der Zu-

sendung

sendung dieser tändelnden Geschenke und der noch mehr tändelnden Verse, womit sie begleitet werden, schon bis zur Sättigung gewohnt sind. Er schickt ihn dafür einen Satyr; und das bedauern wir herzlich; er soll zur Gesellschaft des Größern dienen, der den Hrn. Geh. Rath immer begleitet. Die ganz allerliebste Beschreibung desselben mag ein jeder, der Lust zu dieser Bekanntschaft hat, S. 107. f. selbst nachlesen.

S. 118. Es wird allemal sehr uneigentlich geredt seyn, wenn man Swift den Englischen Rabelais nennen will. Es ist freylich bey ihnen, wie der Verf. sagt, einerley Wendung des Kopfs, die Dinge immer von der lächerlichen Seite zu betrachten; aber das hat jeder Satyrist mit ihnen gemein; und der Unterschied ist wesentlich und charakteristisch, den der Verf. selbst hinzusetzt: „Rabelais lacht fast immer selbst: Swift „aber sieht fein einfältig ernsthaft aus, und läßt „seine Leser lachen.„

S. 124. bey dem Urtheile über den Juvenal vergißt der Verf. selbst eine Regel der Vorsicht, die er in seinen Briefen so oft wiederholt, und noch im gegenwärtigen vielleicht zu freygebig, beym Petronius gebraucht hat. „Juvenal ist für „mich kein Satyrikus; er ist ein aufgebrachter

„Pres

„Prediger, der sehr oft wider solche Laster schreyt, „die vor den bürgerlichen Richter, nicht vor das „Forum des Satyrikus gehören. Die Geissel „der Satyre sey eigentlich das Supplement der „ordentlichen gesetzlichen Strafen; wo diese „aufhören, dort fange jene an.„ — Nun sehe man aber auf die Zeiten des Juvenals, in denen Thorheiten in Laster ausgeartet waren, und die gesetzlichen Strafen bey vielen dieser Laster ruhten. Sollte er hier etwa auch jene Condescendenz haben, die der Verf. so sehr billigt, und dem Petron zum Verdienste anrechnet, dem herrschenden Verderben nachzugeben? Uns ist der Mann allemal sehr verehrungswürdig, der selbst da, wo das Laster regiert, und wo es Gefahr ist, dasselbe zu bestreiten, den feurigen Muth hat, der im Juvenal überall hervorleuchtet.

S. 125. Auch Boileau gefällt dem Verf. nicht so recht. Indeß ist er noch so billig gegen ihn, daß er ihm eine feine Versification und einen guten gesunden Menschenverstand einräumt. — Sein Lutrin wird S. 129. beynahe für unlesbar erklärt!

S. 128. Das Falsche in der Anekdote von dem Heldengedichte des Tassoin, ist dem Verf. schon anderswo gezeigt. Man muß recht nachsehen, ehe man so etwas hinschreibt.

S.

S. 130. Den Aristophanes vertheydigt der Verf. mehr, als alle, die ihn studirt, und erklärt haben. „Madame Dacier, als Frauenzimmer, mochte behaupten, man könne ihn kaum ohne Beleidigung der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit übersetzen.„ Freylich Kenner genug, die, als Männer, eben dieß behauptet haben! Allein unser Verf. ist vermuthlich mit ihm vertrauter, als alle diese.

Der siebende Brief an Hrn. Kästner enthält eine kurze Geschichte der deutschen Poesie, wir erinnern uns schon eine vollständigere, und mit mehrerm Geschmacke geschriebene, in Hannöverischen Magazin des vorigen Jahrs gelesen zu haben, deren weitere Ausführung sehr zu wünschen ist. Unser Verf. sagt in einer gezierten Schreibart nicht viel Wichtiges darüber, und gegen seine Urtheile ließe sich viel sagen, wenn sichs der Mühe verlohnte.

In dem achten Briefe an Hrn. Nicolai giebt der Verf. den Meßcatalogus, das Mechanische der Buchhandlung, und die Journale als Quellen an, woraus der Zustand der Litteratur zu bestimmen sey. Er läßt zugleich einen reisenden Chineser bey seiner Zurückkunft nach Pecking eine Schilderung von der deutschen Litteratur machen, die wenig Anziehendes und Hervorste-

chen,

chendes hat. Auch scheinen uns die Urtheile des Chinesers nicht allemal richtig zu seyn. Was er von den Hindernissen einer deutschen Epopee S. 180. f. sagt, wäre größtentheils sehr leicht zu widerlegen. Auch wird nicht ein jeder mit ihm so muthlos behaupten dürfen, daß unter den Deutschen der Stoff zur Satyre durch Rabenern bereits erschöpft zu seyn scheine. (S. 185.)

Uebrigens begreifen wir nicht, warum Hr. R. diese Schilderung gerade einem Chineser in den Mund leget, und denselben deshalb die weite Reise von und nach Pecking thun lässet. Dieser Chineser spricht eben so wie ein Deutscher, er sagt, „man höre in Deutschland täglich Gebethe an den Apollo. — Gleim, Jacobi und Gerstenberg tändeln mit Anstand, denn sie haben „den Grazien geopfert, — und dem deutschen „Genius werden bald die Tage kommen, von „welchen es heißet, sie gefallen uns nicht.„ Kann wohl ein Chineser so sprechen?

Uebrigens versichert Hr. R. in diesem Briefe, Hr. Nicolai habe ihm geschrieben: „daß unter allen gelehrten Arbeiten, das Recensiren, die undankbarste sey.„ Hr. R. muß dieß wohl nur an Leute schreiben, von denen er keine Recensionen

nen verlangt, den Mitarbeitern an der A. D. B. pflegt er es wenigstens nicht zu schreiben.

Ueber die Kunstrichter und über das Ideal eines vollkommenen Kunstrichters ist der neunte Brief an Hrn. Gleim geschrieben. Am merkwürdigsten ist uns die Stelle vorgekommen, wo der Verf. von dem Nutzen redet, welchen die Kriege der Kunstrichter haben sollen. S. 199.

„Das zuschauende Publikum sieht endlich, auf „welcher Seite das Uebergewicht ist, und entdeckt ohne Mühe die kritischen Kunstgriffe, „mit welchen man es bisher hintergangen hat.„

— Das zuschauende Publikum hat hiezu seit einiger Zeit dazu gute Gelegenheit gehabt!

Im letzten Briefe an den Hrn. Geh. Hofrath von Thümmel, wird diesem liebenswürdigen Dichter, gleich im Anfange, ein sehr schales Compliment darüber gemacht, „daß er, ein „Hofmann, ein Ehrenmitglied des Publikum, „sich zuweilen unter den Haufen der Schriftsteller herabbegebe, die es bewundert.„ Uns dünkt ein Gelehrter mache die Gelehrsamkeit verächtlich, wenn er einen Mann von Stande, in einem so kriechenden Tone anredet. Wir sind von dem Hrn. von Thümmel gewiß versichert, daß er gar nicht glaubt, sich herabzubegeben, wenn er unter den Haufen der Schrift-

steller tritt, und zwar NB. die das Publikum bewundert; wir glauben vielmehr, daß es ihm viel vorzüglicher scheine, ein großer Dichter zu seyn, als ein gnädiger Herr, ein Hofmann, ein Geh. Hofrath, zu seyn. Als Voltaire, Congreven, als einen berühmten Schriftsteller besuchte, und dieser sagte, V. möchte ihn nicht als einen Schriftsteller, sondern als einen Gentleman betrachten, so versichert ihn V., wenn er ein bloßer Gentleman wäre, so würde er ihn gewiß nicht besucht haben.

Hierauf folgen einige Betrachtungen über das Publikum, die nicht so sehr unbestimmt seyn sollten, z. B. S. 218. wird ohne Einschränkung behauptet, daß bey der Bestimmung des Werths der Schriften, „kein Autor in demjenigen Fa„che ein Votum haben soll, wo er selbst Autor „ist.„ Pope dachte nicht so, wenn er sagte:

Let those teaks others who themselves excell
And censure freely, who have vvriten vvell.

Nein, sagt Hr. Riedel: „die Eigenliebe macht „uns andere Schönheiten verächtlich oder gleich„gültig, schweigen sollen wir also von un„sern Mitgenossen, und wenn wir ja reden wol„len, so gelten unsere Urtheile — nichts.„ Wenn das Hrn. Riedels ernsthafte Meynung ist, so wundert uns, daß er, der ein philopsophi-

scher

scher Schriftsteller von Profeßion seyn will, eine philosophische Bibliothek schreibt. Oder hätte etwa der Hr. von Thümmel, als ein bloßer gnädiger Herr, zwar von Gedichten urtheilen können, aber seitdem er die Wilhelmine geschrieben hat, gälte nun sein Urtheil über Gedichte — nichts. Wann doch Hr. R. ein wenig überlegte, was er in der Geschwindigkeit hinschreibt.

Der Beytrag zum deutschen Wörterbuche über das so oft gemißbrauchte Wort Publikum, ist ziemlich matt, und nicht, wie der Verf. S. 221. zu glauben scheint, lustig. Wider den Vorwurf, daß er oft zur Unzeit lustig sey, möchten wir ihn allenfalls vertheydigen, wenn wir nicht den vorangesetzten Inhalt dieser Briefe gelesen hätten, darinn er auf eine sehr ungeschmackte Art wiehelt. Eben so unangenehm sind uns bey manchen Stellen dieser Briefe übel angebrachte Spötttereyen und Ausfälle gewesen. Bodmer zeigt sich freylich seit einiger Zeit nicht so, wie es sich geziemte; allein unser Verf. verräth durch seine Stichelereyen auf ihn, die gemeiniglich sehr schief ausgedrückt sind, den beleidigten Schriftsteller zu sehr. Auch über die allzu gesuchte Verlachung des Antikritikus, der Hamburgischen Nachrichten, und dergleichen ungelesenen und nichts bedeutenden Papiere mehr,

hätte ein Mann hinweg seyn müssen, der sich die wichtige Mine eines philosophischen Kunstrichters giebt.

Theorie der Poesie, nach den neuesten Grundsätzen und Nachricht von den besten Dichtern nach den angenommenen Urtheilen, von Christian Heinrich Schmidt, Leipzig, 1767. 500. S. gr. 8. bey Crusius.

Zusätze zu diesem Werke. Erste bis vierte Sammlung Ebend. 1767-1769.

Wenn man im gemeinen Leben jemandes Character bestimmen will, so beurtheilt man ihn, nächst seiner Physiognomie, aus allen seinen Handlungen zusammengenommen, die uns bewußt sind. Wenn man den Character eines Schriftstellers als Schriftsteller bestimmen will, so ist es nöthig, bey sorgfältigem Lesen seines Buchs oder seiner Bücher, alle Züge, die den Character des Verf. ins Licht setzen, zu sammlen, und ihn darnach zu entwerfen. Allein, es giebt im gemeinen Leben Leute, deren Gesichtszüge nichts sagen, und deren Art zu handeln so widersinnig, so unbestimmt und so wenig durch Grundsätze entschieden ist, daß man am Ende von ihnen urtheilen muß, sie haben gar keinen Character. Wenn es auch, wie es uns

vor-

vorkömmt, unter den Schriftstellern Leute von der Art giebt, so ist derjenige, den wir vor uns haben, an ihre Spitze zu stellen. Sein Buch hat ein so sonderbares Ansehen, daß man auf den ersten Anblick manches Blatts vortheilhaft, und bey Umwendung desselben wieder äusserst nachtheilig von demselben urtheilen muß. Und, seine Art zu denken, zu urtheilen, sich auszudrücken, Nachrichten zu geben, u. s. f. das alles ist sich einander so ungleich, oft so widersprechend, als wir es je gefunden haben. Wir können also nicht anders, als unsre Leser, Stellenweise mit dieser Schrift bekannt machen. Nur erinnern wir gleich im voraus, daß wir nur hie und da bey Durchlesung derselben etwas ausgezeichnet, und lange nicht alle die Unrichtigkeiten und Fehler, welche uns vorgekommen sind, hier anführen können.

Ueber die angenommenen Urtheile nach den neuesten Grundsätzen haben schon andre Kunstrichter dem Verf. Erinnerungen gemacht. Wir würden ihn gern mit seiner Rechtfertigung darüber und seinem Anspruche auf die Ehre, ein deutscher Pope, Blount und Bailet zu seyn, durchschlüpfen lassen, wenn seine Urtheile nur immer angenommen blieben, und nicht oft, besonders in den Zusätzen, in eigenthümliche Macht-

sprüche ausarteten; wenn seine Grundsätze nicht oft in einem sehr schlimmen Verstand die neuesten würden, nemlich solche, die seit einiger Zeit von einem gewissen Haufen neuer Kunstrichter und Schriftsteller sehr befolgt werden, und die es für erlaubt zu halten scheinen, bey allem geringen Maaße ihrer Fähigkeiten, bey aller Schwäche der Urtheilskraft, doch die Bescheidenheit gegen bewährte Schriftsteller besserer Art zu verläugnen, sie übersehen zu wollen, und, sich Mühe zu geben, wo möglich, aufs beste gegründete Reputationen zu stürzen. Daß wir unserm Verf. nicht zu viel thun, wird man der Proben sehen, die wir itzt anführen wollen.

Er geht alle Dichtungsarten nach dem Plane durch, daß er zuerst etwas von ihrer Theorie vorausschickt, und dann die literarischen Nachrichten folgen läßt. Die Theorie ist durchgehends so unbedeutend, daß wir uns gar nicht dabey verweilen wollen. Alles ist aus andern Schriftstellern, meistens aus dem Batteux, Home, Lessing, dem Verf. der Litteraturbriefe u. a. m. entlehnt, und oft so sonderbar zusammengesetzt, daß die Krähe des Aesop mit allen ihren Pfauenfedern nicht buntscheckiger seyn könnte.

S. 26. redet der Verf. von den Abhandlungen des d'Alembert, Montesquieu und Voltaire

über

über den Geschmack, und ruft aus: „Große „Namen vor kleinen unbedeutenden Aufsätzen!„ Von dem voltairischen geben wir ihm es zu; aber die beyden ersten hat er vermuthlich nicht gelesen, sonst würde er, bey einigen Selbstgefühl, so etwas nicht ohne Erröthung haben schreiben können.

S. 28. redet der Verf. von den neuen Römern, „die, wenn auch nicht das Blut der al„ten Römer in ihnen wallt, durch den bestän„digen Anblick der Anticke einen angebohrnen „Geschmack haben sollten.„ — Was ist das gesagt? — Wir führen nur dieß eine Beyspiel aus der Menge solcher Stellen an, wo der Verf. unter schimmernden Wendungen Nonsense verborgen hält.

S. 32. Die Bescheidenheit, mit welcher der Verf. von Sulzers Handbuche der sch. W. sagt: „mein ganzes Buch würde von einer Seite im „Sulzer verschwinden, wie die Schatten von „der Morgensonne.„ würde sich nicht übel für ihn schicken, wenn andre Stellen voller Zuversicht auf sich selbst, die wir in der Folge anführen werden, nicht einen gar zu sonderbaren Kontrast damit machten.

S. 39. Marmonteln (denn der soll es doch wohl seyn) wird es verübelt, daß er eine französische

fische Dichtkunst hat schreiben können, ohne des Batteux auch nur mit einem Worte zu gedenken. — Das finden wir nun eben so sonderbar nicht.

S. 87. Man übersehe nicht die deklamatorische Apostrophe an Bodmer, so eckelhaft sie auch zu lesen ist. Sie sticht gar zu artig mit den Anzüglichkeiten und dreisten Ausfällen ab, welche der Verf. in den Zusätzen auf diesen als Kunstrichter allemal schätzbaren Mann thut, blos weil er im Vorbeygehen von ihm nicht aufs freundlichste begrüßt worden.

Von eben der Art sind die Lobsprüche, welche S. 88. f. die Verf. der Bibliothek und der Litteraturbriefe erhalten. Das Compliment, welches dem Verleger dieser Bibliothek gemacht wird, müssen wir Wundershalber hieher setzen: „die Buchhändler an den Autoren zu rächen, „welche, obgleich mit schwerem Solde gedungen, so oft die Buchhändler hintergehen, war es ein Buchhändler, der mir brittischer Freyheit und deutscher Gründlichkeit und Belesenheit, die Kritick auf den Thron setzte.“ — Auch vermuthlich ein angenommenes, und nun, nach erlangter Freundschaft eines Klotz und Riedel doch wohl wieder aufgegebnes Urtheil?

S. 93. thut der Verf. das sehr aufrichtige Geständniß, „daß er von der Aesthetick auf die „Poesie angewandt„ (uns dünkt auch noch von viel mehreren Dingen) „nichts kann, als „viel plaudern und endlich die Leser täuschen.„ „Arbeiten — fährt er fort — worbey ich nicht „Schritt für Schritt meinen Vorgängern folgen kann, darf ich nie unternehmen.„ — Sehr wahr! aber wir riethen doch dem Verf. bey einer neuen Ausgabe seines Buchs, wobey auch ohne Zweifel der noch hie und da zu bescheidne Ton wird umgearbeitet werden, diese und andre schüchterne Stellen wegzustreichen, ne placitis coeant immitia.

S. 98. Marmontels Poetick hält der Verf. doch wohl nicht ein nach Regeln festgesetztes und vollständiges System? — Er, dem dergleichen Aneckdoten nicht zu entwischen pflegen, wird doch wohl die Gelegenheit und die Art wissen, wie diese Poetick entstanden und zusammengesetzt ist?

S. 153. Die Stelle, welche Wieland betrifft, ist in eben der Absicht merkwürdig, wie die oben angeführten auf S. 87. und 88. Wenn der Verf. hier von verwelkten Blumen, Unkraut und Nattern in den komischen Erzählungen redet, und ihn bedauert; wie sehr sucht er das in seinen Zusätzen, durch das gränzenloseste Lob

wieder einzubringen, und vollends durch die tiefen Verbeugungen, die er diesem Dichter in der Zueignungsschrift seiner Biographie macht. Ein Wieland ist unsers Erachtens über solchen Tadel und über solch Lob erhaben.

S. 155. Wie hoch der Verf. über den Lukrez und seine niedrige Poesie daher fährt! Er frage doch die Weltweisen und die alten und neuen Kunstrichter, auf die er sich beruft, etwas ernstlicher.

S. 174. Ein Muster des Scharfsinns, den der Verf. besitzt, giebt er in der Rechtfertigung, warum er Ovids Gedichte von der Liebe unter die Lehrgedichte zählt: „Ich ziehe sie durch „das Sophisma hieher, daß sie doch in den Gedanken des Dichters moralisch richtig waren.„

S. 215. Finden wir eine ganz neue Bemerkung, die Popens Commentatoren gewiß nicht in ihrer ganzen Stärke eingesehen haben: „Keine Aehnlichkeit kann größer seyn, als die zwischen Pope und Boileau!„

S. 241. „Eine deutsche Dunciade, ein nöthiges Werk!„ — Ach ja, ein nöthiges Werk! nur haben wir sie leider eher von einem deutschen Palissot als Pope zu erwarten.

S 270. wird von den Hirtengedichten des Ambrose Philips gesagt, „daß die englischen „Kunst-

„Kunstrichter dieselben in Ansehung der Ein„falt, in der er sich dem Theokrit nähert, sogar „den Popischen vorziehen.„ — Wieder ein falsch angenommenes Urtheil. Denn das vierzigste Stück in dem Guardian, welches der Verf. vermuthlich im Sinne gehabt hat, und worinn Philips dem Pope vorgezogen zu werden scheint, ist von Pope selbst, und durchgehends eine Ironie auf den platten Ton in den Eklogen des Philips.

S. 294. „Durch Adams Fall kam der Fluch „über den Erdboden; zugleich also der Stoff zu „Elegien. Die gemeinste Frucht des Fluches „war Anfangs der Tod. Man klagte über den „Todten u. s. f.„ — Wir wollen der Bewunderung unsrer Leser über diese schöne Periode ihren freyen Lauf lassen.

S. 312. An dergleichen Wendungen, wie die eben angeführte ist, hat der Verf. einen unerschöpflichen Reichthum. Hier ist wieder eine, die sehr viel sagt: „Nur eine Laura ist in der „Welt gewesen; und also auch nur ein Petrarch.„

S. 314. Wo findet man denn die Menge der Kantaten von Metastasio, die der Menge seiner Opern gleich seyn soll?

S. 320. Sollten wir wohl in unserm Urtheile, daß unser Verf. sich nicht gut charakteri-

siren

siren läßt, eben so Unrecht haben, als er in der Meynung, Racine, Gresset, Voltaire, Thomas u. s. f. liessen sich, als lyrische Dichter, nicht besonders charakterisiren?

S. 388. Die verächtlichen Seitenblicke auf die lyrischen Gedichte des Hrn. Zachariä von eben den Augen, welche der Verf. oft so blöde und schüchtern zur Erde niederschlug! — Gegen Löwen würden wir ihm es eher vergeben; allein es ist doch zu offenbar, daß der Verf. von diesem nicht so ganz verwerflichen Dichter hier und anderswo mit Animosität spricht.

S. 393. Wenn der Verf. glaubt, daß die Letters on Mivalry and Romance die Dichtungsart betreffen, welche wir Romanze zu nennen pflegen, so irrt er sich sehr.

S. 439. Das kalte, mit Tadel gemischte Lob des Agathon, wird itzt, ohne unsre Erinnerung, von dem Verf. für unrichtig gehalten werden; es ist aber noch etwas mehr, es ist höchst ungerecht.

S. 481. Quinault wird unmäßig gelobt. Wir besorgen, der Verf. kennt ihn sehr wenig, oder er muß Stärke und Pathos im Ausdrucke da finden, wo andre es gerade am meisten vermissen.

So

So viel aus dem Buche selbst; wir kommen nun auf die Zusätze. Ueberhaupt wiederholen wir, was wir schon beyläufig angemerkt haben, daß der Verf. in denselben den meistentheils bescheidnen und mißtrauischen Ton seiner Theorie in einen gebietrischen, entscheidenden und oft mehr als zuversichtlichen Ton umstimmt. Und eben diese Umstimmung ist auch in den Urtheilen der Hallischen Journale über ihn vorgegangen, wie schon in der Recension des Antikritikus (d. Bibl. X. 2. S. 113.) bemerkt ist; man hat ihn, weil er so biegsam war, aus der Klasse der elendesten Schmierer in den Rang eines einsichtvollen Schriftstellers erhoben; die Welt mag nun das Räthsel selbst auflösen, durch welche Wunderkraft eine solche Metamorphose möglich geworden ist. Genug, sie ist möglich, und der Verf. ist nicht das einzige Beyspiel davon. Auf eben dem Tribunal, dessen erste Aussprüche wider diesen seichten Schriftsteller gerichtet waren, hat man ihm eine ansehnliche Stelle und das Recht eingeräumt, seine, nicht mehr angenommenen, aber noch weniger annehmungswürdige Urtheile mit aller Unbändigkeit gegen Schriftsteller auszusprechen, deren Ruhm nicht auf Geschrey, sondern auf Verdienste gegründet ist, und die man selbst gegen dergleichen Ausfälle

desto gleichgültiger macht, indem man so schwache Leute, die nicht einmal im Stande sind, festen Fuß zu fassen, gegen sie auf den Kampfplatz stellt.

Zusätze S. 7. Das seltsame Lob des Lindnerischen Lehrbuchs ist wieder mit den Schmähungen zu vergleichen, welche in der dritten Sammlung von Zusätzen S. 6. auf dasselbe ausgestossen werden. Umstände und Recensionen verändern bey Hrn. S. die Sache und die Einsicht! — Sonst wäre es auch vielleicht bey dem Urtheile geblieben, welches S. 8. von Riedels Theorie gefällt wird. In der Folge werden ihm die unmäßigsten Lobsprüche ertheilt. Lieber ein Feind seiner eignen Uebersetzung geworden, als einem Manne keinen Weyhrauch gestreut, den man nun zum Freunde erhalten hat. Man weiß schon, was dieß Wort unter Leuten dieser Art für Nebenbegriffe hat, und wie es alles umschaffen kann.

S. 13. Will denn der Verf. Ramlern muthwillig nicht verstehen? Eben durch das Geständniß, er habe vor und nach dem Jahre 1750. an keiner kritischen Schrift Antheil gehabt, scheint er ja stillschweigend seinen Antheil an den kritischen Nachrichten, welche eben in diesem Jahre herauskamen, zuzugeben. Wir wissen, dem

Verf.

Verf. ist mit dergleichen Anekdötchen gedient; deswegen helfen wir ihm hier gern aus seiner Verlegenheit.

Ebend. Ueber Herders Fragmente: „Von „vortrefflichen Werken viel sagen, hieße meine „Leser beleidigen.„ — Nun dürfen wir es dem Verf. nicht erst sagen, daß er dadurch, daß er in der Folge von diesem Schriftsteller viel, nach seiner Art, gesagt, ihn und seine Leser beleidigt hat.

S. 30. Grillos Uebersetzung des Moschus und Bion soll die Ramlerische im Batteux weit übertreffen. — Meinethalben.

Die Nachricht von der zweyten Sammlung der Zusätze ist lesenswürdig. Die Augen sind ihm auf einmal über die Schwäche der Berliner aufgegangen; er hält das, was er ehemals zu ihrem Lobe geschrieben, für jugendlichen Enthusiasmus. Wie der Mann in einem Jahre älter und gesetzter geworden seyn muß! — Aber im Ernste, dergleichen kriechende Palinodien vor den Augen des Publikums, das doch so ganz unbekannt mit den Veranlassungen dazu nicht ist, geben einem Schriftsteller, in den Augen der Vernünftigen, eine sehr verächtliche Gestalt; und erwecken gegen seine Urtheile das größte und begründeste Mißtrauen.

S. 60.

S. 60. Hrn. Riedels Lebensbeschreibung Meinhards, wird als ein unvergängliches Werk erhoben. Ohne Zweifel sind dem Verf. itzt über die Stärke des Hrn. Riedels, seines Freundes, die Augen aufgegangen, und sein vormaliger Tadel gegen ihn, war auch vermuthlich jugendlicher Enthusiasmus.

S. 71. Mit ganz kaltem Blute können wir folgende Stelle in diese Bibliothek einrücken, und jedem Leser, der nur einiges moralisches Gefühl hat, das Urtheil davon überlassen: „Freylich hätten die Nikolaiten bedenken sollen, daß „mit Hrn. Klotzen nicht zu spassen sey. — — „Nun mögen sie es auch haben! Nun mögen „sie es auch anhören, wenn die Welt belehrt „wird, daß Moses und Ramler keine Götter „sind, daß Resewitz ein aufgeblasener Abbé „ist. Es ist eine Freystatt für alle Malkontenten eröffnet; ihr werdet sehen, welche Verschwörung wider euch entstehen wird; Deutschland wird nun eurer lachen! u. s. f. —„

S. 87. theilt der Verf. eine sehr holprichte Uebersetzung der bekannten Elegie von Gray auf einem Landkirchhof mit. Um von seiner Fähigkeit dazu und von seiner Competenz über englische Dichter zu urtheilen, einen Beweis zu geben, merken wir nur an, daß er sehr nachdrücklich

lich übersetzt; „Oft sank unter ihrer Sichel der „Herbst: „Im Original steht the Harvest (die Erndte). Bey der Entdeckung eines solchen Fehlers vergieng uns alle Lust, mehrere zu suchen.

In der dritten Sammlung von Zusätzen S. 20. vertheidigt der Verf. sein vormaliges Urtheil über Wielands komische Erzählungen auf folgende Art. „Wielands Genie haben wir „eine neue Art Gedichte zu danken; aber in das „Neue kann man sich nicht immer sogleich finden. „Man muß noch sehr unsichere Grundsätze haben, wenn man in dergleichen Verlegenheit geräth, seine Urtheile zu rechtfertigen! Sollte aber ein Mann der selbst von sich gesteht, daß er sich in das Neue nicht sogleich finden kann, nicht einiges Bedenken tragen, sogleich über große Schriftsteller zu urtheilen, sollte er nicht warten, bis er sich hätte finden gelernt.

S. 88. Wir wollen uns bey der weitläuftigen Vertheidigung des Verf. gegen Hrn. Lessing, der in seiner Dramaturgie ihn im Vorbeygehen bemerkt hatte, nicht aufhalten. Der ungesittete Ton, und die Zudringlichkeit eines solchen Verf. gegen einen Schriftsteller, gegen den er mehr, als gegen jemand, mißtrauisch auf seine Urtheile, und zurückhaltend seyn sollte,

und besonders die Frechheit des skurrilischen Schlusses dieser Vertheidigung wird jedem von selbst in die Augen fallen, der sich die Mühe geben will, sie zu lesen.

S. 111. „Campistron, der naife Nachahmer des Racine.“ Was das heissen soll, können wir nicht errathen.

Vierte Sammlung S. 158. ff. Ein über alle Schranken hinaus getriebenes Lob des Freundes Riedel, und seiner Briefe über das Publikum. „Das Buch ist ein Schatz der feinsten Bemerkungen und für alle Kunstrichter — — ein „so unentbehrliches und lehrreiches Buch, als „Montesquieu für die Regenten; u. s. f.“ — Wann dieß von den Briefen über das Publikum kann gesagt werden; in welchem Ton soll man denn Horazens Dichtkunst loben. Doch eine Hand wäscht die andere!

S. 160. ff. führt sich der Verf. gegen Hrn. Herder eben so ungesittet auf, wie gegen Hrn. Leßing. „Er hat mit Hamann die Absicht gemein, unsern guten Geschmack zu verderben.“ — Im Ernste, hofft denn der Verf. und seine Freunde durch dergleichen Ausfälle, und durch die Art, wie sie dieselben thun, Schriftsteller, über deren Werth das Publikum einig ist, verächtig oder gar verwerflich, das Publikum

selbst

selbst gegen die undankbar zu machen, und diese Schriftsteller zu kränken, oder ihnen auch nur eine angenehme Stunde zu machen. Die letzten denken gewiß, wie Hr. Wieland:

Und wenn dich auch Pantil, die Wanze sticht! —

S. 176. wird bey dem zweyten kritischen Wäldchen, einigen Klotzischen Schriften gewidmet, gefragt: „Warum geht hier der Verf. „von dem bescheidnen Tone ab, den er im vori„gen Wäldchen beobachtete.„ — Uns dünkt, die Frage ist leicht beantwortet: Weil es nemlich sehr gewagt seyn würde, mit dergleichen Leuten in einem bescheidnen Tone zu reden, die denselben gar nicht zu verstehen scheinen, und in ihren eignen Schriften so sehr verläugnen.

S. 230. Unser Verf. muß einen Beruf in sich fühlen, die Namen der Mitarbeiter an den Literaturbriefen zu entdecken, und hat den Vorsatz sie von Zeit zu Zeit nachzuholen. Wer ihn dazu gedungen hat, wissen wir nicht. Man muß lächeln, wenn man siehet, wie ernsthaft er Stellen in der Bibl. der schönen Wissenschaften und den Literaturbriefen und der allgemeinen deutschen Bibliothek, vergleicht, und aus einer Stelle in der letztern, sehr altklug schliesset, daß Hr. Eßing alle Briefe die mit G. unterzeichnet sind, gemacht habe. Es wäre wirklich betrübt, wenn

Hr. S. nach so vieler angewandten Mühe sich abermal sollte geirret haben.

S. 295. geben wir Hrn. Schmidt sehr recht, daß der Herausgeber von Rosts vermischten Gedichten, ein nichtswürdiger Mensch ist, „ der in „ der Vorrede auf eine niederträchtige und sehr „ gezwungene Art, verdiente Männer ins Spiel „ mischt, deren Namen ihm hätten ehrwürdig „ seyn sollen. „ Wenn Hr. S. nicht in allen seinen Urtheilen allzuveränderlich wäre, so, daß man sich gar nicht auf ihn verlassen kann, so würden wir uns freuen, daß er solchen Unfug einsehe, weil man Hoffnung hätte, daß er sich künftig selbst dafür hüten würde. Wie kann Hr. S. aber hinzusetzen, die Nachtigall und der fröhliche Jüngling stünden unter Rosts vermischten Gedichten, „ ob sie gleich bekanntermaßen „ Hrn. Leßing zum Verf. haben. „ Bekanntermaßen? wem ist je so was bekannt gewesen! Wie doch die Anekdotensucht solche Leute, wie Hrn. Schmidt, treibt, auf bloßes Hörensagen Unwahrheiten in die Welt zu schreiben. Der wahre Verfasser der Nachtigall, ist nur wenigen Leuten bekannt, und es ist auch unnöthig seinen Namen zu entdecken, um ihn aus seiner philosophischen Muße vielleicht auf einen Kampfplatz zu ziehen. Den frölichen Jüngling kann

jeder,

jedermann gemacht haben, nur Leßing nicht. So schlecht ist es mehrentheils mit der wichtigen Anekdotenmiene, die sich Hr. Schmidt und seines gleichen geben, beschaffen, sie wissen wenig oder nichts, horchen allenthalben zu, und plaudern, was sie hören, gleich wieder, als wenn sie es schon lange zuverläßig wüßten.

Das sey genug! — Wie freuen wir uns, daß wir aufhören und den Wust wieder bey Seite legen können! Uebrigens ist das Buch einem Setzer in die Hände gerathen, der mit der Nachläßigkeit seines Schriftstellers gewetteifert hat. In den häufigen Auszügen, eingerückten Gedichten und andern Aufsätzen, erkannten wir schon bald die Anlage des Verf. zu einem Anthologisten; ein Wort, welches sich hier vielleicht am besten durch Zusammenraffer übersetzen liesse.

Ueber Thomas Abbts Schriften; der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet, 1768. 4. 56. Seiten.

Die Schriften des seel. Abbts werden billig unter die merkwürdigsten Erscheinungen der deutschen Litteratur gerechnet. Diese Abhandlung, welche zur Absicht hat, ein so merkwürdiges Phänomen zu beurtheilen, ist ein noch

seltsameres Meteoron. Der Verfasser derselben kann anders nicht als ein ganz besonderes Genie seyn. Vielleicht das einzige in Deutschland, welches im Stande wäre uns Abbrten zu ersetzen; seine Vorzüge nachzuahmen, in seine Fehler zu verfallen, leicht in diesem und in jenen ihn zu übertreffen; vielleicht auch diesen auszuweichen, und mehr Original zu seyn, als es sein Lieblingsschriftsteller selbst war. Tiefe Einsichten in die menschliche Seele; vortrefliche Aussichten über die wahre Bestimmung der Philosophie. Erhabene Züge eines glücklichen und fruchtbaren Witzes leuchten in sehr vielen Stellen dieses Denkmals hervor. Aber wir finden darinn auch fast eben so viele, und mehr scheinbare als gründliche Gedanken, und eine Menge dunkler gekünstelter und weit hergesuchter Einfälle. Wie unser Verfasser gleichsam zwo Seelen hat, so müssen wir auch einen zweyfachen Auszug aus seiner Schrift geben um sein Genie recht bekannt zu machen.

Der Psycholog, sagt der B. sollte Seelen zergliedern können, wie der Anatomikus Leiber. Da er es nicht thut, so hat ein anderer dazu mehr Gelegenheit, der Geschichtschreiber. Aber er muß mehr thun als nur schimmernde Charaktere mehr aus der Einbildung als nach der Wahrheit

heit entwerfen. Er muß charakterisirende Tha-
ten schildern. Er muß zu diesem Ende seinen
Freund (warum seinen Freund) durch alle Sce-
nen des Lebens begleitet haben, und der Ver-
traute seiner Geheimnissen geworden seyn, und
ihm doch fremd, wie ein müßiger Zuschauer be-
obachten können. So viel kann unser Verfas-
ser von Abbten nicht liefern, weil er ihn persön-
lich nicht gekannt hat, er kann nur den Schrift-
steller; er kann den Menschen nicht anders schil-
dern, als in so fern er aus dem Schriftsteller
hervorleuchtet. Und da ist leicht zu irren, denn
in die Schriften eines Mannes sehen, ist gar
selten in den Spiegel seines Herzens sehen. Der
V. beschäftiget sich also hauptsächlich mit dem
Geiste seines Schriftstellers, mit seiner Manier
— mit den Originalstrichen seiner Denkart.
(um den Werth eines Schriftstellers recht zu be-
stimmen, sollte sein Geschichtschreiber von ihm
abziehen, was seiner Zeit und der Vorwelt zu
gehöret, und was er der Nachwelt übrig läßt.)
Ehe unser Verfasser dieses unternimmt, entwirft
er überhaupt Abbts Bild. Dieser war ein
Schriftsteller für die Menschheit, die Natur hat
ihm zu einem solchen gebildet, und sein Schick-
sal hat ungemein viel beygetragen, diese Anlage
zu entwickeln. Man siehet daß er Mensch war,

ehe er Gelehrter wurde. Er schildert den Krieg, jeder Zug ist im Verhältnisse auch die Menschheit. Er zeichnet die politische Tugend, jeder Zug ist im Gesichtspunkt des Bürgers, der seine Pflichten fühlet. Das Studium der Alten war die erste Grundlage seiner Bildung, er las sie als Schüler und verstand sie; als Lehrling auf Akademien, und bildete sich nach ihnen; als Lehrer, und wandte sie auf kritische Arbeiten an; am Hofe und übersetzte sie. Es ist augenscheinlich, wie viel Einfluß dieses Studium in seine Denkart gehabt habe. Die Lesung der Franzosen und der Engländer hatte die gleiche Wirkung bey ihm. Die körnigte Kürze war ein besonderer Vorzug seiner Schreibart. Viele sind durch die Erkünstelung dieser Eigenschaft in grosse Fehler verfallen. Aber an Abbten war sie eine Vollkommenheit. Es ist schwer, sagt unser Verfasser, die klare einfältige Weisheit der Griechen jeden Perioden bilden lassen, denn wer will alles selbst sagen, ohne etwas voraus zu setzen, und hindenken zu lassen, nur wenigen glückts, im Deutschen dieser griechischen Grazie so zu opfern, daß sie alles was sie sagen, ganz sagen. Wir haben diese recht goldene Stelle mit Fleiße ausgezeichnet, weil sie eine kostbare Lehre enthält, die weit den meisten auch unsern besten Schrift-

stellern

stellern entgangen zu seyn scheinet. Unser Verfasser giebt hievon in der Folge den Grund an. Das schöpferische Vergnügen, sagt er, unter seiner Feder Gedanken werden, Bilder entstehen zu sehen, paaret sich selten mit der sparsamen (warum sparsamen) Genauigkeit Bilder zu ordnen; Gedanken zu feilen. Ueber dieses hat nach unsers Verfassers Meynung unsre Sprache zu Einkleidung fremder Weisheit und entlehnter Begriffe, Bilder und Metaphern gar zu nöthig. Damit rechtfertiget er den häufigen Gebrauch, welchen Abbt bey solchen gemacht hat. Er arbeitete für die Sprache, und bereicherte sie. Es war nicht möglich auf dieser unbetretenen Bahn nicht Fehler zu begehen. Und Fehler die zu Vollkommenheiten führen, machen einen Schriftsteller schätzbarer als eine fruchtlose Richtigkeit. Abbt fiel in solche nützliche Fehler, und starb zu frühe, als daß er hätte ein klassischer Uebersetzer werden, zu frühe, als daß er hätte eine ganz neue Bahn in der deutschen Sprache eröffnen können, da hangen noch die Kränze für dem, der darnach strebet.

Wir dürfen herzhaft vermuthen, daß unser Verfasser nach diesen Gränzen greife, und daß er sie werde erreichen können, wenn er sich befleißigen wird, der Natur zu folgen, die Beyspiele

der Alten, welche unstreitig die größten Meister in der Schreibart sind, zu studieren, und die dunkle Künsteley zu meiden, welche seine mit so vielen nützlichen Sachen angefüllte Arbeit entzieret. Wir wollen hievon einige Proben anführen.

Nur können wir uns nicht enthalten, noch ehe wir anfangen zu tadeln, eine recht schöne Stelle anzumerken.

„Lies, als hörtest du noch auf dem Grabe die „Stimme des philosophischen Zweiflers, und „alsdenn denke, wie wenn du seinen unsterbli„chen Erhalter vor dir siehest. In welch gros„sem Verstande hast du das Andenken dieses „würdigen Todten gefeyert, wenn du von seinem „Grabe Weiser und Tugendhafter zurückkehrest.„

Man soll sagt unser Verfasser, zu Schriften großer Männer als zu Quellen eilen; aus welchen man sich Stärke in die Nerven und Heiterkeit in die Augen trinken kann, man soll ein Salböl daraus ziehen, um sich dadurch zu ihren Nachfolger einzuweyhen. Unser Verfasser möchte Abbts Geist erwecken und in demselben eine lebendige Werkstätte aufschließen. Der Grund unserer Seele in dessen unabsehbarer Tiefe unbekannte Kräfte schlafen, ist vortreflich, aber warum schlafen diese Kräfte, wie ungebohrne Könige. Was haben die Kräfte unserer Seele

so

so sehr mit Königen gemein, daß dieses Gleichniß passen sollte! Sollte Abbt wohl anders als unsere andere Schriftsteller gebohren worden seyn, daß seine Geburt, wie der Verfasser des Torso sagt, ihn zum Schriftsteller für die Menschheit gemachet haben könnte. Wir finden da zwischen ihm und tausend andern keinen Unterschied. Wir sehen auch keinen Grund ein, warum der, so in einem mittlern Stande unter geschäftigen Bürgern gebohren ist, der die ersten Eindrücke in dieser Welt von Menschen bekommen, sie zu sehen, zu kennen, und lieber, zum lehren Gelegenheit gehabt, daß dieser eher das Geburtsrecht habe, ein Philosoph des gemeinen Mannes zu seyn, als der am Hofe, oder unter Büchern das Licht einer ganz andern Welt erblickte. Wir sehen auch nicht wie ein Mensch, der in dem Mittelstande gebohren ist, die ersten Eindrücke in dieser Welt mehr von Menschen bekomme, als ein andrer, er hat mehr Anlässe die Würde, die Mühe und die Nutzbarkeit der niedrigen Stände einsehen und schätzen zu lernen. Aber es werden ihm andere Vortheile fehlen. Uns deucht, der Philosoph für die Menschheit könne in dem Pallaste, in dem Pfarrhofe, in der Werkstätte, in der Hütte gleich gebohren werden, die Natur aber muß ihn mit einer fühlba-

ren Seele begabet und die Erfahrung muß ihn mit allen Ständen der Gesellschaft befreundet haben.

Abbt war zu groß um in seinem Verdienst ein Helvetius, zu groß um in seiner Geschichte ein Volataire zu werden, sagt unser Verfasser, und dieses in Rücksicht auf die Schreibart. Wir haben in Deutschland einen Leßing und einen Wieland, die in Rücksicht auf die Ausdehnung und die Fruchtbarkeit des Genies mit Voltairen verglichen werden könnten, aber einen Deutschen, der in Rücksicht auf die Schreibart zu groß wäre, oder gewesen wäre, ein Voltaire zu werden, haben wir noch nicht gekannt und kennen noch keinen, und wir wünschen gar sehr, bald einen zu sehen, welcher dazu groß genug sey. Möchten diese Briefe, die Brittisch denken, doch auch Brittisch schreiben, sagt der Verfasser, von den Briefen über die neueste Litteratur. Wir kannten bisher keine andere Briefe als solche, die geschrieben und gedacht waren, aber keine die schrieben und dachten. Wozu nützet es, aus jeder Farbe eine neue ganze Figur machen?

Doch wir erinnern uns an dasjenige, was unser Verfasser nicht ohne einiges Recht über unsere Journale klaget. Wir lernen Fehler finden, statt Schönheiten zu kosten und wir erreichen es also gelehrt scheinen zu können, ohne

selbst

selbst Söhne der Weisheit zu werden; Allein es ist doch auch ein Verdienst die Jugend zu lehren, was sie vermeiden soll, wenn wir es ihren Augen nicht entziehen können, und wenn wir es wegen andrer Vorzüge derselben anpreisen müssen. Und in diesem Falle sind wir mit dieser Schrift. Wir haben Proben von demjenigen, was uns in der ihrem Verfasser eigenen Art zu denken und zu schreiben anstößig vorkömmt, gesammelt, um unvorsichtige Leser zu warnen. Je höher wir sein Genie schätzen, desto mehr besorgen wir auch, daß bey einem so wenig befestigten, so wenig gereinigten Geschmacke, als es derselbe unsrer Landesleute ist, sein Beyspiel verführerisch werden könnte. Wir haben noch gar wenig prosaische Schriftsteller, die wir als Muster anpreisen könnten. Wie leicht können also nicht glänzende Fehler eines geschickten Mannes Geister dahin reissen, welche sich über den gemeinen Haufen zu erheben gebohren sind? Diesen kann man nicht genung zurufen: Studieret die Alten, die besten Engländer, die besten Franzosen, und von den unsrigen, Spalding und Mendelssohn.

Drama-

Dramatische und andere Gedichte von ***.

Dum nihil habemus majus calamo ludimus.

Zürich, bey Füeslin und Comp., 1768.

Wenn der Verf. dieser zwanzig Bogen einen wahren kritischen Freund gehabt hätte: so würde ihm derselbe seine Sammlung auf einen oder zwey herunter gesetzet haben. Die Vorrede würde gewiß weggeblieben seyn, und viele anakreontische und scherzhafte Stücke würde das gleiche Schicksaal betroffen haben. So leicht es scheint Rabnern und Gleimen nachzuahmen, so schwer ist es. Satyre und Scherz müssen sehr fein seyn, wenn sie gefallen sollen. Wir können aus einigen Stücken schliessen, daß Herr *** noch sehr jung ist, und wir hoffen künftig, daß seine Poesie immer besser werden werde. Wir finden aller Orten Kennzeichen edler Denkungsart und sehr guter Gaben — ein glückliches Erdreich — das aber noch angebaut werden muß.

Des Freyherrn v. Petrasch, sämtliche Lustspiele. Zwey Bände. Nürnberg, bey Felßecker, 1765.

Eine ausführliche Kritick kann unsers Erachtens nur zwey Arten von jungen Schriftstellern nützlich seyn; denen, die mit einem allzu feurigen

gen Genie über die Gränzen des wahren Schönen und Anständigen hinausschwermen, und denen, die den geringsten Schritt über diese Gränzen mit einer solchen Aengstlichkeit zu vermeiden suchen, daß sie darüber matt werden und schleichen. Jenen muß die Kritick die Fesseln anlegen und diesen muß sie sie abnehmen, zwar ist es bey den letztern immer sehr problematisch, ob es wirklich fähige Köpfe sind oder nicht? Doch wenn sie es sind, und wenn nur ein allzu furchtsamer Geschmack ihr Genie in zu enge Fesseln geschmiedet hat, als daß es sich frey genug hätte bewegen können; so wird vielleicht bescheidner Tadel und gründliches Lob die glückliche Wirkung thun, daß ihr Geschmack mehr festgesetzt und erweitert, und eben dadurch ihr Genie von dem Zwange befreyt wird, der seine Thätigkeit hinderte. Wenn aber ein junger Schriftsteller bey aller möglichen Freyheit und ungebundnen Wildheit des Geschmacks auch nicht einen Funken ächten Genies verrathen hat; was für Hofnung kann da die Kritick haben, ihm durch ihre Erinnerungen nützlich zu werden.

Thafnilde, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Cassel, 1768. 104. Seiten, 8.

Unter allen Dichtern wünschten wir am wenig-

sten

sten einen Theatralischen abzuschrecken. Wer die Schwierigkeiten der dramatischen Dichtkunst kennet, und weis wie schwer sie zu überwinden sind, der wird zu billig seyn, als, daß er auf alles, was nicht ein Meisterstück ist, verächtlich herabsehen sollte. Auch Versuche, wenn sie nur nicht ganz verunglückt sind, können das ihrige zur Aufnahme des Theaters beytragen, und wir sind noch viel zu arm an Meisterstücken, als, daß wir geringhaltigere Proben so schlechterdings verwerfen dürften. Gesetzt, dergleichen Stücke thun auch auf der Bühne nicht die zweckmäßige Wirkung, so können sie doch im Lesen einiges Vergnügen gewähren, und das kann immer schon genug seyn. Wenn Thafnilde den Leser auch hier und da gähnen machte, wenn wir derselben auch nicht das größte Glück auf der Bühne versprechen dürften, so hat es doch noch zu viel Gutes, als daß wir den Verfasser nicht aufmuntern sollten, in seinen Bemühungen fortzufahren, und zu versuchen, ob er uns nicht mit der Zeit etwas vollkommneres liefern könne. Wir wollen den Innhalt anzeigen:

Thafnilde, eine Christinn, ist die Gemahlinn Tamunds, eines heidnischen Königs in Scandien, und die vorgebliche Tochter Theodolfs auch eines Christen und ersten Rathgebers des

Königs.

Königs. Alle 9. Jahre war ein großes Fest, und die Königinn sollte den Göttern Menschen opfern oder selbst geopfert werden. Der König glaubte seine Gemahlinn schon durch den Tod der Siegrith von dieser harten Probe befreyet, als er erfuhr, daß ihr vorgegebener Tod nur eine List des obersten Priesters war, und daß Thafnilde selbst sterben sollte. Seine Mutter dringt mit Bitten, und der Priester mit Drohen und Fluchen in ihm; er verspricht, daß er seine Gemahlinn zum Opfer bereden will; er wendet auch bey ihr alles an, sie dazu zu bewegen, allein umsonst. Der wütende Priester denkt auf neue List, die Königinn, der er doch selbst sein Leben zu danken hatte, zu stürzen. Er erfährt, daß Theodolf einen jungen Christen, Christlif, im Schlosse heimlich verborgen halte, und versucht den König eyfersüchtig zu machen. Es gelingt ihm. Ungeachtet der König anfangs zweifelt und die beyden Kinder der Thafnilde ihn noch mehr zweifeln machen, so kömmt es doch durch die Unvorsichtigkeit Christlifs und durch einen Zufall, daß der König ihn mit ihr allein antrift, und sie noch für ihn bittet, dahin, daß er völlig von ihrer Untreue überzeugt zu seyn glaubt, und in der Hitze befiehlt, daß sie sollte geopfert werden. Es geschieht. Nachher er-

fährt der König ihre Unschuld, hört, daß sie eine Tochter Eistens seines Oheims, den er in Kriege erlegt hatte, Christlif ihr Bruder, Theodolf ihm getreu, und er von dem Priester hintergangen wäre, und ersticht sich selbst; indem er den Christlif zum Nachfolger ernennt.

Dieß ist der Stoff. Es ließ sich vielleicht dieß und das dabey erinnern; aber wir wollen ohne dabey zu verweilen, die Ausführung desselben betrachten.

Der 5te Akt scheint uns der beste; dieß soll nicht im Spotte gesagt seyn, weil er der letzte ist; nein, sondern wir wünschren, daß sich das Stück erst da anfienge. Wär die Eifersucht des Königs, der Hauptgegenstand des Verfassers, und seine Heldinn etwas weniger Heldinn, und mehr Mensch gewesen, hätte er sich einiger in diesem letzten Akte vorkommenden Situationen besser zu bedienen gewußt; so würden wir vielleicht so etwas von einem deutschen Othello oder wenigstens einer Zayre bekommen haben. Dann wozu die langweiligen ersten Akte, die ewige Geschwätze vom Opfer, dem Tod und wieder lebendig werden der Siegrith, das Verstecken Christlifs und alle die weiten Ausholungen? — die Heldinn dieses Trauerspiels selbst, wird auf unser

er Mitleiden wenig Anspruch zu machen haben. Sie ist zwar in sehr traurigen Umständen, sehr romm und tugendhaft, sie soll geopfert, und on dem Manne, den sie liebt, auf ewig getren- et werden; sie liebt zwar den König, wie sie gt, doch wir glauben, jeder Leser und Zuschau- r wird ihr mit dem Verdruß des Tamunds orwerfen, daß, sie mehr Christinn als Gattinn st. Die heftigste Liebe des Königs selbst nicht hre Kinder, machen sie in ihrem Entschluß, nicht u opfern, und zu sterben, im geringsten wan- en. Der Tod ist ihr nur ein Kinderspiel und ie freut sich vorhero darauf; kaum einen flüch- igen Seufzer kostet ihr der Verlust ihres Le- ens, und ihres Gatten, und ihres Vaters, und hres Bruders. Eine solche Heldinn kann sich a und dort sehr gut hinschicken, aber wir glau- en Thafnilde giebt einen neuen Beweiß ab, ie wenig sie sich auf das Theater schicke. Wenn ie denn nun so will, so wohl mit ihrem Zustande ufrieden ist, men' movent quippe? — Mit Tamund werden wir schon mehr Mitleid haben nüssen. Wer wollte dieß auch einem armen ge- plagten Mann versagen. Der von Priester und Mutter, Lieb und Eifersucht verfolgt wird, der selbst nicht recht weis, wie er daran ist, und ob er ein Heyde oder ein Christ, oder gar keines

von beyden seyn soll? Er redet manchmal als ein völliger Heyde. Z. B.

Der Frigga Mitleid nahm im Sturm die Tochter
Belis, doch wird
Valhalla doch mehr Freuden ihr gewähren —

An einem andern Orte will Tamund seine Gemahlinn glaubend machen, daß er ein Christ wäre: er sagt,

Du weißt ich kenne längst schon deinen Gott,
In seiner Huld, in seiner Macht und Größe,
Von Theodolf mir hundertmal geschildert,
Und hundertmal von dir Thafnilde!

Doch, daß dieß nur ein Compliment für seine Gemahlinn sey, und daß er den Gott der Christen ziemlich schlecht kenne, beweißt seine übrige Aufführung; insonderheit seine Gleichgültigkeit, mit der er die Kinder zu opfern befiehlt, und seine übrige Gesinnungen. Er gesteht es seiner Gemahlinn selbst, daß er um ihr zu gefallen, den Christen hold sey.

Wie oft Thafnilde, schmäht ich meine Götter
Um dich. Du glaubst, weil mir ihr Daseyn
Ein finstres Räthsel meiner Priester war?
Nein, weil ich dich — nur — weil ich dich geliebt.

Und anderswo redet er völlig in dem Tone der Lucrez:

Du, der Christen unbiegsamer Gott.
Religion! du meines Unglücks Quelle!
Du aller Völker qualenvolle Marter!
Warum bist du, verbannte Menschlichkeit!
Uns nur Religion?
Wozu, Hain, Priester, Opfer und Altar
Gebeth und Glauben? alles, Wahn der Völker!

Es ist zu verwundern, wie die fromme Thafilde einen Mann von diesen Gesinnungen, die ihr öfters selbst merken läßt, habe lieben können. Bey seiner Eifersucht gefällt uns sein Verhalten ganz wohl. Er wird zwar in der ersten Hitze hingerissen, doch wird er nicht überzeugt, bis er solche Proben siehet, die einen jeden würden getäuschet haben. Er findet sie bey einem vermeynten Ehrenschänder allein, und da er ihn überfallen und töden will, bittet Thafnide noch für ihn. Dieß bringt ihn vollends auf, und auf einmal ersticht er sie? — nein, befiehlt er, sie zu opfern. Othello konnte sich im gleichen Falle so sehr nicht mäßigen, Desdemona war verlohren, so bald sie für Cassio bath, war sie verlohren. Wir überlassen es dem Leser zu entscheiden, wer die Natur getreuer geschildert, der Engländer oder unser Verfasser? Die alte Hildegun, dünkt uns, hätte zu ihrer und des Verfassers Ehre zu Hause bleiben können; es ist

wirklich nicht abzusehen, was sie da zu thun habe. Christlif, war freylich eine Hauptperson: aber konnte er nicht geschikter eingeflochten werden? Warum mußte er denn eben itzt kommen? Warum verbarg ihn denn Theodolf? Er war ja des Königs Freund, und hätte ihm, sollten wir denken, ihn ohne Bedenken vorstellen können. Warum muß er ferner ein Sohn Eistens und seine Schwester Thafnilde eine Tochter desselben seyn? Wären die Sachen nicht eben so gut ihren Gang gegangen, wenn er und sie Kinder des Theodolf gewesen wären? Ueberdieß ist es nicht ein muthiger, feuriger Jüngling, sondern ein wahrer etourdi, der alles zur Unzeit thut, wie ein Bramarbas prahlt, und doch schlechte Thaten verrichtet — Warum der Oberpriester sich so ausserordentliche Mühe giebt, die Königinn zu stürzen, können wir auch nicht begreifen. War es blos der Eifer für seine Götter? es ist schwer zu glauben, daß purer Aberglaube, wenn er nicht durch äussere Ursachen in Bewegung gesetzt wird, solche schrekliche Wirkungen hervorbringen sollte; und dazu müssen wir das nur errathen, er sagt es nirgendswo selbst. Einmal läßt er sich etwas merken: ja, ja es soll

Versöhnend Blut, der große Tag vergiessen,
Und Theodolf nicht mehr auf Odens Thron
Durch seine Brut, mein trotzender Gebieter
Und Herr von Tamunds Schätzen seyn!

Aber wenn das ist, warum ist seine Wuth nicht mehr auf Theodolf als auf seine Tochter gerichtet? Sie hätte sterben, und ihr vermeynter Vater doch noch immer der Liebling des Königs seyn können. Er ist ein viel abscheulicherer Bösewicht als Jago. Jago, war doch noch beleidigt; Kaßio war ihm vorgezogen worden, und er traute dem Othello nebst seiner Gemahlinn selbst nicht viel gutes zu: der Opferpriester aber ist ein Ungeheuer, der beynahe ohne alle Ursache wüthet, ein Teufel, den wir nicht sehen mögen.

Der Dialog des Verfassers ist sehr unvollkommen, die Versifikation sehr hart, und der Ausdruck öfters dunkel und unverständlich, und zwar nicht durch Metaphern oder Anspielungen, sondern an und für sich durch die zur Unzeit angebrachten abgebrochenen Reden und Versetzungen; die Sprache der Leidenschaften hat der Dichter auch ziemlich schlecht oder gar nicht verstanden. Aller dieser Fehler ungeachtet, haben wir doch hin und wieder Funken vom tragischen Talente gefunden, und wir glauben, es fehle

ihm nur die Reife, um beſſere Stücke zu liefern. Wir hoffen, der Verfaſſer werde ſich unſere Kritick an feinerer Uebung in dieſem Felde nichts hindern laſſen.

Exiguum nati concede, Tragoedia, tempus

und dann

Implebit leges ſpiritus iſte tuas.

Zweyte Sammlung einiger franzöſiſcher Luſtſpiele für das deutſche Theater. Bremen, bey Cramer, 1768.

Mit welcher Verachtung müſſen doch unſre meiſten Ueberſetzer dramatiſcher Werke ihre deutſchen Landsleute anſehen. Sie ſchreiben da etwas hin, wovon oft kein Wort, oft das klare Gegentheil im Original ſteht, und wenn ſie ſo Scene für Scene gemißhandelt, Seite an Seite hinuntergejagt haben, ſo ſetzen ſie getroſt auf den Titel: Für das deutſche Theater. Gerade, als ob ein Galimatias ohne Menſchenverſtand für uns Deutſche gut genug wäre! — Aus der gegenwärtigen Sammlung haben wir nur die Ueberſetzung von Pirons Métromanie mit dem Original verglichen, und unzählige Fehler gefunden, die nicht allein eine tiefe Unwiſſenheit der franzöſiſchen Sprache, ſondern auch einen völligen Mangel der Aufmerkſamkeit

auf

auf richtigen Sinn und Zusammenhang verrathen. Wie sehr ist nicht gleich der allererste Anfang verunstaltet worden! Mondor sagt im Original:

Cette maison des champs me paroit un bon gite.
Je voudrois bien ne pas en décamper si vite:
Sur-tout m'y retrouvant avec tes yeux fripons,
Auprès de qui, pour moi, tous les gites sont bons.
Mais de mon maitre ici n'ayant point de nouvelles,
Il faut, que je revole à Paris. —

Wir wollen dem Uebers. nicht erst sagen, daß gite etwas anders als nid sey, und daß er die Zeile: Auprès de qui, pour moi tous les gites sont bons: äusserst niedrig und schlecht übersetzt habe: die ich nicht missen möchte, und wenn ich in einem wahren Neste stecken sollte. Wir wollen ihn nur fragen, ob denn das: Je n'ai ici point de nouvelles de mon maitre: jemals heissen könne: meinem Herrn fehlt es hier an Neuigkeiten? Oder wenn es auch möglich wäre, daß es so hiesse; ob es an dieser Stelle so heissen könne? Sah er denn nicht, daß sich Mondor in der ganzen Scene umständlich nach seinem Herrn erkundiget, und daß er ihn also wohl müsse verlohren haben? Wenn er ihn aber verlohren hat, wie kann er dann immer und ewig wissen, daß es ihm an Neuigkeiten fehle?

— So ohne Sinn und Begriff hat der Ueberf. an mehrern Stellen geschrieben; wir hoffen aber, daß die Leser uns für diese einzige Probe alle übrigen schenken werden. Wollen sie sich selbst die Mühe nicht verdrießen lassen, so können sie gleich in der folgenden Scene, S. 12. der Ueberf., noch zwey deutliche Beyspiele finden.

Des Herrn von Bielefelds dramatische Belustigungen. Aus dem Französischen. Erster und zweyter Band. Danzig und Leipz. bey Wedel, 1768.

Sehr mittelmäßig und eben deswegen des Originals sehr würdig übersetzt! Die französischen Musen müssen wohl gegen die Ausländer nicht so artig und gefällig seyn, wie das übrige französische Frauenzimmer; wenigstens haben sie sich gegen den Herrn v. B. nur sehr kaltsinnig bewiesen.

Uebersetzte auserlesene neue Lustspiele, nebst einem deutschen Nachspiele. Frankf. und Leipz. in der Metternichischen Buchhandlung, 1769.

An dem ganzen Titel ist auch kein Wort weiter wahr, als daß es Lustspiele sind. Die Sammlung enthält: 1) Das unvermuthete Hinderniß,

von

von Destouches ; 2) Die Sicilianer, oder Amor ein Mahler, von Moliere ; 3) Die Verschreibung (Dedit) von Du Fresny ; 4) Den Schmeichler von Goldoni; 5) Den Officier, ein Nachspiel. Sind diese Lustspiele neu? Sind sie auserlesen? Haben Destouches, Moliere, Goldoni keine besseren Stücke gemacht? Und endlich, heißt das übersetzen, wenn man den Geist seines Originals zurück läßt, ja oft sogar wider die liebe Grammatik sündigt? Indessen lassen sich diese Stücke zur Noth noch lesen, weil sie doch nicht ganz die Arbeit des Uebersetzers sind; das angehängte deutsche Nachspiel ist vermuthlich ganz seine Arbeit, und gar nicht zu lesen.

Deutsche Schauspiele von M. La critique est aisée et l'art est difficile : C'est la ce, qui produis ce peuple de censeurs. Et ce qui retrécit les talens des auteurs. *Destouches.* Dresden, bey Gerlach, 1768.

Wenn der Verf. wirklich die Talente besitzt, deren er sich durch eine versteckte Wendung auf dem Titel zu rühmen scheint, so ist er sehr mißgünstig gewesen, daß er uns so wenig davon hat sehen lassen.

Das erste Stück des Verf. ist der Vormund, ein

ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Er hatte seinen Diderot durchgeplättert, und da er das nicht gerne umsonst wollte gethan haben, so hatte er sich den Wink gemerkt, daß man statt der Charaktere die Stände der Menschen aufs Theater bringen sollte. Nun weis man wohl den grosen Vorzug der schlechten Köpfe vor den guten und gründlichen Köpfen; sie sind immer gleich mit einem Entschlusse fertig, der diesen erst sehr viel Mühe und Nachsinnen kostet. Unser Verf. bedachte also nicht, was er in eben diesem Diderot gelesen hatte, daß man kein Kind seyn müßte, um in dieser Gattung nicht unglücklich zu seyn: Er bedachte nicht den Sinn dieser Worte, daß sehr viel Genie und Erfahrung, sehr viel eigne Betrachtung der Welt und des menschlichen Herzens, sehr viel Ueberlegung und Unterscheidungskraft erfordert werde, um sich auf einem Wege zum Ziel zu finden, wo man nur seine eigenen Augen zu Wegweisern nehmen kann. Leer von dieser heilsamen Erkenntniß, die auch ein vorzügliches Genie, und gewiß nicht zu seinem Schaden, würde ausgehalten haben, setzt er sich so kalt oder so warm, wie er von der Lectüre des Diderot kam, an sein Schreibepult nieder und schrieb, ohne abzusetzen, seinen Vormund zusammen. Ueber den schicklichsten Charakter

eines

eines Vormundes und über alle die Situationen, worinn sein Stand ihn verwickeln kann, nachzudenken; aus diesen Situationen diejenigen, die am meisten dramatisch und am meisten interessant waren, auszulesen und dann seine Erfindungskraft anzustrengen, um sie zu einer einzigen und lebhaft forteilenden Handlung zu verbinden; die Charaktere aller übrigen Personen so zu wählen und so zu stellen, daß immer das meiste und stärkste Licht auf den Hauptcharakter des Vormundes fiele: das alles war für unsern Verf. zu weitläuftig oder zu schwer; Er griff nach der alten Leyer und machte aus seinem Phi loklet einen schläfrigen Liebhaber. Zwar ist ein gewisser Ernst da, der nur um einen Schritt noch von seinem Verderben entfernt ist, und der ihm also billig viele Unruhe machen sollte; aber für dem ist das gütige Schicksal und sein Mitmündel Vormund: derjenige, der es eigentlich seyn sollte, kömmt nicht eher mit ihm zusammen, als bis sich die Sache von selbst wieder in Ordnung gefunden hat. Wie konnte er sich auch um eines andern Fieber bekümmern, da zu gleicher Zeit sein eignes in Krisi stand? Er schreibt also Liebesbriefe an seine Prinzeßinn, eine altkluge Großmutter von ein und zwanzig Jahren, und in den Scenen, die ihm seine Liebesgeschichte

frey

frey läßt, sucht er aus dem Jünglinge und aus andern Wochenschriften mehr, Sentenzen zusammen. So kam ja der Verf. wohlfeiler weg, als wenn er sich erst den Kopf zerbrach, was dieser oder jener seinem Charakter gemäß für einen Ton haben; wie sich Vormund und Mündel in einer schwürigen Situation gegen einander verhalten sollten? Gleichwohl sind ihm auch die Gelegenheiten, seine Sentenzen anzubringen, so gar leicht nicht zu finden gewesen; er hat sein Genie in ziemlich grose Kosten deswegen gesetzt. Da muß ein gewisser Kaufmann Siegmund einen vorgeblichen Banquerout spielen, um ein wenig von Großmuth plaudern zu lassen. Da muß sich ein artiger junger Mensch, der sonst weise wie ein Sokrates ist, einen Rausch trinken, um eine Seite lang gegen die Trunkenheit deklamiren zu können. Da muß ein armes unschuldiges Mädchen, in der Blüthe seiner Jahre, recht elend ums Leben kommen um bey der Gelegenheit die Vergänglichkeit alles Irdischen zu beherzigen. Weiter hat dieser Banquerout und dieser Rausch und dieser Todesfall keinen Einfluß.

So schlecht die Handlung angelegt ist, eben so schlecht sind auch die Charaktere gezeichnet. Poetischgut ist kein einziger, aber moralischgut sind

sind sie dagegen alle, nur den einzigen Wildfang Ernst davon ausgenommen. Und nicht allein sind sie alle moralischgut, sondern sie moralisiren auch alle, und alle in einerley Tone. Mündel Damis, wie Vormund Philoklet; Mamsell Julie, wie Mündel Damis, und Kind Lottchen, wie Mamsell Julie. Kurz, sie sind alle durchaus wie die Bienen, die aus den Dornen dieser Welt einen moralischen Honig ziehen (S. 97.) und Herr Philoklet ist nur wie der Meister, der vor dem moralischen Bienenschwarme vorausfliegt. Um nichts an unsrer Langenweile fehlen zu lassen, hat sich der Verf. auch besonders in die naive und unschuldige Zärtlichkeit verliebt, die er im Gellert gefunden hat, und die bey ihm in die unerträglichste Süßigkeit und Geschwätzigkeit ausartet.

Von den beyden übrigen Stücken, sagen wir nichts; denn um sie nach Würden zu beurtheilen, müßten wir unsern Ton noch niedriger stimmen, und das würde nur uns und den Lesern verdrießlich werden.

Der Fisch, eine Erzählung von B*** 1768. 2. Bogen in kl. Fol.

Die poetische Erzählung eines Traums, deren sich der Verf. als Dichter und als Mensch

zu

zu schämen hat, so elend sind die Verse, und so unzüchtig der Inhalt. Wäre seine Verwandlung in einen Fisch doch nicht wieder aufgehoben!

Da war er gar auch stumm —
Stumm wie ein Fisch! —

Bey seiner Unverschämtheit müssen wir ihm wohl den Schluß seiner Erzählung zu einer gröſsen Bescheidenheit anrechnen:

Frägst du mich, ob denn nie noch sonst etwas geschah?
O freylich ja!
Allein da heißt: Et caetera.

Archiv der Schweizerischen Kritick; von der Mitte des Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeiten. Erstes Bändchen. Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1768. 270 S. in 8.

Der Einfall ist so unrecht nicht, kleinere kritische Aufsätze, welche in verschiednen periodischen Schriften der Schweiz zerstreuet befindlich sind, in eine Sammlung zu bringen. Diejenigen, welche dieß Bändchen enthält, sind nicht alle gleich erheblich; sie betreffen den Telemach, die Meßiade, die Clarissa, den Homer u. s. f. Sie hätten hin und wieder eine kritische Durchsicht der noch lebenden Verfasser verdient.

Freuden

Freuden. — — Biel, 1768. 4. Bogen in 8.

Gar weislich sagt Horaz:

Mediocribus esse Poetis
Non homines, non dI, non concessere columnae.

Materialien —

Satis triumphat veritas, si apud paucos bonosque accepta; nec Indoles ejus est, placere multis. *Lipſ.* —

Frankf. und Leipzig, bey A. F. Bartholomäi, 1768. 10. Bogen in 8.

Wieder ein Schriftsteller, der seinen Zeitvertreib, die Lektüre, und das Denken und Aufschreiben dabey nicht für sich behalten will. Er giebt sich für einen Officier aus, und diese Materialien für zerstreute Einfälle, die vielleicht andern in Verfertigung eigner Gebäude nützlich seyn könnten. Es sind Anekdoten, Betrachtungen und Maximen, worunter man wenig hervorstechende, viele gemeine, und manche andre Gedanken finden wird, die keine genaue Prüfung aushalten würden. Wir wollen die Rubricken hersetzen, unter welche sie gebracht sind: Aberglaube und Unglaube. Richelieu und Mazarini. Freyheit. Pachi, Curd. Glück und Unglück. Friedrich. Vermischte Gedanken. Andacht. Peter der erste und Peter der dritte,

Geistlicher Hochmuth. Vom Tode. Heinrich der vierte. Auferstehung. Religion. Geschichte der Troglodyten. Atheisten. Selbstmord. Voltaire. Allgemeiner Lebenslauf der Menschen.

Der Guelphe im Schlachtfelde bey Minden ein episches Gedicht, von Georg Heinrich August Koch. Braunschweig, 1768. 4½ Bogen in 8.

Der Held dieses Gedichts ist der Herzog Ferdinand von Braunschweig. Es sind vier Gesänge voll seichter, matter, oft schwülstiger und sinnloser Recitativverse, die kaum eine Kritick verdienen. Keine Spur von einem epischen Gedichte, kein Plan, kein epischer Ton, wenn gleich der Verf. die Ewigkeiten aufbietet, ihm ihr Thor zu eröfnen, die Engel, ihm ihre Saiten zu leihen, und die ungemeßnen Sphären, sein Lied zu vernehmen. Den Ruhm seines Helden wird das dankbare Deutschland gewiß nie vergessen, aber den Gesang des Dichters — — Nun wir wollen ihn in der süssen Hofnung nicht stöhren:

— — mein Gesang, der Ihn erhob,
Tönt einst von tausend spätern Zungen.

Für den Geschmack der Nachwelt können wir freylich nicht stehen, aber um den Geschmack unsrer

rer Zeitgenossen sollte es uns leid seyn, wenn sie dergleichen Poesie bewundern könnten. Wiewol, das scheint Hr. K. selbst nicht zu erwarten: er schließt die Ode an seinen Helden:

Den Ruhm, der durch Aeonen blüth,
Giebst du mir, nicht die Welt.

Vier Gedichte über Eigenschaften des höchsten Wesens, von Christoph Schmart, M. Collegen zu Pembrocke-Hall auf der Universität Cambridge. Eine Preißschrift, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, mit beygedrucktem Original. Koppenhagen und Leipzig, bey Rothens Witwe und Prosst, 1768. gr. 8. 4. Bogen.

Diese vier Gedichte sind die Früchte eines sehr rühmlichen Vermächtnisses des Herrn Seatons, der die Einkünfte von einem seiner Güter zu einem jährlichen Preise für ein Lehrgedicht geistlichen Inhalts bestimmt hat, welchen die Universität Cambridge zuerkennt. Sie haben viel Poesie, und ein gewisses Feuer der Andacht, welches die Fülle der Gedanken ersetzt, die zuweilen darinn fehlt. Die Uebersetzung ist im Ganzen gut gerathen, ob wir gleich den Verfasser derselben eben nicht aufmuntern wollen, die übrigen Smartischen Werke gleichfalls zu

Geistlicher Hochmuth. Vom Tode. Heinrich der vierte. Auferstehung. Religion. Geschichte der Troglodyten. Atheisten. Selbstmord. Voltaire. Allgemeiner Lebenslauf der Menschen.

Der Guelphe im Schlachtfelde bey Minden ein episches Gedicht, von Georg Heinrich August Koch. Braunschweig, 1768. 4½ Bogen in 8.

Der Held dieses Gedichts ist der Herzog Ferdinand von Braunschweig. Es sind vier Gesänge voll seichter, matter, oft schwülstiger und sinnloser Recitativverse, die kaum eine Kritick verdienen. Keine Spur von einem epischen Gedichte, kein Plan, kein epischer Ton, wenn gleich der Verf. die Ewigkeiten aufbietet, ihm ihr Thor zu eröfnen, die Engel, ihm ihre Saiten zu leihen, und die ungemeßnen Sphären, sein Lied zu vernehmen. Den Ruhm seines Helden wird das dankbare Deutschland gewiß nie vergessen, aber den Gesang des Dichters — — Nun wir wollen ihn in der süssen Hofnung nicht stöhren:

— — mein Gesang, der Ihn erhob,
Tönt einst von tausend spätern Zungen.

Für den Geschmack der Nachwelt können wir freylich nicht stehen, aber um den Geschmack unse-

rer

rer Zeitgenossen sollte es uns leid seyn, wenn sie dergleichen Poesie bewundern könnten. Wiewol, das scheint Hr. K. selbst nicht zu erwarten: er schließt die Ode an seinen Helden:

Den Ruhm, der durch Aeonen blüth,
Giebst du mir, nicht die Welt.

Vier Gedichte über Eigenschaften des höchsten Wesens, von Christoph Schmart, M. Collegen zu Pembrocke-Hall auf der Universität Cambridge. Eine Preißschrift, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, mit beygedrucktem Original. Koppenhagen und Leipzig, bey Rothens Witwe und Prosst, 1768. gr. 8. 4. Bogen.

Diese vier Gedichte sind die Früchte eines sehr rühmlichen Vermächtnisses des Herrn Seatons, der die Einkünfte von einem seiner Güter zu einem jährlichen Preise für ein Lehrgedicht geistlichen Inhalts bestimmt hat, welchen die Universität Cambridge zuerkennt. Sie haben viel Poesie, und ein gewisses Feuer der Andacht, welches die Fülle der Gedanken ersetzt, die zuweilen darinn fehlt. Die Uebersetzung ist im Ganzen gut gerathen, ob wir gleich den Verfasser derselben eben nicht aufmuntern wollen, die übrigen Smartischen Werke gleichfalls zu

übersetzen, die er in der Vorrede angiebt; will er einmal diese Arbeit übernehmen, so wird er leicht noch bessere Originale finden. Einige Unrichtigkeiten sind uns vorgekommen. Z. E. S. 18. their meek submission, wird übersetzt: ihre sanfte Anmuth. S. 22. Thou exerts all goodness: du übertrifft alle Güte. S. 50. Whatever be the colour of Your lives: welche Farbe auch eure Leiber deckt.

Versuche in allerley Gattungen deutscher Gedichte, von Johann Joseph Eberlen, der Königl. deutschen Gesellsch. zu Göttingen ausserordentlichem Mitgliede. Erster Band.

—— —— ridiculum acri
Fortius ac melius magnas plerumque secat res. *Horat.*

Wen, bey Trattnern, 1767. 10. Bogen, in 12.

Der Verf. dieser Gedichte lebt in Prag; in Rücksicht auf diese Gegend muß man dieselben nicht zu strenge beurtheilen. Sie verrathen auch noch immer einen glücklichen Kopf, der Aufmunterung verdient, aber der auch gegen das Publikum mehr Achtung haben, und demselben nicht künftig ein solches Gemische von unreifen und sehr leidlichen Stücken vorlegen muß. Die Fabeln gehören großentheils zu den letztern; hier ist eine Probe:

Die

Die Perle, und die Muschel.

Die reifend auf der Meere Rücken
Der Sonne helles Licht bestrahlt,
Die silberweise Perle prahlt
Mit ihrem Schimmer voll Entzück n.
Sie sieht der Muschel Häßlichkeit,
Und lacht; die Alte heißt sie schweigen.
Erwarte, spricht sie, nur die Zeit,
Sie wird dir deine Thorheit zeigen.
Was du bist, war einmal auch ich,
Was ich bin, mußt du gleichfalls werden.

So flüchtig und so lächerlich
Ist junger Schönen Stolz auf Erden.

Leßingische unäsopische Fabeln; enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Leßings von der Kunst Fabeln zu verfertigen. Zweyte Auflage. Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1767. kl. 8. 349 Seiten.

Wenn die Regel, daß die wiederholte Auflage eines Buchs ein Beweiß seiner Güte sey, bisher noch gar keine Ausnahmen gelitten hätte; so wäre dieß die erste. Die witzlosesten Parodien allerliebster Fabeln, die seichteste Kritick über Abhandlungen voller Scharfsinn, die unbescheidenste Einkleidung eines unvernünftigen

Widerspruchs, und noch mehr dergleichen feine Tugenden können einem Buche unmöglich wahre Güte geben. Es liesse sich vielleicht manches gegen die Lessingische Fabeltheorie erinnern, das geben wir zu; allein diese Erinnerungen müßten ohne Zweifel ganz anders gesagt werden.

Neue theatralische Werke von Herrn Bodmer, Professor in Zürch. Erster Band, Lindau am Bodensee, bey Jakob Otto. 1768. 332 S. in kl. 8.

Anzeigen müssen wir diese Erscheinung; aber verweilen können wir uns nicht lange dabey; Wir gehen mit Unwillen und Abscheu vorüber. Daß ein Mann, dem unsre Kritick wirkliche Verbindlichkeit hat, dem unser Geschmack einen guten Theil seiner ersten Bildung schuldig ist, gegen wahre Verdienste die Augen verschlieffen, und die Kritick dazu mißbrauchen kann, Stücke, die unserm Theater Ehre machen, auf eine seichte, ungewürzte Art zu parodiren! Daß er sichs erlaubt, einen Mann zu beleidigen, dessen sanfter Charakter eben so schätzbar ist, als sein Genie! Und endlich, daß er nicht erröthet, die jämmerlichsten eignen Arbeiten fürs Theater, den vierten Heinrich Kaiser, und Caro den ältern, oder den Aufstand der römischen Frauen, den

parodirten Atreus und Thyest, und den Eindrücken der Befreyung von Theben, eines leipziger Trauerspiels, auf einen Kenner der Griechen, an die Seite zu setzen! — Kein Wort mehr von diesem Buche, zumal da uns schon gewisse Herren, mir ihrer ganzen Lustigkeit hierüber, zuvorgekommen sind.

Herrn Johann Adolph Schlegels Fabeln und Erzählungen. Zum Druck befordert von Carl Christian Gärtner. Leipzig, bey Dyks, 1769. 20 Bogen in kl. 8.

Der Herausgeber hat, mit Bewilligung des Verfassers, seines Freundes, die Fabeln und Erzählungen in eine Sammlung gebracht, welche sich von ihm bisher in den Bremischen Beyträgen, und in deren Fortsetzung, der leipziger Sammlung vermischter Schriften, zerstreut befunden hatten. Der Verf. selbst hat sich dabey nicht blos leidend verhalten, sondern, wie wir bey einiger Vergleichung bemerkt haben, merkliche Veränderungen mit seinen Stücken vorgenommen, wobey wir uns aber nicht aufhalten wollen. Es sind ihrer überhaupt sechs und vierzig; nur sehr wenige darunter sind von der eignen Erfindung des Dichters, und in diesen ist, wir gestehen es, die Erfindung nicht im-

mer die glücklichste. Dafür hat aber der Verf. das Verdienst, von andern erfundene Fabeln sehr gut erzählt, und ihnen das durch die Einkleidung verschafft zu haben, was ihnen an Neuheit abgieng. Nur eins müssen wir von dieser Sammlung überhaupt erinnern. Sehr wenig Stücke derselben können im eigentlichen Verstande Fabeln genennt werden; die übrigen —— Erzählungen? —— Wir wissen nicht, ob sie auch auf diesen Titel Anspruch machen können. Den meisten fehlt es nemlich an einer der ersten Eigenschaften, welche man von einer Erzählung sowohl, als von der Fabel fodert, an einer darinn vorgehenden Handlung, an einem festgesetzten wirklichen Falle. Alles, was mehrentheils von der Art da ist, läuft auf die Umstände hinaus, daß gewisse Personen, gewisse Thiere da gewesen, daß eine gewisse Gelegenheit da gewesen, wobey sie dieß oder jenes gesagt haben; und dieß, was sie gesagt, oder geantwortet haben, wird nun der Hauptinhalt der Fabel. Will man Beyspiele, so sehe man gleich die zweyte, die fünfte, die sechste, eilfte, u. a. m. Wir überlassen es dem Verf., der so sehr Kenner ist, zur Prüfung, ob dieß nicht das Gebiete der Fabel zu sehr erweitern heisse, und ob man nicht auf die Art sehr leicht aus allen Apophtegmen der

alten

alten Philosophen, aus allen Maximen und Einfällen der neuern sogleich eine Fabel oder Erzählung machen könne. — Die Manier der Erzählung ist die Lafontainische; sie hat auch mehrentheils die Verdienste derselben, eine glückliche Versification, eine gewisse Laune und einschmeichelnde Naivität. Nur die Schwatzhaftigkeit und die Lust zu raisoniren, die mit ein Zug des Lafontainischen Charakters ist, die schon Gellerten so oft von dem rechten Wege abführte, scheint auch unsern Verf. zuweilen zu weit geführet zu haben, und daraus ist wohl das Unnöthige und Weitschweifige, wir wollen nicht sagen, das Matte entstanden, was sich hie und da findet. So sehr diese Art des Vortrags am rechten Orte gefällt, so unwillig wird man darüber am unrechten Orte. Der Verf. scheint dieß zuweilen selbst empfunden zu haben, wenn er z. B. S. 31. mit einem: Doch ich verliere mich zu weit; und S. 38. mit den Worten: Doch fast vergesse ich zu erzählen, wieder einlenkt. Der ganze Ton der Erzählung ist ihm auch nicht überall auf gleiche Art geglückt. Er hat uns z. B. in der achten, zehnten, fünfzehnten, sechszehnten, neunzehnten Fabel des ersten, und in der sechszehnten des zweyten Buchs weit besser gefallen, als in der dritten, fünften, vierzehn-

ten Fabel des ersten, und in der dritten des zweyten Buchs. Wir wollen eine von jenen zur Probe hersetzen:

Das Mittel wider die Taubheit.

Ein Philosoph, der oft für andre denket,
Und nie für sich philosophirt;
Ein Bürger, welcher sich bey seinem Weinglas kränket,
Daß noch kein Fürst den Staat nach seinem Sinne lenket,
Da seine Frau indeß sein Haus regieret;
Ein ungestümmer Moralist,
Der uns den Zorn ersticken lehret,
Und schimpft, und sich erzürnt, wenn man ihn nicht gleich höret;
Ein bettelnder, verarmter Alchymist,
Der schwört, daß er die Kunst besitzt, uns reich zu machen,
Und selber doch ein Bettler bleibt;
Ein Narr, der kühn es wagt, die Narren zu verlachen!
Ein Kritikus, der uns durch Eigenlob betäubt;
Ein wässriger Poet, der Helden in Gedichten
Meynt Ehrenmäler aufzürichten,
Und selber sich verächtlich schreibt;
Ein Hauptmann, welcher flucht, wenn sich sein Volk nicht wehrt,
Und selbst den Feinden oft den Rücken zugekehrt,
Sind gleich gemein, und gleich belachenswerth.

Einst macht ein Medikus den Kranken und Gesunden
In allen Zeitungen bekannt,

Er

Er habe durch die Müh, die er darauf verwandt,
Ein herrlichs Elixir zum Dienst der Welt erfunden;
Ein Elixir von ganz besondrer Art,
Das von der Taubheit heilt, und auch davor bewahrt.
Als er darauf der Länge nach erzählte,
Es hülfe denen auch, die Gicht und Milzsucht quälte,
Ja keine Krankheit fast vergaß,
So sah man wohl, daß ihm zum Charlatan nichts fehlte,
Als daß er nicht zu Pferde saß.

Auch einer, den sonst nicht ein Prahler leicht bethörte,
Beschloß, blos weil er nicht gut hörte,
(Denn was thut nicht der Wunsch, gesund zu seyn?)
Die Kosten nicht dabey zu scheun.
Und ließ sich für sein Geld die Ohren tauber schreyn.

Der Doktor war bereit, dem guten Mann zu rathen,
Er nahm aus seiner Feder ab,
Daß er von Adel war, und gab ihm um Ducaten,
Was er um Groschen Bauern gab.

Der Mann klagt seine Noth; der Doktor lärmt und prahlet,
Der Doktor fodert; er bezahlet,
Nimmt drauf sein kostbar Elixir,
Und dankt ihm sehr erfreut dafür.
Der Doktor denkt, er will ihn etwas fragen.
Voll von des Kranken Zuversicht,
Verschnappt er sich dabey, und spricht:
„Ich höre nicht gar wohl. Sie müssens lauter sagen.„

Der

Der Kranke setzt den Augenblick
Die Tropfen wieder hin, und nimmt sein Geld zurück.
Kurz, es zerschlägt sich gleich durch sein Versehn der Kauf.
Er lernt hieraus den Doktor näher kennen.
Empfiehlt sich ihm, und spricht: „So bald sie hören können
„So wart ich Ihnen wieder auf.„

Poetische Uebersetzungen aus den Werken des Philophen von Sans Souci und andere vermischte Gedichte von A. M. H. Frankfurt und Leipzig, 1767.

Die Werke des Philosophen von Sans Souci sind schon unzählige mal durch schlechte Uebersetzungen mißhandelt worden, aber so doch niemals als hier. Kein handfesterer Versmacher ist wohl in allen Rheinländern anzutreffen als dieser. Um dieses ohne alle Widerrede darzuthun, wollen wir ohne Auswahl nur ein paar Strophen hier abschreiben, mit mehrern dürfen wir wohl den Leser nicht martern. Man urtheile selbst z. B. aus der 8. Ode die Strophe, welche im französischen anfängt: Comment à tant de vains objets.

Wie opfert man doch sein Geschick
So vielen eitlen Gegenständen!
Wie sinnt und tracht man sich ein Glück
Von kurzer Dauer zuzuwenden?

Ihr

Ihr Helden! deren stolzer Geist
Die Welt in bange Fesseln schmeißt,
Ein ewig Denkmal sich zu bauen,
Seht jene große Sieger an,
Die uns das Zeitbuch kund gethan,
Könnt ihr euch auch so viel zutrauen?

Desgleichen die letzte Strophe aus der 6. Ode,

venés plaisirs charmans.

Kommt holde Grazien! erscheint ihr süssen Freuden
Laßt eure zarte Heerd an unsern Ufern weyden
Ich widme meine Laut dem schönen Liebes-Gott
Ich lasse mich von ihm regieren
Er läßt mich seine Regung spühren.
Fort Mord, entweich mit deiner Rott.'

Als einen Anhang hat der V. noch allerley Gelegenheitsgedichte auf fürstl. Vermählungen, Geburtstagen u. s. w. von seiner eignen Erfindung beygefügt, wahre Mißgeburten. Wenn ein bessrer Geschmack in dem Vaterlande des V. nicht bereits anfieng aufzukeimen, so wollten wir nichts thun als die vergebliche Mühe eines Mannes bedauern, der sich mit so unbändigen Versen den Kopf zerbrechen kann; aber so kann man nicht ohne Unwillen wahrnehmen, daß dergleichen armselige Schriften den Keim des guten Geschmacks, von dem man sich immer mehrere Hofnung macht, ganz wieder zu ersticken scheinen.

Muster der Staatsberedsamkeit in einigen neuern Reden und Briefen großer Herrn und Staatsmänner, als Exempel gesammelt und mit Betrachtungen über die Geschichte der Staatsberedsamkeit begleitet von J. C. Stockhausen. Berlin 1768.

Die Absicht dieser Sammlung ist zu loben, und kann auch wirklich den Personen, für die sie bestimmt ist, Nutzen schaffen. Das einzige bleibt die Frage, ob von den zum Theil recht guten Originalen die Uebersetzung der Zeitungen so allerdings in Absicht auf den Stil untadelhaft seyn möchte? — Wenn der Verf. in den vorgesetzten Betrachtungen gleich im Anfange sagt, die Beredsamkeit sey nicht viel jünger, als die Sprache selbst, so ist dieß wenigstens sehr unbestimmt ausgedrückt.

Akademische Vorübungen aus den von Hrn. Prof. Seibt gehaltenen Vorlesungen. Altstadt Prag, 1769.

Die Methode des Herausgebers ist gut, und die Ausarbeitungen seiner Zuhörer, die den größten Theil dieser Sammlung ausmachen, — nun freylich diese können keine Meisterstücke seyn. Er giebt uns eine Rechenschaft, wie er seine rhetorische Vorlesungen anstellt, kritisirt

auch

auch die Arbeiten seiner Untergebenen, — aber viel zu panegyrisch, viel zu gelinde. Es ist uns aber angenehm zu finden, daß durch die Bemühungen des V. in Prag der Geschmack verbessert wird.

Kurze Anweisung zur Redekunst entworfen von M. J. M. Herold, Prof. der Theologie am Kaiserl. Gymnasio zu Reval. Reval und Leipzig, bey Illig, 1768. 11. Bogen 8.

Diese Rhetorick ist ganz erträglich geschrieben. Wir finden zwar keine neue Bemerkungen, oder feine Kritiken; auch möchte eins und das andre sonst noch auszusetzen seyn. Aber doch ist die Einrichtung eben nicht übel gewählt, die Schreibart, wenn sie nicht ins kostbare fällt, untadelhaft, und die Beyspiele sind aus guten Scribenten genommen.

Brigitta, oder der Sieg des Christenthums. Ein deutsches Originaltrauerspiel in Versen und 5. Aufzügen, verfertiget von Johann Christoph Schwarz, Churpfälzischen Consistorial- und Ehegerichtsrath. Manheim, gedruckt in der akademischen Buchdruckerey, 1768. 5½. Bogen 8.

Wir dürfen unsern Lesern gewiß nicht allererst bekannt machen, was sie von diesem Original-

ginaltrauerspiele zu halten haben. So wenig als z. E. von einem Leßing etwas Schlechtes kommen kann, eben so wenig kann man von einem Schwarz auch nur etwas mittelmäßig Gutes erwarten. Wir wollen also das Publikum mit einer Beurtheilung oder Zergliederung solcher Armseligkeiten nicht unterhalten; der Verf. des travestirten Virgils hat die Geissel der Kritick oft genug aushalten müssen, und fährt dennoch fort, zu schreiben — Wir fragen aber diejenigen, die den Prof. Gottsched itzt nach seinem Tode aufs neue zum schönen Geiste oder zum Dichter machen wollen, ob ein Schriftsteller, wie er, solche höchst elende Verse, als die Schwarzischen billigen, loben, ja als Muster anpreisen konnte, (wenn man auch seine eignen vergessen will,) ob so ein Mann die Lobsprüche verdiene, die man ihm itzt zugesteht, und ob es für den Geschmack in Deutschland nicht höchst nothwendig war, daß der große Haufe durch eine scharfe, oder, wenn man will, bittre Kritick gegen einen solchen vermeynten Kunstrichter auf die rechte Bahn geführt wurde? Wir wollen darum das Gute, das er mehr durch seinen sonst rühmlichen Eifer für die deutsche Litteratur, als durch Einsichten und Talente gestiftet hat, nicht verkennen. — Es ist in der That traurig, daß noch

bis

bis auf den heutigen Tag der Geschmack nicht so allgemein gemacht werden kann, als wohl zu wünschen wäre. Freylich darf man eben nicht befürchten, daß die Brigitta jemals auf die Bühne gebracht werden dürfte; aber spielt man nicht immer noch die Zaire und den Polieukt in Versen, die schlechterdings ausgezischt werden sollten? — Bey dieser Gelegenheit wollen wir eine kleine Ausschweifung machen. Es ist bekannt, daß die Uebersetzungen des Herrn von Stüven, wenn man ein Auge zuschließen will, noch die erträglichsten sind. In der That sind sie Stellenweise so beschaffen, daß sie von den Flecken gereinigt zu werden verdienten. Z. E. Mahomet ist in allem Betracht ein Stück, das aufgeführt zu werden werth ist, und dem wenige Trauerspiele der Franzosen gleich zu schätzen sind: bey diesem würde es wirklich nicht schwer, und nicht sehr weitläuftig seyn, die nöthigen Verbesserungen zu machen. Man erlaube uns eine kleine Probe mit einem Selbstgespräch des Seide. Der Uebersetzer läßt ihn sagen:

Ich schlachten einen Greiß, der mich als Geißel heget?
Ohn Waffen, ohne Schutz, den schon sein Alter schläget?
Was thuts? Ein Opferthier, geführt zu dem Altar
Fällt ohne Gegenwehr, sein Blut gefällt Gott gar.
Ihr, deren Arme stets der Erden Tyranney

In eurem Blut erstickt, o kommt und steht mir bey!
Schickt eure Wuth in mich, daß ichs beherzt vollende,
Stärkt meine zu dem Mord aus Andacht fertgen Hände!
O Geist des Mahomets, o Geist der Straf und Pein,
Flöß deine Grausamkeit itzt meinem Herzen ein!

Diese Verse haben wir versucht, so umzuändern:

Ich tödten einen Greis, der Güte mir erzeigt,
Ihn, ohne Schwert und Schutz, den schon sein Alter beugt?
Was thuts? Ein Opferthier geführt zu den Altären,
Fällt Gott gefällig hin, fällt, ohne sich zu wehren.
Ihr, deren muthger Arm der Erden Tyranney
Mit Dolch und Tod bestraft, o kommt und steht mir bey!
O leiht mir Eure Wuth, daß ichs beherzt vollende:
Stärkt zu dem heilgen Mord mir die geweihten Hände!
Auf, Engel Mahomets! Auf, Todesgeist, erscheint,
Flöß deine Grausamkeit itzt meinem Herzen ein!

Aber wer wird sich einer solchen Arbeit unterziehen wollen?

Lustspiele der Jungfer Charlotte Dorothea Biehl. Aus dem Dänischen übersetzt. Kopenhagen und Leipz., in der Mummischen Buchhandlung. Drey Theile, 1767. 1769.

Uns über den Werth dieser Stücke, die in dänischer Sprache und für das dänische Theater geschrieben worden, weitläuftig herauszulassen, scheint in einer deutschen Bibliothek nicht nöthig

zu

zu seyn. Die Verfasserinn zeigt allerdings einige Gaben, und erhebt sich weit über Holbergen. Die Uebersetzung ist nicht übel gerathen.

Anekdoten zur Lebensgeschichte großer Regenten und berühmter Staatsmänner. Fünfter, sechster und siebender Theil. Leipzig, bey Junius, 1768. 1769.

Was wir von den ersten Theilen dieses Werks, Bibl. VI. B. II. St. gesagt haben, gilt auch von den gegenwärtigen. Es bleibt immer eine angenehme Lektüre für mehr, als eine Classe von Lesern. Nur muß man nicht allenthalben, die strengste historische Richtigkeit suchen.

Des Herrn von Voltaire Erzählungen und Abhandlungen aus seinen neuesten Schriften. Frankfurt und Leipzig, 1768. 289 Seiten in 8.

Hierzu wollen wir gleich nehmen

Des Herrn von Voltaire vermischte Schriften. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Band. Frankf. und Leipz., 1768. in der Waltherschen Buchhandlung, 1. Alph. 5 Bogen in 8.

In der philosophischen Muße, auf dem angenehmen Fernen, täuscht der unerschöpfliche

Voltaire das Alter und dessen Beschwerden mit so viel flüchtigen Stücken, witzigen Aufsätzen und kleinen Abhandlungen hinweg. In der That muß man ihn bewundern, und warum wollte man ungerecht gegen sein Genie seyn, wenn man gleich seine ganze Denkungsart nicht billiget? — In der ersten Sammlung, die wir anzeigen, sind blos die neuern Stücke, in der zweyten auch ältere, doch in dieser, besser, als in jener, obgleich in beyden nicht vorzüglich übersetzt worden.

Briefe. Nebst einer Zueignungsschrift an eine Schöne. Breslau und Leipzig, bey Korn dem Aeltern, 1768. 13 Bogen 8.

Die Zueignungsschrift hat uns gleich anfangs eben kein günstiges Vorurtheil für die ganze Sammlung erweckt; die Briefe selbst sind größtentheils so, wie sie allenfalls von Leuten, die keinen Anspruch auf Witz machen, im gemeinen Leben, bey solchen Vorfällen, ohne großen Tadel geschrieben werden könnten, aber sind solche Briefe des Drucks würdig? Und diejenigen, welche witzig oder tändelnd seyn sollen, finden wir noch langweiliger, als die andern.

Neue

Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Neue Auflage in zween Bänden. Braunschweig, im Verlage der fürstl. Waysenhaus-Buchhandlung, 1768. auf 4 Alph.

Was die Verfasser der bremischen Beyträge, zur Aufnahme der schönen Wissenschaften beygetragen haben, und welche große Namen sich unter ihnen befinden, kann keinem Liebhaber der deutschen Litteratur unbekannt seyn. Wir nehmen diese Auflage mit Vergnügen an, in welcher zwey Punkte, die uns sehr angenehm gewesen sind, beobachtet worden. Man hat nemlich alles weggelassen, was die Verf. schon in ihre Werke aufgenommen haben, und denn sind alle Stücke nach ihren Gattungen, unter gewisse Abtheilungen gebracht worden. (Zur Beobachtung des ersten hätte noch gehört, auch die Fabeln und Erzählungen des Pastor Schlegel, die nunmehr in einer besondern Ausgabe erschienen sind, herauszunehmen). Daß man itzt noch Bedenken gefunden, die Verfasser von jedem Stücke zu nennen, hat uns gewundert: Diese kleine Befriedigung hätte man den Lesern, die wenig litterarische Kenntniß in diesem Fache haben, wohl verschaffen können.

Romanzen mit Melodien. Zweyte Auflage. Leipzig, bey B. C. Breitkopf und Sohn, 1768. 2½ B. 8.

Sie sind alle aus der Mythologie genommen. Apoll und Hedera ist unsers Erachtens das schönste Stück, es herrscht darinn durchaus eine drolligte Laune in sehr artigen Versen. Doch auch die andern Stücke sind stellenweise vortreflich und überhaupt angenehm zu lesen. Uns gefällt es, wenn der Dichter von sich selbst spricht, und einen Romanzensänger kleidet dieß recht gut. Pan und Syrinx hat uns am wenigsten gefallen. Herr Hiller einer unsrer besten Componisten verläugnet sich in der Composition nicht; wenn der Verf. aber sagt, (S. 21.)

Der Musen eine sang darauf,
Und schön war Ton und Triller;
Ihr ganzes Lied war Melodie,
Als wärs ein Lied vom Hiller;

so ist dieß wohl zu viel gesagt, es gienge an, wenn es hiesse: Hiller spielte ein Lied, als wenn es die Muse selbst spielte.

Satyren. Helmstädt und Magdeburg, bey dem Comerzrath Hechtel, 1768. 7½ B. 8.

Der Verf. hat einen kurzen Titel gewählt; es wäre also noch Raum zu dem Motto gewesen:

We cannot blame indeed — but we may sleep.

Aus-

Auszug aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften. Wien, bey Johann Thomas von Trattner, 1767. 8 Bogen in 12.

Es kann seyn, daß diese Arbeit einigen Liebhabern der schönen Wissenschaften nicht unangenehm seyn möchte; doch müssen wir auch gestehen, daß sie uns eben nicht von dem größten Nutzen zu seyn scheint. Der Verf. hat aus dreyzehn Bänden in diese wenigen Bogen kürzlich die Urtheile von allen darinn recensirten Büchern gedrängt. — Wenn man einmal, nach einem ganz andern Plane, aus allen unsern guten Journalen und kritischen Schriften, mit Vorbeylassung desjenigen, was die beurtheilten Bücher betrifft, nur die allgemeinen Anmerkungen, Kritiken und Regeln sammelte, und unter gewisse Hauptabtheilungen brächte, (so wie etwann in dem Esprit de l'Abbé des Fontaines geschehen ist,) so würde dieß unsers Erachtens viel nützlicher, und ohne Zweifel ein sehr schätzbares Buch seyn. — Ich verbitte aber sehr, daß irgend ein armseliger Compilator sich durch diese Anmerkung reizen lasse, gleiche Hand anzulegen.

Briefe von dem Verfasser des Greises. Frankfurt und Leipzig, 1767. 256 Seiten in 8.

In diesen Briefen findet man weder Schwulst, noch Affektation, weder gesuchten Witz, noch

schimmernde Antithesen — und doch, wo wir nicht irren, wird man sie ein wenig langweilig finden. Die Vorrede sagt uns, daß die meisten an wirkliche Personen geschrieben worden; dieß sieht man ihnen auch an, allein, wenn solche Briefe, die nichts als Empfindungen und Versicherungen der Freundschaft enthalten, nicht sehr vorzüglich sind, so werden sie bey dem Drucke uninteressirten Lesern nicht anders, als ein wenig schaal zu seyn vorkommen.

Lyrische Gedichte. Braunschweig, in der fürst. Waysenhaus-Buchhandlung, 1767. 5 B. gr. 8.

Diese Gedichte bedeuten noch nicht viel. Doch scheint der Verf. nicht ohne alle Anlage zu seyn.

L. M. v K. (Meiers von Knonau) neue Fabeln. Neue Auflage. Zürich, bey Orell, Gesner und Compagnie, 1767. 1 Alph. ohne Vorrede in gr. 8.

Schon vor mehr, als zwanzig Jahren sind diese Fabeln zuerst herausgekommen, und zwar unter dem Titel: Ein halbes hundert neuer Fabeln durch L. M. v. K. mit einer kritischen Vorrede des Verf. der Betrachtungen über die poetischen Gemählde. 1744. Diese Vorrede

hat

hat der Herr Bodmer auch bey der gegenwärtigen Auflage gelassen, aber noch einige Bogen beygefügt, worinn er uns, seiner Gewohnheit nach, von längst vergeßnen, ihm aber noch immer wichtigen und unvergeßlichen Fehden unterhält. Manet alta mente repostum judicium Paridis, spretaeque injuria formae! — Wie kann sich aber Herr Bodmer solcher Reime, oder solches reimfreyen Geschwätzes annehmen, als diese Fabeln enthalten. Hierzu kömmt der schweizersche Dialekt, der dem ganzen Deutschlande so wenig gefällt. Der Herausgeber glaubt zwar, Gellert würde nunmehr gewiß das Urtheil über dieselben, das er in seiner Abhandlung de Poesi Apologorum gefällt, nicht mehr billigen. Das glauben wir aber nicht, und wollen, weil diese Dissertation in wenig Händen ist, das Urtheil desselben (S. 40.) hersetzen: Nescio, num quivis in legendis his fabulis omnes illas virtutes deprehensurus sit, quas largiter iis attribuit auctor praefationis. Mihi parum actionis multasque otiose protractas orationes habere videntur etc. Noch zu gelinde. Wer diese herrlichen Fabeln nicht kennt, und es nicht glauben will, mag selbst lesen! Alsdenn wird es ihn gewiß dünken (S. 32.)

Ein ärgerliches Leid,
Daß sie solch eine lange Zeit
Ihm unbekannt gewesen.

Lieder für Kinder. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1768. 3½. B. kl. 8. Zugabe zu den Liedern für Kinder. Ebend. 1769. 2. B.

Diese Lieder haben wegen ihrer Naivität, und da sie für das kindische Alter so angemessen sind, einen allgemeinen Beyfall erhalten. Auch ist die Zugabe nicht weniger zu loben, als die erste Sammlung. Daß Hr. Weiße der Verfasser sey, werden unsre Leser vermuthlich alle wissen.

Heinrich Brauns Briefe. Augspurg, bey Stage, 1768. 9. Bogen 8.

Wie hat sich doch ums Himmels willen der Verf. einfallen lassen können, daß diese Briefe den Geschmack bilden sollten? — Ja, wird er uns antworten, in Bayern können sie das thun. Aber wie? Kann man denn nicht dorten unsre guten Schriftsteller haben, und lesen und studiren? — Diese Briefe sind Gellerten sichtbarlich nachgeahmt, aber sie sind so mager und wässericht, als möglich.

Poesie del Sig. Alberto Haller. Tradotte in versi Italiani dal Sig. A. S... Yverdon, 1768. 11. Bogen, in gr. 8.

Wir finden diese Uebersetzung richtig, und, so viel es die Verschiedenheit beyder Sprachen hat zulassen wollen, sehr genau nach dem Original ausgearbeitet. Der Verf. derselben hat keinen Vorbericht beygefügt, sondern die Vorrede des französischen Uebersetzers von Hallers Gedichten ins Italienische übersetzt; doch zweifeln wir nicht, er werde die Poesien selbst, aus dem Deutschen übersetzt haben. Wo unser großer Dichter viele Gedanken in wenige Worte drängt, da bemerkt man den Vorzug unsrer Sprache am meisten. Alsdenn füllt eine Zeile, in der Uebersetzung wohl vier Zeilen. Wir wollen doch ein Beyspiel überhaupt geben, wie der Italiener unsern Haller in seiner Sprache reden läßt. Wem ist die Stelle nicht bekannt:

Fort, die Trompete schallt! der Feind bedeckt das Feld,
Der Sieg ist, wo ich geh, folgt Brüder, ruft ein Held ꝛc.

Andiam! Gia de le trombe il rauco suono
S'ode all' intorno. Le campagne copre
L'oste nemica; e la vittoria è meco.
Sequitemi o Compagni: ad alta voce
Cosi grida un Eroe. Allor securo,
Che il gran fragor dell' orrido metallo

Fa d'intorno tremar l'immenſo plano,
E al ſuol roveſcia intere ſquadre. Allora
Fermo, quando il deſtin rigido pugna
Contro di lui. La de il ſuo corpo a terra
Dai colpi eſtinto, e pur l'Eroe non cade.
Il mortal lampo de' tonanti bronzi
Per lui foco è di gioja. Ei con pari occhio
Scorrer mira l'altrui e il proprio ſangue.

Wunderbar iſt es übrigens, daß er in der Vorrede dem franzöſiſchen Ueberſetzer nachſchreibt: Jo ho aggiunto a queſta raccolta alcuni ſquarci di traduzione in altre lingue u. ſ. w. ohne das mindeſte weiter, als was der Titel verſpricht, zu liefern.

Drey Briefe über das Entſtehen, den Fortgang und den Verfall des guten Geſchmacks. Aus dem Saint Mard überſetzt. Nebſt Gedanken über den in Deutſchland herrſchenden Geſchmack. Leipzig, bey Hilſcher, 1768.

Saint Mard iſt als ein ſehr feiner Kunſtrichter bekannt; er pflückt gleichſam nur Blumen, ohne ſich in tiefſinnige, oder etwas weitläuftige Unterſuchungen einzulaſſen. Was er in gegenwärtigen Briefen ſagt, hat ſeine gute Richtigkeit, und iſt mit ſeiner gewöhnlichen Anmuth geſchrieben. Die Gedanken des Ueberſetzers

sind gröstentheils eben so beschaffen, ob sie gleich nicht viel Neues enthalten. Und einige affektirte Schriftsteller könnten dieß Büchelchen mit Nutzen — oder mit Beschämung lesen.

Neue Sammlung vermischter Gedichte von Verf. der bukolischen Erzählungen. Altenburg, bey Richter, 1767. 7. Bogen 8.

Der Verf. ist schon aus mehrern Versuchen bekannt, welche ihm aber keinen hohen Rang unter den Dichtern haben verschaffen können. Und — wir müssen es nur sagen — auch diese werden es nicht thun. Leidliche Tiraden, aber viel Gezwungenes, viel Mittelmäßigkeit.

Ueber die Harmonie des Stils, nach dem Marmontel, mit Zusätzen vermehrt. Bremen, bey Cramer, 1768.

Der Uebersetzer von Marmontels Dichtkunst liefert hier noch besonders das Kapitel von der Harmonie, auf unsre Sprache angewandt; und ausser dem zweyten Kapitel von Aristoteles Rhetorick, noch eine Abhandlung aus dem Englischen, nemlich Moors Untersuchung über den Endzweck des Trauerspiels, nach dem Grundsatze des Aristoteles. — Was nun das erste betrift, so ist dieß eine Materie, welche zu untersu-

chen,

chen, viel Gründlichkeit und ein sehr feines Ohr erfordert wird. Weder Marmontel, (noch weniger der deutsche Uebers.) scheinen uns dieselbe erschöpft zu haben. Doch hat der erste einige feine Bemerkungen, und der letztre einige deutsche Exempel angebracht. Wir schweigen von dem, was dem letztern schon von andern angemerkt worden ist, setzen aber noch hinzu, daß er einige Anmerkungen von unsrer Sprache ziemlich links in sein Original hinein schiebt. — Die Uebersetzungen scheinen überhaupt genommen, richtig zu seyn. Von Moors Abhandlung wollen wir nur sagen, daß man nicht unterlassen wird, sie mit Lessings Erklärung von der nemlichen Stelle in der hamburgischen Dramaturgie zu vergleichen.

Der stumme Plauderer. Eine Comödie in drey Aufzügen. Berlin, 1768. bey Winter, 8.

Eine gute Anlage des Verfassers (des jüngern Lessings) zum Komischen ist in diesem Stücke nicht zu verkennen. Den Dialog hat er ziemlich in seiner Gewalt. Die Charaktere sind hervorstechend und ziemlich gut bearbeitet, und die Fabel, (die uns aber so halb bekannt zu seyn scheint) ganz artig. Als einen Versuch betrachtet, müssen wir also dieß Stück loben. Sonst könnte

könnte es noch besser ausgearbeitet seyn, und besonders der D. Gervasius ein wenig mehr von seiner Weisheit verlieren.

Der ungewöhnliche Nebenbuhler, ein Lustspiel in drey Aufzügen, 1768. 140. Seiten in 12.

Der ungewöhnliche Nebenbuhler ist Jakob der Bediente des jungen Dorton, der so wie sein Herr in die Kammerjungfer Clärchen verliebt ist. Der alte Dorton ein Geizhals, der seinen Sohn mit der Ehrenpreißinn einer alten reichen Jungfer verheyrathen will, und der Contract ist schon unterschrieben. Die Kammerjungfer Clärchen aber zieht auf einmal Papiere aus den Busen, woraus erhellet, daß sie eine Schwestertochter der Maria Eißfeld sey. (Eine Person von der in der ganzen Comödie noch nicht ein Wort gesagt ist, und von der also der Zuschauer gar nichts weis,) daß sie eigentlich Nonni heißt, und daß sie, welches das wichtigste ist, fünfzig tausend Rubel im Vermögen hat. Nun bekommt sie also den jungen Menschen, wie man sich leicht vorstellen kann, und der Alte, der, wie uns berichtet wird, eben so wie sein Sohn Carl David mit dem Vornamen heißt, macht der Ehrenpreißinn weis, daß der Contract auf ihn gerich-

gerichtet gewesen, und die läßt es sich auch gefallen, den Alten statt des jungen zu nehmen. Die gewesene Kammerjungfer schenkt am Ende ihrer gewesenen Herrschaft der Jungfer Sophia 30000. Gulden, (ob deutsche, preußische oder pohlnische wird nicht gesagt, es kommt auch bey einem Geschenke in der Comödie so genau nicht darauf an) damit sie ihren Liebhaber heyrathen kann.

Diese ganze Entwicklung, würde im gemeinen Leben freylich etwas ungewöhnlich seyn, aber auf dem Theater ist sie schon allzugewöhnlich, oder eigentlich allzuabgenutzt. Die Anlage der Auftritte ist sonderbar nachläßig. Erst ein Gespräch, und denn wieder ein langer Monolog, denn wieder ein Gespräch, denn wieder ein langer Monolog. Dieser Fehler ohngeachtet, merkt man an dem V. doch eine gute Anlage, von der zu wünschen wäre, daß sie mehr ausgebildet wäre. Sein Dialog ist sehr munter, und seine Scenen werden meist auf dem Theater Wirkung thun. Freylich beruhet diese Wirkung auf Einfällen und Gegenantworten, die oft drolligt genug sind; aber der V. wird gewiß wissen, daß die theatralische Wirkung, die auf Charakter und Situation beruht, jener weit vorzuziehen ist. Der V. verdienet wirklich alle Aufmunterung, weiter fürs Theater zu arbeiten. Bey mehrerer

Uebung

lebung und Erfahrung, kann man von ihm noch iel vollkommenere Stücke erwarten. Uebri- ens ist dieses Stück schon vor einigen Jahren, he es gedruckt war, unter dem Titel der Herr nd der Diener aufs Theater gebracht worden.

Reines Vaters Fabeln und Erzählungen. In zwey Büchern zu meinem Gebrauche, Chri- stian August Reichardin Reinhard. Glogau, bey Günther, 1768. 5. Bogen, in 8.

Der V. thut, als ob sein unmündiger Sohn diese Gedichte wider seinen Willen bekannt jemacht hätte. Wäre dieß wirklich wahr, so erdiente der Knabe eine derbe Züchtigung, dem s anständiger gewesen, wie ehemals der from- ne Sohn des Noah, seines Vaters Schande uzudecken, als sie zu entblößen. Diese Fabeln ind wirklich höchst elend; wir wollen nur eine zur Probe anführen:

Ein Haushahn scharrte auf dem Miste
Und fand drin einen Edelstein:
O! möchtest du ein Körngen seyn
Mit dem mich besser zu erfreun.

*** *** ***

Bey Hörung dieses Mährchens gedacht' ich bey mir so Was soll der Kuh Muskate, sie liebt das Haferstroh.

Wahrhaftig, wenn der V. bey dieser Fabel nichts bessers zu denken wußte, so hätte er seine Gedanken immer für sich behalten sollen.

Ungarns Verwandlung. Ein prosaisches Gedicht, aus dem lateinischen, von Karl Grafen von Zichy. Wien, bey Th. E. v. Trattnern, 6. Bogen, in gr. 12. 1768.

Der Vorredner sagt, daß der V. ein jugendlicher Schriftsteller sey. Man merkt es wirklich in dem Gedichte. Die Imagination des V. ist feurig, aber auch sehr ausschweifend. Er läßt Ungarn durch Verwandlungen (wie er meynt) nach ovidischer Art entstehen. Die Jägerinn Hurna wird in Ungarn verwandelt, des Flusses Isters doppelter Schweiß in das kalte und warme Bad bey Ofen, die Nymphe Pisonia wird in die Stadt Presburg verwandelt, u. s. w. Man kann sich nun das übrige leicht vorstellen. Die Schreibart ist sehr blühend. Vielleicht ist der Gegenstand und die Art der Ausführung, in Ungarn interessanter als bey uns.

Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht, des zweyten Jahrgangs erstes bis 6tes St. Wien, bey Trattnern, 1767. in gr. 12.

Der erste Jahrgang dieser Sammlung ist in

des

des VII. Bandes 1 Stücke, S. 282. angezeigt. Die Wahl der Stücke bleibt ziemlich gut, aber man findet viele allzubekannte, die man schon in andern Schriften gekauft und gelesen hat.

Neue Sammlung zum Vergnügen und Unterricht, erstes bis zwölftes Stuck. Wien, bey Rudolph Gräffer, 1763. 1769. in gr. 8.

Eben eine solche Sammlung wie die vorige, die ebenfalls eine Menge bekannter Aufsätze, Gedichte, Schauspiele enthält, von denen kaum abzusehen ist, warum sie hier zum zweyten, dritten, ja zuweilen zum zehntenmale abgedruckt werden; es müßte denn der Verleger diese Sammlung in solche Gegenden bringen wollen, wo die deutsche Litteratur noch ganz unbekannt ist. Neues haben wir wenig gefunden.

Briefe des Fräuleins von V* über die besten moralischen Schriften unserer Zeit. Lauban, bey Wirthgen, 472. Seiten, in 8.

Ist ein neuer Titel um ein etwa vor sechs Jahren gedrucktes elendes Buch geschlagen.

Verschiedene Gedichte. Berlin und Leipzig, 1766. 63. Seiten in 8.

Sehr mittelmäßige Verschen. Weder ernsthafte, noch scherzhafte Gedichte scheinen

des Verf. Werk zu seyn, und gleichwol liefert er uns hier beyderley.

Sammlung von Gesundheiten, zum unschuldigen Gebrauch und Zeitvertreib gewidmet. Frankfurt und Leipzig, 1767. 8.

Sieben Bogen voll elendes Geschwätz in Reimen vorgetragen. Der Verf. empfiehlt diese Sammlung am Ende der Vorrede „in „aller Schönen beyderley Geschlechts beste „Gunst.„ Die Schönen mögen thun was sie wollen, aber die Klugen beyderley Geschlechts, werden ihre Gunst solchem elenden Zeuge gewiß niemals geben.

Neue Beyträge zur deutschen Maculatur. Erster und letzter Band. Frankfurt am Mayn, bey J. G. Garbe, 1766. 16. Bogen in 8.

Dieß ist ein Titel den die meisten neuen Bücher, sonderlich die neuen Gedichte führen sollen. Wir zweifeln auch gar nicht, daß gegenwärtige Sammlung nicht im ganzen Ernste ins Maculatur gerathen werde. Die geistlichen Verse des Verf., die hexametrischen Gedichte, das Vater unser in Reime gebracht, tragen das Zeichen der Göttinn Vergessenheit, der diese Sammlung zugeeignet ist, allzudeutlich an

der

er Stirne. Inzwischen da Yorik im Maculature, die schöne Erzählung von dem unglücklichen Notarius fand, so könnte vielleicht künftig auch wohl einmal auf einen Bogen dieses Maculaturs, ein leidliches Epigramm, eine leidliche Erzählung gefunden, einmal durchgelesen, und denn nach Belieben, aufbehalten, verbraucht, oder weggeworfen werden. Wir wollen eine solche Erzählung zur Probe hieher setzen:

Der Floh.

Jüngst stach ein Floh ein altes Weib
Gerade da sie bethen wollte
Sie fuhr ihm nach, packt ihn beym Leib,
Und schwur ihm, daß er sterben sollte.

Ach! fing der arme Sünder an,
Gestrenge Mutter, Gnade! Gnade!
Ich habe dir ja nichts gethan,
Ein Flohbiß ist ein kleiner Schade.

Nein, sprach sie, hoffe nichts von mir
Das Unglück ist zwar klein zu nennen;
Allein die Schuld lag nicht an dir,
Du hast mir mehr nicht schaden können.

Hrn. D. W. Trillers, poetischer Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien. Vierter Theil. Zweyte von dem Verf. selbst vermehrte und verbesserte Auflage. Hamburg,

bey Hero'ds sel. Witwe, 1766. 46. Bogen, in gr. 8.

Der Hr. V. „der sich allen seinen geehrtesten „Lesern zu fernerem gütigen Wohlwollen „empfiehlet, dankt ihnen, daß sie noch nicht müde geworden, seine Gedichte zu lesen und dankt „Gott, daß er ihm seine Vernunft und alle „Sinnen, von der ansteckenden hitzigen Hirnseuche, des heutigen erhabenen, oder besser „übertriebenen und verworrenen Geschmacks, „unbefleckt und unverletzt bisher gnädig erhalten wollen.„ Wir bezeugen, daß des Hrn. V. Gedichte von allen Erhabenen unbefleckt und unverletzt geblieben sind.

Geistliche Gedichte von Friedr. Andreas Walther. Hanau, bey Schulz, 1766. 94. Seiten in 8.

Aufgeblasene poetische Prose, und wäßrige Reime. Der V. braucht auch die gewöhnliche Entschuldigung schlechter geistlicher Dichter, „daß er dadurch keinen Ruhm zu erwerben, sondern lediglich die Erbauung der Leser zu befördern suche.„ Daß der V. keinen Ruhm durch seine Reime erwerben wird, dafür wollen wir ihm Bürge seyn; wegen der Erbauung kommt es darauf an, ob z. B. folgende Zeilen erbaulich sind.

Schau

Schau auf dieses finstre Herz, das bey deiner Wunderliebe,
Die dich bis zum Tod geführt, dennoch ohne Regung bliebe
Wenn nicht deine Jesustreue meine Nacht in Licht verkehrt,
Und die Weltgesinnte Seele aus dem trägen Schlummer stört.
Unergründlichs Liebesmeer! reiß mich hin mit deinen Fluthen
Lehre mein beflecktes Herz in beschämter Liebe bluten.

Wem ein Liebesmeer, das mit seinen Fluthen hin reißt, und ein beflecktes Herz in Liebe bluten lehret, etwa erbaulich scheinen sollte, vielleicht, weil sich gar nichts bey solchem Galimatias denken läßt, den bedauern wir zwar, wollen ihm aber diese Gedichte als recht erbaulich anpreisen.

Olint und Sophronia. Ein Gedicht in drey Gesängen; nebst einem Anhange einiger andern Gedichte; von Gottlob Sebastian von Lucke. Zum Druck befördert von F. W. Zachariä. Braunschweig, in der Fürstl. Waysenhaus-Buchhandlung, 1767. 4. Bogen, in gr. 8.

Hr. v. Lucke war ein Edelmann aus Großpohlen, der im Collegio Carolino zu Braun-

schweig, und hernach zu Leipzig studirte, wo er 1762. im 17ten Jahre seines Alters starb. Er nennt das Gedicht Olint und Sophronia selbst sein Apprentissage, und als Lehrstück betrachtet, muß man es loben, und bedauern, daß ein Jüngling, der so viele Gaben zeigte, so früh, und ehe er sich gänzlich ausbilden können, gestorben sey. Die angehängten Gedichte gefallen uns weniger.

Etwas für meine Freunde und Freundinnen in vermischten Briefen. Nürnberg, bey G. C. Raspe, 1766. 373. Seiten, in 8.

Freundschaftliche Briefe von unterschiedenen Verfassern zur Vergnügung des Herzens. Nürnberg, bey G. C. Raspe, 1767. 312. Seiten, in 8.

Wir nehmen die beyde Sammlungen zusammen, weil sie, wo nicht einerley Verfasser haben, doch wenigstens an Schreibart und Werthe ziemlich gleich sind. Beyde haben eine gewisse schleppende Weischweifigkeit, die die an sich wenig interessante Materien, noch uninteressanter macht. Man lese nur in dem Etwas die Reisebeschreibungen im ersten Briefe, und in den freundschaftlichen Briefen im 26ten Briefe S. 147. oder die Beschreibung einer neuangerich-

teten

teten Haushaltung im 34ten Briefe, S. 236. u. f. Alles ist ausserordentlich matt und langweilig, und wenn die V. von Tugend und Zärtlichkeit, zu reden anfangen, so ist alles süß, so süß, daß mans nicht mehr ausstehen kann. Die Schreibart ist übrigens gramatikalisch richtig, bis auf einige kleine Fehler. Z. B. „Er wußte noch nicht, daß Witz ohne der sichern (die „sichere) Leitung der Vernunft ein schimmernder Thor ist.„ Aber wir leben in einer Zeit, wo blos rein deutsch schreiben, und sonst weiter nichts, auch nicht einmal in Nürnberg mehr ein Verdienst heißen kann.

Thomsons Gedichte, aus dem Engl. Vter Theil. Zürich, bey Orell, Gesner u. Comp. 16. B. in 8.

Wir haben den 3. und 4ten Band in der Bibl. II. B. I. St. S. 263. schon angezeigt, und kurz beurtheilt. Wir beziehen uns darauf.

Betrachtungen über Geschäfte und Vergnügungen. Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich, 3. Bogen, in gr. 8. 1768.

Ebendieselben. Zweyte Auflage. 3. Bogen, in kl. 8. 1769.

Diese kleine Schrift verdienet aus dem Hau-

fen ausgezeichnet zu werden. Sie enthält gute moralische Betrachtungen, in einer anständigen Schreibart. Man hat in verschiedenen Zeitungen vorgegeben, daß der Hr. O. C. R. Spalding der Verf. dieser Schrift sey. Dieß ist aber falsch.

Theater der Deutschen. Erster bis siebenter Theil. Berlin, bey Rüdiger und Kanter, 1766=1769. 9½. Alphabeth.

Es würde ohnfehlbar strafbar seyn, wenn jemand, Lessings, Schlegels, Weißens, Krügers, Gellerts Werke nachdrucken wollte. Ist es aber nicht eben dieß, wenn man ihre Stücke in verschiednen Bänden wiederdruckt, nur unter einander mischt, daß bald ein Stück von diesem bald von jenem folget. Den Lesern kann mit solcher Sammlung sehr wenig gedienet seyn, denn wer in der deutschen Litteratur nicht ganz fremd ist, wird ja wohl die Werke der berühmtesten Schriftsteller ohnedem besitzen. Der Herausgeber dieser Sammlung, hat ausserdem so wenig Geschmack, daß er ganz elende Stücke (als Ludwig der Strenge, Rhynsolt und Sapphira, desgleichen sehr mittelmäßige Stücke, als Lucia Woodwill, die Insel der Puklichten, der Schein betrügt u. d. gl.) mit denen sehr wenigen Lesern wird gedient seyn, einmischt.

In-

Inzwischen kann man aus dieser Sammlung, in welcher bey weiten noch nicht alle gute deutsche Stücke stehen, die bis auf den zwanzigsten Band wo nicht weiter fortgesetzt werden kann, wenigstens so viel sehen, daß das deutsche Theater, nicht so gar arm ist, als man sich gemeiniglich vorstellt. Wenn es den deutschen Großen nur gefiele, anstatt eines fremden Theaters, (das sich auf unsere Sitten nimals recht paßt, auf dem wir immer nur die Schauspieler sehen werden, die in ihrem Vaterlande etwa die dritten oder fünften in der Ordnung sind) das deutsche Theater zu beschützen. — Doch was helfen fromme Wünsche!

Denkmal ehelicher und väterlicher Liebe, seiner Gatinn Annen Dorotheen Gnüginn und seinem einzigen Sohne Ludolph Joachim Carl gesetzt von Samuel Gotthold Langen. Halle, bey Gebauer, 1768. 11. Bogen, gr. 8.

Dergleichen Schriften interessiren zwar sonst das Publikum wenig; wir zeigen diese aber um deswillen an, weil die Verstorbene den Gelehrten durch verschiedene Werke des Witzes nicht unbekannt war. Der Herr Inspektor Lange hat zum Andenken seiner Gattinn, einige von ihren Gedichten, das 40. Stück des Zuschauers

Anpre-

Unpreisung des Landlebens betitelt, davon sie Verfasserinn war, nebst einigen eingesendeten Trostschriften und Gedichten hier abdrucken lassen. Unter den letztern befindet sich auch eins von der Mad. Karschinn, das sich von gemeinen Gelegenheitsgedichten unterscheidet, auch ist der Kupferstich der Verstorbenen diesem Denkmal vorgesetzt.

Arist, oder die Regierungen der Rechtschaffenheit, von Sequier de Saint-Brisson.

Plusque ibi boni mores valent quam alibi bonae leges.

aus dem franz. Leipzig, bey Hilschern, 1767. 8. Bogen, 8.

In diesem poetischen Gemählde sind mehr die ländliche Glückseligkeit und die unschuldigen einfältigen Sitten der Landleute überhaupt, als die Reizungen der Rechtschaffenheit geschildert. Die Scenen die der V. seinen Lesern zu Gesichte bringt, sind zwar schon unzähligmal von alten und neuen Dichtern bearbeit; aber der süsse Enthusiasmus, in welchem der V. spricht, giebt diesen Kopien einen neuen Ausdruck und ein gewisses Leben, daß sie, wenn sie gleich das Verdienst der Neuheit entbehren, doch nicht unterlassen, auf die Einbildungskraft der Leser angenehm zu wirken.

Empfin-

Empfindungen über Gegenstände der Religion, Natur und Freundschaft. Quedlinburg, 1766. 8. Bogen, 8.

Diese Gedichte, vermuthlich der erste Versuch eines angehenden Dichters, verrathen durch den Poetischen Ausdruck eine vertraute Bekanntschaft mit unsern neuesten Dichtern. Der V. verdient Aufmunterung. In dem mahlerischen Scenen hat es ihm am ersten geglückt; die Schilderung eines Abends aus jeder Jahreszeit ist zwar eine Nachahmung aus dem Thomson, aber in eine geschickte Versification umgekleidet, lassen sich diese Gedichte hier wohl lesen. Nur mehrere Richtigkeit in den Gedanken! Wie kann das Auge von Klagen quellen? Auf diese Art kann auch der Mund Thränen weinen. Und was soll das grause Getöne mit welchen sich der Tempel des Todes öffnet, da ein Jüngling ganz ruhig auf seinem Bette stirbt. Wir ließen diesen Ausdruck gelten, wenn der V. eine Kanonade auf dem Schlachtfelde beschreiben wollte, dort öffnet sich der Tempel des Todes, wenn doch der Tod durchaus einen Tempel haben soll, mit grausen Getöne, aber wo kommt hier das grause Getöne her, da der V. seinen Jüngling nur einige Zeilen vorher den stillen Tempel des Todes betreten läßt? Doch solche kleine Fehler wird

der

der V. als reiferer Dichter leichtlich vermeiden können.

Des Herrn Arouet von Voltäre sämmtliche Schauspiele, nebst den dazu gehörigen Schriften, aus dem französischen von verschiednen Federn übersetzt. Nürnberg, bey Raspe, 1766. Erster Band, 1 Alph. Zweyter Band, 1768. 1. Alph. 2. Bogen, 8. Dritter Band, 1770. 1. Alph. in 8.

Wir haben von den voltärischen Schauspielen keine andern Uebersetzungen als solche, die für das deutsche Theater entweder von Akteurs selbsten, oder doch auf ihre Veranlassung zu ihrem Gebrauche sind gemacht worden, daher kommen die höchst elenden Uebersetzungen der voltärischen Schauspiele in geradebrechten Versen, welche der Herausgeber hier zusammen hat drucken lassen. Er will sie verbessert haben; aber diese Stücke sind gar keines Verbesserns fähig, sie müßten ganz umgeschmolzen worden seyn, wenn etwas daraus hätte werden sollen. Aber wie man aus den gemachten Veränderungen siehet, so hat der Herausgeber weder Geschmack noch Geschicke gnug zu einer solchen Arbeit. Wenn auch diese Uebersetzungen auf dem Theater, wo sie durch die Action und Decoration noch

noch in etwas gehoben werden, erträglich scheinen, so wird doch nicht leicht jemand die Geduld haben, sie zu Hause, so wie sie hier sind, wieder durchzulesen.

Angenehme moralisch-satyrische Schilderungen in allen Auftritten des menschlichen Lebens. Durch Träume ohne Vorrede. Gotha, bey Christian Mevius sel. Erben, 1767. in Commißion, 8. 20½. Bogen.

Ey wie mag das Herz des Verf. gejauchzet haben, da ihn die Begierde anwandelte, seine Welt durch Träume zu bessern. Unverzüglich wurde die Feder ergriffen, und wechselweise geträumt und geschrieben, bis die Zahl seiner Träume schon ein halbes Hundert ausmachte. Vor Freuden und vor Müdigkeit schlief er glücklich von neuem ein; und da er eine Zeitlang nichts gethan, als geträumt und das geträumte aufgeschrieben: so träumte ihm auch diesmal, und zwar, wie man wohl denken kann, von lauter neuen Würden und Ehrenstellen, in die er um seiner Träumereyen willen sollte gesetzt werden, und von andern Herrlichkeiten mehr. Allein, daß sehr wenige, oder fast keiner es aushalten werde, alle seine Träume vom ersten bis zum letzten durchzulesen; ja daß selbst seine gedruck-

ten

ten Träume dem bekannten Schicksale, das jeder anderer Traum hat, den man sich vor lieber langer Weile vorerzählt, gar nicht entgehen werden, nemlich, daß man sie gern und schnell vergißt, und nicht werth achtet, weiter daran zu denken — das hat vermuthlich dem Verf. nicht geträumt.

Verschiedenes zum Lesen für die Liebhaber der guten Sitten und schönen Wissenschaften. Aus dem Französischen übersetzt von Monsi. Raodin. — Augspurg und Leipzig, verlegts Matthäus Rieger und Söhne, 1768. 8. 21. Bogen.

Die Variétés philosophiques et litteraires, à Londres 1762. gefielen dem Monsi. Raodin, darum übersetzte er sie „bekleidete alle „Hauptstücke mit kleinen Anmerkungen, und „die Anmerkungen des Verf. mit noch geringern „Beyträgen.„ — wirklich die meisten sind von geringem Werth. Er befürchtet auch, keine gute Uebersetzung geliefert zu haben; denn er spricht in der Vorr. a. d. f. Bl. „Habe ich nicht gut „übersetzt, so erinnere man sich, daß ich ein gebohrner Deutscher bin; habe ich nicht gut „Deutsch geschrieben, o, so bitte ich die Herren „Recensenten gar sehr, es ja nicht zu vergessen, „daß

„daß ich nur für meine Landsleute schreibe, die „meine Uebersetzung, und meine deutsche Sprache recht gut verstehen. Ich wiederhole es ihnen, daß ich diese Schrift zum Nutzen meiner „Landsleute übersetzet habe; diese ehrlichen Leute möchten auch gern Bücher von dem heutigen Geschmacke lesen.„ Wenn man nun dieser schönen Vorbereitung liest S. 152. „Paris — wird von den Wellen eines stolzen Flusses — benasset; S. 162. die aus der Barbarey erbettelte Fausen der Mahler; 144. Ehrerbietsamkeit, 145. das Feuer des Zwietrachts, „76. Verdemüthigung, 88 es ist was gar sehr „verdemüthigendes für dem Menschen, 75. Gesparsamkeit, 299. wir — kommen, uns bey „ihnen zu beurlauben„ — muß man nicht denken, der Uebersetzer sey wenigstens ein halber Undeutscher? Mehr wollen wir nicht sagen, weil er so siehet. Ein besserer Uebersetzer kann dieß Buch immer ansehen, als wenn es gar nicht übersetzt wäre.

D. Johann Heinrich Fabers, Churf. Maynz. Hofgerichtsraths, öffentlichen Lehrers der Rechte und schönen Wissensch. auf der hohen Schule zu Maynz, erste Grundsätze der deutschen Sprachkunst als ein Auszug aus

dessen Anfangsgründen der schönen Wissenschaften, zu dem Gebrauche seiner akademischen Vorlesungen. Maynz, bey Wailand, 1768. 8. 5. Bogen.

Da wir unsre Meynung von den Anfangsgründen selber bereits im 2. Stück des 7. Bandes unsrer alg. d. Bibl. a. d. 55-59. S. gesagt haben: so beziehen wir uns, in Absicht dieser Grundsätze der deutschen Sprachkunst, ohne weitere Umstände darauf.

Der ehrliche Verbrecher, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, aus dem französischen, 1768. 7. Bogen, 8.

Die Belohnung der kindlichen Liebe. Ein rührendes Lustspiel in fünf Aufzügen, von dem Herrn Fenouillot von Felbaire. Aus dem französischen. Leipzig, bey Siegf. Lebrecht Crusius, 1768. 7. Bogen, 8.

Dieses Schauspiel hat in Frankreich großes Aufsehen gemacht: Ohne Zweifel des Inhalts wegen, der an und für sich so rührend ist, daß er einem Dichter Trotz bieten kann, ihn ganz zu verderben. Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der sich statt seines alten Vaters auf die Galeeren schmieden läßt, und nach sieben

Jahren

Jahren, die er daselbst zugebracht, erst von dem Minister, der die edle Handlung dieses zärtlichen Sohns erfahren, befreyt wird. Hierzu kommt noch, daß es kein Gedichte, sondern eine wirkliche Geschichte ist, daß der Held derselben zu Gange in Languedoc noch lebt; daß man dieses Stück auf dem französischen Theater zu spielen ausdrücklich befohlen hat, weil das Gesetz, das die Protestanten in Frankreich zu Galeeren verdammt, dadurch noch verhaßter werden möchte. Denn man muß wissen, daß darum dieser alter Vater in dem jetzt erleuchteten Frankreich verurtheilt worden ist. Ja man bedenke, daß eine Herzoginn, die es auf ihren Privattheater aufführen lassen, nebst andern Herzogen und Herzoginnen darüber geweint hat: und niemand kann mehr zweifeln, daß ganz Paris nachgeweint haben wird. Da es ein französisches Produkt ist, und in so weit gar nicht in die deutsche Bibliotheck gehört: so wollen wir uns einer ausführlichen Kritick darüber enthalten; und nur überhaupt sagen, daß es weit rührender und lehrreicher hätte gemacht werden können. Herr von Felbaire hat alles, was sich mit diesem edelmüthigen Galeerensclaven zugetragen, in sein Stück bringen wollen, und dadurch ein doppeltes Interesse verursacht. Denn in den ersten beyden

Akten sind wir hauptsächlich für die Geliebte dieses Unglücklichen eingenommen, und in den letzten für den Vater und seinen zärtlichen Sohn. Ja wir könnten noch hinzusetzen, daß der Herr von Olban, der in diesem Stücke vorkömmt, und noch am stärksten, ob gleich manchmal übertrieben geschildert ist, uns im 3ten Akte hauptsächlich interessirt. Selbst der ehrliche Verbrecher ist mit seinen Klagen viel zu weibisch, macht von seiner That gar zu viel Redens, und man sollte fast glauben, es gereute ihn, diese That gethan zu haben.

Was die beyden Uebersetzungen anbelangt, so sind sie eben nicht schlecht, und wenn die letztere vor der erstern in einigen Stücken den Vorzug behauptet, so bedenke man, daß sich die erstere von einem Franzosen herschreibt, dem gewisse Kleinigkeiten unsrer Sprache noch nicht geläufig sind, der aber unsre Sprache sonst besser versteht und viel richtiger schreibt, als mancher gebohrner Deutsche. In Hamburg hat man eine dritte Uebersetzung gemacht, nach welcher es auch auf den dortigen Theater aufgeführt seyn soll. Da sie aber noch nicht im Druck erschienen ist, können wir von derselben nichts zuverlichtiges sagen.

Der

Der erste Uebersetzer hat anstatt Cecilie und Andre, sich der Namen Lucinde und Philint bedient. Es ist zwar etwas sehr Unbedeutendes, ob die Person im Stücke so oder anders heißt; aber wir sehen doch nicht ein, warum man die Originalnamen in der Uebersetzung zu ändern nöthig hat. Uebrigens läßt sich seine Uebersetzung gut lesen; nur sind ihm zu oft Gallicismen entwischt. Gleich in der Vorrede des Verfassers: „Es ist eine dieser rührenden Thaten, dieselbe, welche nach dieser vernünftigen Betrachtung erzählt ist, die ich zum Gegenstand meines Schauspiels erwählt habe.„ Zuweilen trift er auch nicht den wahren deutschen Ausdruck. Il succombe toujours sous les efforts du crime, heißt in der Uebersetzung: er erliegt stets unter den Bemühungen des Lasters.. Ferner je suis ruiné, ich bin verdorben.

Der andere Uebersetzer erzählt in der Vorrede das Schicksal, das dieses Stück gehabt hat, und daß der Verfasser den Titel in la pitié filiale recompensée geändert habe, weil er darüber in dem Journal encyclopedique kritisirt worden ist. Der Uebersetzer hat auch die Vorrede der ersten und zweyten französischen Ausgabe des Verfassers mit geliefert, woraus man sieht, daß man

in Paris sich noch mit der Hoffnung schmeichelt, es öffentlich aufführen zu sehen. In dieser Uebersetzung finden wir keine Fehler, aber wir könnten auch nicht sagen, daß das Schielende, das Matte und Gedehnte, das dem Verfasser der Zwang des Reims in französischen sagen läßt, glücklich vermieden worden sey.

Die Ehre Gottes in Betrachtung des Himmels und der Erde. Eine Wochenschrift. 6. Bände, 1767. bis 1769. Nürnberg, bey M. J. Bauer, in gr. 8.

Diese Wochenschrift enthält verschiedne nützliche Bestreitungen abergläubischer Meynungen, aus physikalischen Gründen, und ganz gut gemeynte physikotheologische Betrachtungen, und moralische Gedanken. Alles kann seinen Nutzen haben. Nur wäre zu wünschen, daß die Schreibart nicht fast beständig so weitschweifig und zuweilen so hochtrabend wäre, und sich der Verf. für dem Schematisiren, in das er zuweilen verfällt, hätte hüten wollen. Am Ende des sechsten Bandes erfahren wir, daß der Verf. ein Prediger zu Nürnberg, Namens Johann Conrad Löhe gewesen, der den 1. Jan. 1769. gestorben ist. Es ist auch dessen Bildniß von Lichtensteger gestochen, einigen Exemplarien beygefügt.

Die

Die Erkenntniß der Herrlichkeit Gottes aus Betrachtung der natürlichen Ding, eine Wochenschrift. Nürnberg, bey Henning. 13 Bogen in gr. 8.

Eine Art von Fortsetzung der ebengedachten Wochenschrift, die auch gleiche Absicht mit der erstern hat. Aber die Schreibart ist noch schwülstiger und weitscheifiger, voller schiefer Mahlereyen der Natur, und seynsollender poetischer, hochdahertönender Worte, die dem Leser ganz unerträglich werden. Um den Ueberdruß noch vollkommner zu machen, hat der Hr. Verleger Hr. C. D. Henning, Kunsthändler in Nürnberg, sich die Mühe gegeben, für jedes Blat eigenhändig einen elenden Kupferstich zu stechen, der zuweilen, einen physikalischen Satz erläutern, zuweilen einen Zierrath abgeben, und zuweilen beyde Absichten vereinigen soll. Diese letztern sind die poßierlichsten, z. B. im 4ten Stücke: die Vorstellung des Umlaufs der Erde um die Sonne, und darunter ein Mann mit einem langen Pelzrocke, welcher ganz ruhig Taback rauchet. Im 6ten Stücke: Pythagoras in einer Dachstube, im Schlafrocke an einem großen Tisch sitzend, und über die Proportionen nachdenkend, u. dgl. m.

Der Verfasser dieser Wochenschrift hat von dem Verfasser der vorgedachten Wochenschrift überaus hohe Begriffe. Er sagt im Vorbericht: „Durch die sowohl gelehrte als anmuthige Wo„chenschrift, die Ehre Gottes betitelt, war dem „Aberglauben ziemlich der Sturz nahe, und „hätte nicht der Tod durch die unerforschlichen „Rathschlüße des Höchsten eine Veränderung „gemacht, so wäre der Aberglaube noch gänzlich „dethronisiret worden. Aber, der noch kleine „Rest des Aberglaubens stehet triumphirend, „und spricht mit Freuden: Unser Feind ist ge„storben! doch nöthigt ihn sein Gewissen „ (Es ist eine schöne Sache um das Gewissen des Aberglaubens) „ daß er mit Zittern ausrufen „muß: der große Löhe ist tod! „

„ Der Mann, der die Zierde seines Vater„lands war, dessen Verdienste die Nachwelt be„wundert und verehrt „ (hoffentlich verehrt die Nachwelt doch nicht itzt schon, daher wäre hier ein bisgen futurum dienlich gewesen) „ dieser „starb leider in der Blüte seiner Jahre. Dieser „Fall ist dem Reiche der Wissenschaften so em„pfindlich, als der Tod eines Cato den bedräng„ten Römern. Ja mir starb ein Freund, eben da „ich im Begriff war ihm eine kleine Anmerkung „von der Elektricität zuzusenden. „ (Schade!

daß

daß der große Löhe das Sterben nicht hat aufschieben wollen, bis er die kleine Anmerkung des V. erhalten hätte.) — „Die Natur scheinet „selbsten betäubet zu seyn, dich als ihren Kenner „und Freund verlohren zu haben, und Noris „beweinet dich mit allzugerechten Thränen.„ Zu Verhütung alles Mißverständnisses wollen wir hier nur anmerken, daß durch Noris nicht der bekannte Cardinal dieses Namens, sondern des heil. R. Reichs Stadt Nürnberg, die der V. sich hier als per Prosopopoeiam, als eine Göttinn oder Nymphe vorstellt, verstanden werde. Uebrigens sind Schulchrien ganz gute Sachen, sie müssen aber nur zwischen Prima und klein Quarta bleiben. Wenn man sie in die Welt bringt, und als Wochenblätter drucken läßt, so macht man sich lächerlich.

Der neue Rechtschaffene, eine Wochenschrift. Zweyter Theil. Lindau, bey der typograph. Gesellschaft, 1768. 27. Bogen, in gr. 8.

Wir haben in X. B. I. St. S. 306. den ersten Theil dieser Wochenschrift angezeigt. Der zweyte Theil ist ohngefehr so beschaffen wie der erste, nur daß die Verf. noch in den langsamen, einförmigen, schleppenden, predigenden

Ton verfallen, der schon im ersten Theile, uns misfiel. Sonst finden wir in diesem Theile verschiedne gute moralische Wahrheiten richtig betrachtet, und wir zweifeln nicht, daß dieß Wochenblatt in dem Vaterlande der V. bey manchen Lesern Nutzen gehabt haben mag. Es ist mit dem zweyten Theile geschlossen.

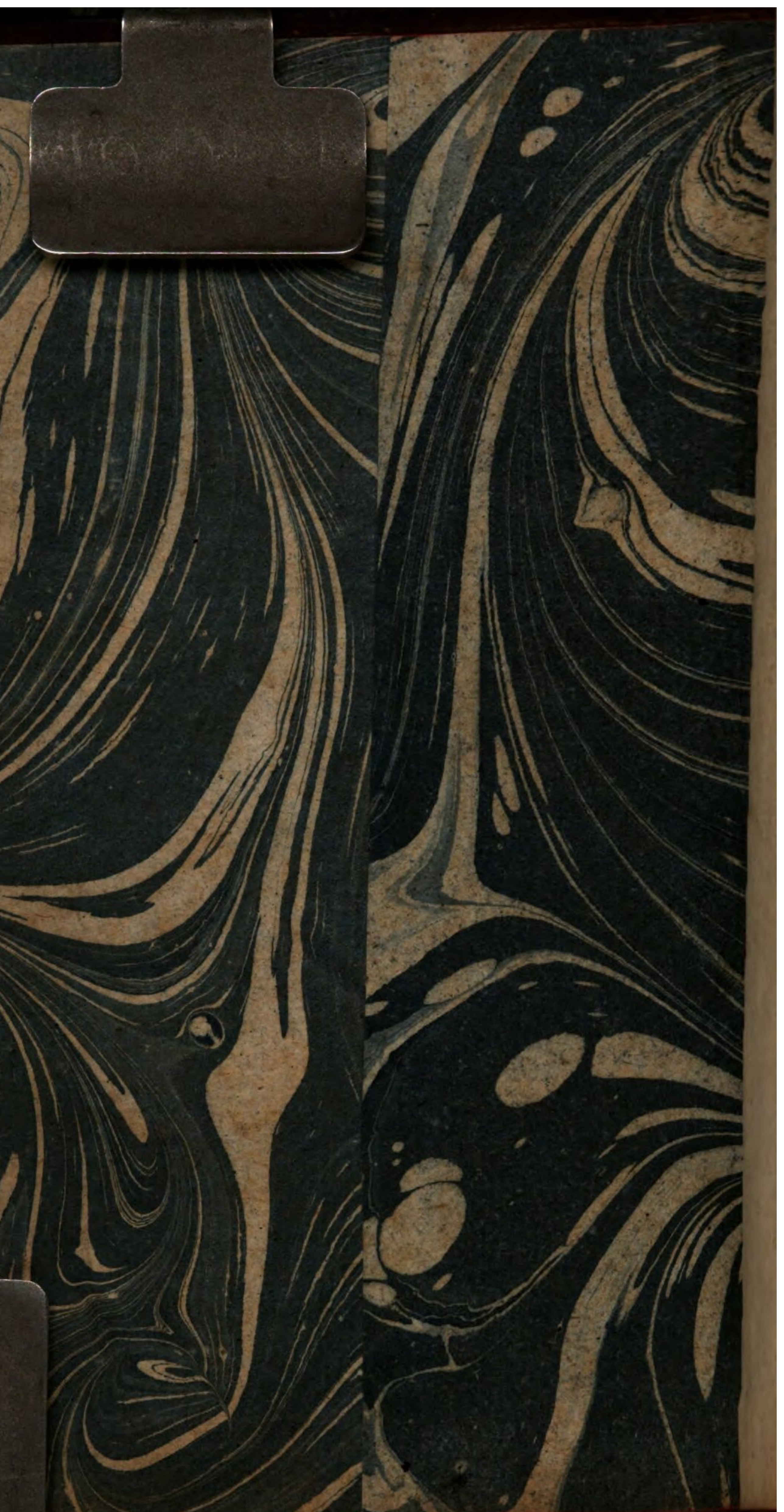
Briefe über die neueste Moral des IIten Bandes des 4. bis 6tes Stück. Greifswald, bey Rose, 1767. 8.

Wir zeigen diese Stücke blos an, um zu sagen, daß damit diese sehr mittelmäßige moralische Schrift geschlossen ist. Uebrigens beziehen wir uns auf unser Urtheil über des IIten Bandes 1. bis 3tes St. (Bibl. III. B. II. St. S. 282.) Der erste Band dieser Schrift kam 1765. heraus.

Ende des ersten Bands.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX (1+2) X92



Ton verfallen, der schon im ersten Theile, uns misfiel. Sonst finden wir in diesem Theile verschiedne gute moralische Wahrheiten richtig betrachtet, und wir zweifeln nicht, daß dieß Wochenblatt in dem Vaterlande der V. bey manchen Lesern Nutzen gehabt haben mag. Es ist mit dem zweyten Theile geschlossen.

Briefe über die neueste Moral des IIten Bandes des 4. bis 6tes Stück. Greifswald, bey Röse, 1767. 8.

Wir zeigen diese Stücke blos an, um zu sagen, daß damit diese sehr mittelmäßige moralische Schrift geschlossen ist. Uebrigens beziehen wir uns auf unser Urtheil über des IIten Bandes 1. bis 3tes St. (Bibl. III. B. II. St. S. 282.) Der erste Band dieser Schrift kam 1765. heraus.

Ende des ersten Bands.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX (1+2) X92